

ZA 4772, 34. 1982



34/1982 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

LUDWIGSBURGER
GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Das Titelblatt zeigt einen Blick auf das neu renovierte
Favoriteschloß von Süden (Foto: Dr. Alois Seiler)

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 34

Mit 61 Abbildungen



1982

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS LUDWIGSBURG
LUDWIGSBURG

Ludwigsburger
Geschichtsbücher

ZA 4772/134
1382



Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Dr. Franz Mögle-Hofacker, Bietigheim-Bissingen
und Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Für den Inhalt zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Schloß Favorite in Ludwigsburg. Von <i>Klaus Merten</i>	7
Freiberg – Wurzeln einer jungen Stadt. Von <i>Alois Seiler</i>	20
Die Geschichte der Freudentaler Juden. Von <i>Theobald Nebel</i>	36
Pater Augustin Fischer aus Ludwigsburg – letzter Kabinettssekretär Kaiser Maximilians von Mexico. Von <i>Norbert Stein</i>	75
Gottlieb Löffler – ein schwäbischer Maler. Von <i>Ulrich Kull</i>	134
Das Jahr 1981 (<i>Herbert Saar</i>)	144
Berichte und Notizen	
Veranstaltungen des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. 1981/82 (<i>Markus Otto</i>)	150
Das Städtische Museum Ludwigsburg 1981/82 (<i>Helga Gengnagel</i>)	163
50 Jahre Milu Milchwerk Ludwigsburg eG. (<i>Wolfgang Schmierer</i>)	164
Buchbesprechungen	165
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1982	175
Bildnachweis	176

Mitarbeiter dieses Bandes

Bader, Dorothea, Archivoberinspektorin, Murr
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Carle, Gabriele, Archivinspektorin, Asperg
Gengnagel, Helga, Leiterin des Städt. Museums, Ludwigsburg
Dr. Grube-Bannasch, Sibylle, gepr. Archivarin, Stuttgart
Hofer, Karl, Archivamtsrat, Ludwigsburg
Dr. Kull, Ulrich, Professor, Stuttgart
Läpple, Wolfgang, Städt. Archivamtmann, Ludwigsburg
Leibfried, Renate, Eberdingen-Hochdorf
Dr. Merten, Klaus, Oberkonservator, Ludwigsburg
Dr. Mögle-Hofacker, Staatsarchivrat, Bietigheim-Bissingen
Mühleisen, Horst, Wiss. Angestellter, Ludwigsburg
Nebel, Theobald, Rektor, Besigheim
Otto, Markus, Apotheker, Bietigheim-Bissingen
Saar, Herbert, Pressereferent des Landratsamts, Ludwigsburg
Dr. Schmierer, Wolfgang, Oberstaatsarchivrat, Tamm
Schneider, Regina, Archivoberinspektorin, Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivoberinspektor, Ludwigsburg
Dr. Seiler, Alois, Staatsarchivdirektor, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivrat, Ludwigsburg

Vorwort

Der etwa 350 Mitglieder zählende Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V., der jährlich ein neues Heft der geachteten Ludwigsburger Geschichtsblätter vorlegt, ist, wie leicht ermessen werden kann, in ständiger Finanznot, denn die von Jahr zu Jahr wachsenden Kosten der Drucklegung übersteigen die regulären Einnahmen des Vereins beträchtlich. Der Verein ist darum nicht nur gezwungen, den überwiegenden Teil der Beiträge sofort für die Herausgabe der Ludwigsburger Geschichtsblätter zu verwenden, sondern er ist auch auf Spenden seiner Mitglieder und Freunde und – vor allem – auf die Unterstützung der öffentlichen Hände angewiesen. Schon längst hätte der Verein seine Veröffentlichungen einstellen müssen, flössen ihm nicht von Stadt und Landkreis und – freilich in bescheidenem Maße – auch von privater Seite Mittel zu. Die Zuschüsse von Stadt und Landkreis werden insbesondere in einer Phase rezedierender Konjunktur und erschöpfter öffentlicher Kassen vom Verein nicht für selbstverständlich genommen. Stadt und Landkreis sei darum aufrichtig für das gedankt, was sie seit Jahren in anerkennenswerter Weise für den Verein tun. Ebenso sei allen privaten Spendern gedankt, die den Verein und seine Arbeit unterstützen. Der Verein, der um weitere Zuwendungen bittet, wird alle finanzielle Hilfe, die ihm zuteil wird, dadurch honorieren, daß er bemüht bleibt, die Qualität der Ludwigsburger Geschichtsblätter zu erhalten und durch sie einen wichtigen und bleibenden Beitrag zum Kulturleben des Stadt- und Kreisgebiets zu leisten.

Das neue Heft 34 – aus naheliegenden Gründen etwas schlanker als das vorjährige – liegt pünktlich zum Jahresende vor und bereichert unser Wissen über Geschichte und Menschen unserer Heimat. Klaus Merten behandelt das Schloß Favorite in Ludwigsburg, das, seit einigen Monaten restauriert, in neuem Glanz erstrahlt. Der Zusammenschluß der Gemeinden Beihingen, Geisingen und Heutingsheim zur neuen Gemeinde Freiberg wird allgemein als mustergültig bezeichnet. Alois Seiler spürt den vielfältigen Wurzeln der jungen Stadt nach. Seine gründliche Arbeit darf den Anspruch erheben, bereits eine komprimierte Ortschronik zu sein. Eine erste zusammenfassende Darstellung der jüdischen Gemeinde in Freudental stammt aus der Feder von Theobald Nebel. Sie wird im nächsten Heft fortgesetzt. Ulrich Kull stellt Gottlieb Löffler aus Korntal, einen schwäbischen Maler, und Norbert Stein Pater Augustin Fischer aus Ludwigsburg vor, eine schillernde Figur des vorigen Jahrhunderts, Abenteurer, Priester, Diplomat und Vertrauter Kaiser Maximilians von Mexiko in einem. Die Chronik 1981 hat – wie die Chroniken der Jahre zuvor – Herbert Saar verfaßt. Berichte, Notizen, Besprechungen und Register schließen das Heft, das wieder von Wolfgang Schmierer im Zusammenwirken mit Kollegen des Staatsarchivs Ludwigsburg besorgt wurde. Seine Aufgabe ist schwierig und zeitraubend. Hinter den schimmernden Seiten eines jeden Heftes verbergen sich Mühsal und Kleinarbeit, so Korrektur und Einrichtung der Texte, so die Korrespondenz und Besprechung mit nicht immer leicht zu handhabenden Autoren. Neuerdings kommt zu allem noch die Beschränkung durch ein vorgegebenes Budget hinzu. Wolfgang Schmierer sei besonders herzlich gedankt, daß er auf's neue seine Aufgabe – übrigens ehrenamtlich und nebenberuflich – in so meisterhafter Weise gelöst hat.

Ludwigsburg, im November 1982

Wolfgang Bollacher

Freiberg – Wurzeln einer jungen Stadt*

Von Alois Seiler

Freiberg ist eine junge Gemeinde, eine sehr junge Stadt. Ihre Wurzeln reichen indessen tief in den Boden der Vergangenheit. Beihingen, Heutingsheim und Geisingen sind die Gründungsausstattungen. Sie gehören mitten hinein, sind Bestandteile der altbesiedelten Landschaft des mittleren Neckarraumes. Ihre Geschichte ist geprägt von einer fast verwirrenden Vielfalt von Herrschaftsstrukturen, die weit und breit ihresgleichen sucht. Sie ist aber auch gekennzeichnet von gemeinsamen Schicksalen in dieser Vielfalt, von geschichtlichen Episoden, die das heutige Miteinander bereits vorweggenommen oder vorprogrammiert haben.

Das Freiberg von heute ist ein Modellfall zeitgemäßer Kommunalpolitik, das Freiberg von gestern ist ein Modellfall für die Bandbreite der Geschichte. Diese Geschichte ist unter modernen Gesichtspunkten noch nicht erforscht und geschrieben. Wertvolle Teildarstellungen verdanken wir Albrecht *Ritz* mit seinem 1939 erschienenen Buch »Gestalten und Ereignisse aus Beihingen am Neckar«, weiterhin Heinz Erich *Walter* mit dem Ortsbuch »1000 Jahre Heutingsheim«, sowie verschiedenen Arbeiten des Heutingsheimer Pfarrersohns und Nestors der württembergischen Vor- und Frühgeschichte Professor Oscar *Paret*. Für ein vergleichbares Ortsbuch von Geisingen hat dessen früherer Bürgermeister Wilhelm *Burkhardt* mit vorbildlichem Engagement und Sachkenntnis eine große Quellensammlung angelegt. Sein allzufrüher Tod in diesen Tagen hat ihn sein Lebenswerk nicht mehr vollenden lassen. Und last not least nenne ich das jüngst erschienene, von Bürgermeister Schlagenhaut initiierte und von Martin *Hohnecker* wesentlich gestaltete Heimatbuch »Lebendiges Freiberg am Neckar«, das in geglückter Weise in Wort und Bild im knappen Abriß erstmals die junge Stadt mit ihrer alten Geschichte dem Bürger anschaulich präsentiert.

Meine folgenden Ausführungen sind allen Genannten – und manchen Ungenannten – verpflichtet, nicht minder aber auch den Originalquellen in der Obhut des Staatsarchivs Ludwigsburg und des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Der Forschungsstand und die Kürze der Zeit erlauben keinen ausgewogenen und vollständigen Überblick. Lassen Sie mich daher Schwerpunkte setzen, Schwerpunkte, die dem *Gemeinsamen* in der Vielfalt historischer Strukturen gelten sollen, und dem reichen *kulturellen Erbe*, das aus dieser Vielfalt entstand. Der Reichtum Freibergs von heute besteht in seiner modernen Infrastruktur, er besteht aber auch in seiner einzigartigen Geschichte.

Die Siedlungsansätze auf Freiburger Boden gehen in die jüngere Steinzeit – zwischen 3000 und 2000 Jahre vor Christus – zurück. Damals vollzog sich hier der kaum zu überschätzende Wandel vom jagenden Nomadenmenschen zum seßhaften Ackerbauern und Viehzüchter. Dieser Sozialisierungsprozeß wurde Voraussetzung für die Siedlungsgründungen der folgenden Jahrhunderte. Zeugnisse für das Seßhaftwerden in dieser Zeit und das menschliche Zusammenleben in Formen, die wir heute nicht mehr greifen können, sind auf dem fruchtbaren Ackerboden in reicher Fülle vorhanden.

* Im wesentlichen unveränderter Vortrag (mit Lichtbildern) im Evangelischen Gemeindezentrum Freiberg am 21. 10. 1982 auf Einladung der Stadt Freiberg a. N. sowie beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. am 11. 11. 1982.



*»Schlöße« der Herren von Stammheim
zu Geisingen*



*Kirche zu Geisingen von Südosten.
Der Chor ist die 1474 erbaute
Nikolauskapelle*

Mindestens 12 jungsteinzeitliche Siedlungsstätten, angelegt vor gut 4 Jahrtausenden, sind bis heute bekannt. Dies ist eine dichte Besiedlung, auch wenn nicht alle diese Weiler gleichzeitig bestanden haben dürften. Sie gehören der sog. Rössener, die jüngsten der sog. Michelsberger Kultur an. Sie sind gelegentlich noch heute in der unbebauten Landschaft, an den Hängen und Landrücken entlang dem Neckar und seinen Seitentälern, oft an kleinen schwarzen Platten im Erdreich, verbrannten Hüttenresten, erkennbar. Ein Modelldorf hat Oscar Paret rekonstruiert.

Das wohl ausgedehnteste jungsteinzeitliche Dorf entdeckten Oscar Paret und sein Vater im Winter 1908/09 400 m vordwestlich der Domäne Monrepos in der Flur Incher auf der Markung Heutingsheim mit schätzungsweise 150 Hütten. In auffälliger unmittelbarer Nachbarschaft – heute durch die Autobahntrasse getrennt – befinden sich die jungsteinzeitlichen Wohnstellen in der Flur »Hohe Hälde« auf der Anhöhe gegen Monrepos. Fast im Zentrum des heutigen Freiberg, bei der heutigen Kasteneckschule, lag die dritte größere jungsteinzeitliche Siedlung, die 1927 bei einem Hausbau angeschnitten wurde. Die gleichartige Keramik legt nahe, daß alle 3 Siedlungen gleichzeitig bestanden.

Ohne hier die kleineren Fundstellen zu berücksichtigen, kann man zusammenfassend sagen, daß das Land zwischen Gründelbach und Neckar bereits in der ersten Siedlungsperiode relativ reich bevölkert war, daß die Gehöfte ebenso untereinander in Verbindung standen wie auch mit den Niederlassungen zwischen Hoheneck und Benningen. Geradezu symbolhaft erscheint in diesem Zusammenhang die 1974 festgestellte Existenz einer Steinzeitsiedlung auch auf dem Gelände des Rathauses, des Mittelpunktes der jungen Stadt.

Aus der Bronze- und Eisenzeit, also zwischen 1800–800 vor Christus, sind nur zufällige Grabfunde bekannt. Dies hängt wohl weniger mit einer geringeren Besiedlung als mit der veränderten Überlieferungsform zusammen. Das in diese Zeit gehörige berühmte Fürstengrab des Kleinaspergle befand sich sicher inmitten einer besiedelten Landschaft.

Nach den Jahren um 400 vor Christus besiedelten keltische Volksstämme den mittleren Neckarraum, übrigens die ersten dem Namen nach faßbaren Volksgruppen. In Heutingsheim (Flur Steig), in Geisingen (»Regenbogenschüsselchen« als keltische Münze) und Beihingen (Flur »Benninger Feld«) sind ihre Hinterlassenschaften gefunden worden.

Um das Jahr 85 nach Christus erschienen die ersten römischen Truppen am mittleren Neckar. In Cannstatt entstand ein Lager für ein Reiterregiment, in Benningen – gegenüber der Murrmündung – ein Erdlager für eine Fußtruppe (Kohorte) mit einer berittenen Abteilung. Beide Kastelle waren durch eine steinerne Straße verbunden, die über die späteren Gemarkungen Kornwestheim und Ludwigsburg führte. Für zwei Menschenalter lag der Landstrich am Gründelbach in der Grenzbefestigungszone des römischen Weltreiches. Um 155 rückte Rom seine Grenzen in diesem zur Provinz Obergermanien gehörenden Gebiet auf die Linie Murrhardt–Welzheim vor. Der dort errichtete Grenzwall brach in den Jahren 259/260 unter dem Ansturm der Alemannen zusammen, die das Land bis zum Rhein und zur Donau überfluteten.

So ist es fast selbstverständlich, daß unser ganzer Bezirk reich übersät ist mit römischen Einzelgehöften, die wohl durchweg in der sog. Etappenzeit zwischen 155 und 250 angelegt wurden.

Als ein Modellfall für viele andere rekonstruierte Oscar Paret besonders eindrucksvoll die sog. »Eglosheimer Burg« östlich vom Favoritepark auf Markung Heutingsheim als römischen Gutshof mit Ziegelei.

Weitere Höfe wurden in den Fluren »Bettäcker« und in den »Kreuzwiesen« bei Monrepos (– hier mit einer Badeanlage! –) angeschnitten. Auf Geisinger Gemarkung



Taufstein bei der Geisinger Kirche mit dem Wappen der Stammheim und der Wehenstein, wohl aus der Zeit um 1521



*Grabmal des Wolf von Stammheim
(† 1541) in der Geisinger Kirche*



*Kirche zu Heutingsheim mit dem Chor
des Baumeisters Peter von Koblenz*

ließen sich in den Fluren »Innere Kirchäcker« und »Lange Wiesen« Reste römischer Siedlungen feststellen.

Am frühesten wurde der römische Gutshof im »Hohlweg« bei Beihingen bekannt. Schon im Mittelalter entdeckte man hier, wohl in römischen Ruinen, ein mittlerweile berühmtes Bildwerk, das Eponaweihrelief, das in eine Mauer des alten Schlosses Beihingen eingemauert war. 1583 sah und erkannte es einer der ersten Altertumsforscher, der Marbacher Lateinlehrer Simon Studion. Er ließ es in das Württ. Landesmuseum Stuttgart überführen. Eine getreue Nachbildung ist im Freiburger Rathaus allen Bürgern zugänglich. Es ist ein 60 cm hoher und 1 Meter breiter Weihstein aus Schilfsandstein, der zu Ehren der keltisch-römischen Pferdegöttin Epona wohl als Dank des römischen Gutsherren für die glückliche Heimkehr von einer längeren Reise von einem einheimischen Steinmetzen – einst bunt bemalt – geschaffen wurde. Im oberen Feld thront, umgeben von schweren Pferden, Epona, die keltische Schutzgöttin der Pferde. Unten fährt von links her ein Mann auf einem mit drei Pferden bespannten Reisewagen herein, auf der rechten Seite bringt er ein Opfer dar, den Dank für Beistand auf einer sicher außergewöhnlichen Reise.

Es sei noch angemerkt, daß mit dem Fortgang der Neubebauung des »Hohlwegs« in den siebziger Jahren weitere Teile des Gutshofes, darunter Reste eines Badehauses freigelegt wurden, ein Komfort, der in einem römischen Grundherrensitz selbstverständlich war. Nicht im Hohlweg, sondern auf einem Acker südöstlich des Brandholzes wurde erst 1978 wieder ein behauener Sandstein gefunden, der sich als Eponarelieef entpuppte.

Wir dürfen also davon ausgehen, daß die Gemarkung Freibergs römisches Siedlungsgebiet war, in einer Intensität, die sich heute noch nicht abschätzen läßt.

Die im 3. und 4. Jahrhundert nach Christus eindringenden Alemannen, deren Holzhäuser leider spurlos verschwunden sind, siedelten etwas abseits der römischen Gutshöfe, ja sahen in ihnen lohnende Plünderungsobjekte. Erst für die Zeit von der Mitte des 5. bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts werden sie archäologisch in ihren Reihengräberfriedhöfen mit oft reichen Grabbeigaben greifbar. Es ist die Zeit, als die Stammesgrenze zwischen Alemannen und den um 500 nach Süden drängenden Franken bereits festlag, eine Grenze, die sich südlich vom Hohenasperg auf den Lemberg hin orientierte. Auf Gemarkung Heutingsheim und Geisingen sind Gräberfelder angeschnitten worden, in Beihingen noch nicht, was, wie ich überzeugt bin, ein reiner Zufall, fehlendes Finderglück ist.

Sicher gehörte das Freiburger Gebiet auch nach dem Abzug der Römer zu den dichtbesiedeltesten Zonen des Neckarraums. Es entstand seit etwa 500 der unmittelbaren fränkischen Herrschaft, allerdings als direkter Grenz Nachbar zu dem erst 746 in der Schlacht bei Cannstatt endgültig unterworfenen alemannischen Herzogtum. Es spricht nichts dafür, daß die Franken damals die unmittelbar nördlich der Stammes- oder Sprachgrenze ansässigen Alemannen radikal vertrieben haben. Vielleicht sind die Bewohner allmählich fränkisch assimiliert worden. Die früher oft herangezogene Unterscheidung zwischen -heim und -ingen Ortsnamen ist hier wenig hilfreich. Eine exakte Unterscheidung ist heute wohl kaum mehr möglich – ist sie überhaupt noch sinnvoll?

Wir haben bei diesem Gang durch die Vor- und Frühgeschichte auf dem Boden des heutigen Freiberg und seiner allernächsten Umgebung erkennen können, welche reiche Siedlungsmöglichkeiten von Beginn der menschlichen Niederlassung an hier gegeben und genutzt waren, auch wenn uns für diese Zeit keine Ortsnamen überliefert sind. Vom Ende der Reihengräberzeit im 7. Jahrhundert bis zum Einsetzen der reicheren schriftlichen Überlieferung im 13./14. Jahrhundert, sind wir auf Zufallserwähnungen und Rückschlüsse angewiesen, die indes noch kein gesichertes Geschichtsbild ermöglichen.

Alle drei Orte sind wesentlich älter als ihre zufälligen Ersterwähnungen im 9. bzw. 10. Jahrhundert. Die Ortsnamenformen und die Reihengräberfunde lassen eine Siedlungsgründung als Dorfgemeinschaft bald nach dem Jahr 500 vermuten. Ausgangspunkt dürfte jeweils der Hof eines begüterten Grundherren gewesen sein, der möglicherweise auch dem Ort seinen Namen gab. Um diese Komplexe bildeten sich nach und nach dörfliche Siedlungen aus. Nur das Wichtigste an Fakten, Zahlen, historischen Verbindungen soll hier genannt werden.

Beihingen und *Geisingen* werden im Jahr 844 erstmals erwähnt, als ein Diakon Adellodus dem Kloster Lorsch an der Bergstraße seine Kirche in Beihingen samt allem, was er dort besaß, und – neben anderen Orten auch seinen Besitz in Geisingen schenkte. Der Schenker dürfte einer angesehenen fränkischen, wohl dem Reichsadel zugehörigen Familie entstammen. *Heutingsheim* verdankt seine Ersterwähnung dem bekannten Gütertausch eines Diakons Wolvald im Jahre 972 mit Bischof Balderich von Speyer. Zu dem großen Güterkomplex, den hiermit das Bistum Speyer in und um Marbach erhielt, zählte neben *Beihingen* auch *Heutingsheim*. Wir wissen leider nicht, um welche Güter und Rechte es sich im einzelnen handelte. Auch Wolvald hat sicherlich der begüterten und politisch einflußreichen Oberschicht des Ottonischen Reiches angehört.

In der quellenarmen Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts erfahren wir von den drei Gemeinden nichts, fast nichts: denn für Geisingen ist zum Jahre 1140 bezeugt, daß hier ein feierlicher Rechtsakt zugunsten des Klosters Hirsau stattfand, das im übrigen nicht, wie in der Literatur oft zu lesen ist, hier begütert war. In Geisingen anwesend waren Vertreter zahlreicher Ministerialenfamilien der näheren und weiteren Umgebung. Hier spielt wohl die enge Verbindung Geisingens als kirchliche Filiale zum Grafensitz



*Der berühmte Kanzelträger in der Kirche
zu Heutingsheim*



Neues Schloß zu Geisingen

Ingersheim eine noch unbekannte Rolle. Für diese noch fast gänzlich unerforschte Zeitspanne sei nur die vorsichtige Vermutung ausgesprochen, daß Geisingen im frühen und hohen Mittelalter mehr nach Ingersheim denn nach Heutingsheim und Beihingen orientiert war.

Die Ohnmacht der Reichsgewalt nach dem Ende der Stauferzeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts führte in unserem Raum zu einer zielstrebigem Expansion der Grafen von Württemberg und zu einem Aufkommen zahlreicher Ministerialengeschlechter, größtenteils im Dienst oder in Lehensabhängigkeit von den erstarkenden reichsunmittelbaren Fürsten und Herren. Die Folge war eine geradezu verwirrende Fülle kleiner und kleinster Herrschaftsverhältnisse, wofür Freiberg ein wohl kaum zu übertreffendes Beispiel sich ständig wandelnder historischer Vielfalt abgibt. Wollte ich die historischen Herrschaftsstrukturen eines jeden der 3 Orte Ihnen minutiös darlegen, müßte ich stundenlang sprechen und Ihnen durch die Überfülle oft belangloser und allzumenschlicher Fakten sicherlich Grauen und Mutlosigkeit an der Beschäftigung mit der Heimatgeschichte einflößen. Die Vollständigkeit des historischen Geschehens muß einmal an anderer Stelle, vielleicht in einer groß angelegten Geschichte der Stadt Freiberg, mit all ihren Verbindungslinien ausgebreitet werden.

Aus der Fülle des Materials möchte ich heute abend nur 3 Aspekte herausheben, die mir in unseren Tagen besonders wesentlich erscheinen: *Zum einen* die gemeinsame Geschichte Geisingens, Heutingsheim, und halb Beihingens vom 14. bis zum 18. bzw. 17. Jahrhundert, eine Geschichte, die den Gemeindegemeinschaften von 1972 in der einen oder anderen Form bereits vorweggenommen hat. *Zum anderen* die selbständige Entwicklung, die daneben der löwensteinsche $\frac{3}{5}$ Anteil an Beihingen, der Freiberg seinen Namen gab, verbunden mit der Vielzahl von Kooperationszwängen zweier

Herrschaften in *einem* kleinen Dorf. *Und nicht zuletzt* möchte ich ausgesprochen oder unausgesprochen auf das reiche kulturelle Erbe an kirchlichen wie weltlichen Bauwerken hinweisen, wie es auf solch kleinem Raum nur in der geschichtlichen Vielfalt erwachsen konnte. Wenn ich dennoch zahlreiche Namen, Fakten und Zahlen nennen muß, so betrachten Sie dies als ein notwendiges Gerüst.

Die gemeinsame Geschichte der drei Freiberger Orte beginnt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, genauer gesagt zwischen 1361 und 1395.

Das Jahrhundert zuvor ist in *Heutingsheim* geprägt von einem eigenen Ortsadel, den Burkarten von Heutingsheim und den kurz nach ihnen erwähnten Kastner von Kasteneck, die nach den Forschungen Heinz Erich Walters nicht miteinander identisch sind. Die Burg Kasteneck stand über dem Mühlbachtal. Der Burghügel über dem heutigen Kastenecksportplatz wurde erst 1835 eingeebnet, die zugehörige Kapelle 1806 abgetragen. Die Burg Kasteneck selbst war schon 1428 zerstört. Nach dem gemeinsamen Wappen (ein Widderhorn im Schild) zu urteilen, waren sie mit den Herren v. Oßweil, v. Affalterbach, v. Gaisberg u. a. verwandt. Kasteneck und die Vogtei Heutingsheim gehörten wohl zur Hochadelsherrschaft Lichtenberg über Oberstenfeld, die Mitte des 14. Jahrhunderts an Württemberg gekommen ist. Als Dienstmannen, Lehensträger oder Pfandinhaber waren nacheinander Kloster Bebenhausen, die Herren von Urbach, von Gomaringen und die Sturmfeder von Oppenweiler Obrigkeit in Heutingsheim, die vereinzelt noch über Jahrhunderte einzelne Güter und Rechte in Heutingsheim behielten. Nicht mit der Ortsherrschaft verbunden war das Kirchenpatronat, das während des ganzen Mittelalters bei den Bischöfen von Speyer lag – wohl ein Relikt der Wolvaldstiftung von 972! – und das die Familie von Sperberseck im 16. Jahrhundert von Speyer zu Lehen trug.

1372 endlich beginnen die Anfänge einer *langfristigen* Herrschaftsstabilität in Heutingsheim. Reinhard von *Stammheim* kauft für die Kinder seines verstorbenen Bruders Konrad von den Herren von Urbach den kleinen württembergischen Anteil an Heutingsheim. Sein Geschlecht wird in der Folgezeit diesen Anteil umfassend ausbauen. Halten wir hier fest, es sind die Herren von Stammheim, die eine langfristige Territorialpolitik im Freiberger Raum anstreben. Ihr Familienwappen ist vielerorts ihr Eigentumsstempel.

Und werfen wir gleichzeitig den Blick auf die Herrschaftsverhältnisse in *Geisingen* und *Beihingen* in dieser Zeit. Geisingen kam mit der Grafschaft Asperg 1308 an Württemberg. Deren Lehensträger waren die Herren Sturmfeder zu Oppenweiler, die bis nach Rheinhessen reiche Besitzungen ihr eigen nannten. Am 23. Dezember 1361 kaufte Konrad von Stammheim von Friedrich v. Sturmfeder »Geysingen die Burg und das Dorf« um 400 Pfd. Heller ab. Mit diesem Erwerb wurde auch Geisingen langfristig stammheimisch.

Bei der im Kaufvertrag erwähnten Burg handelte es sich unzweifelhaft um die sog. »Holderburg«, die am damaligen Nordrand des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe stand. Altbürgermeister Wilhelm Burkhardt konnte diesen Standort anhand der Flurbezeichnungen in älteren Steuer- und Güterbüchern eindeutig identifizieren. Die Holderburg, von der noch im 19. Jahrhundert Mauerreste im Boden gefunden worden waren, ist der älteste Herrensitz Geisingens. Sie ist leider so früh schon wieder abgegangen, daß wir uns von ihrem Aussehen keine Vorstellung mehr machen können.

Beihingen endlich mußte über sich ergehen lassen, aus der Gestaltung der hochmittelalterlichen Territorialverhältnisse als ein zweigeteiltes Dorf hervorzugehen, ein Zustand, der bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Bestand haben sollte. Ursprünglich im Besitz der Grafen von Calw kam der Ort im Erbweg teils an die Grafen von Asperg, teils an die Grafen von Löwenstein. Mit dem Ankauf der Grafschaft Asperg 1308 ging auch $\frac{1}{4}$ des



*Fachwerkgiebel des Endreß Heß
aus Weil im Schönbuch an der Stallung
des Heutingsheimer Schlosses*



*Blick vom alten Schloß in Beihingen auf
die Amanduskirche*

Dorfes Beihingen an die Grafen von Württemberg über. Der etwas größere löwensteinische Teil kam an reichsritterschaftliche Familien und nahm eine völlig andere Entwicklung, von der erst im abschließenden Kapitel die Rede sein wird.

Der um 1380 aus 21 Hofstätten und zwei größeren Höfen zuzüglich der Ortsvogtei bestehende württembergische Anteil wurde nun im Mai 1395 im Tausch gegen Bonlanden den Brüdern Hans, Konrad und Wolf von Stammheim zu Mannlehen gegeben. Bis zu ihrem Aussterben 1588 wird den Stammheimern dieser Lehensbesitz regelmäßig verbrieft, seit 1461 stets mit dem bezeichnenden Zusatz »ohne die Burg zu Beihingen«, die nämlich zur anderen Herrschaftshälfte gehörte.

Mit dem Besitz von Geisingen, Heutingsheim und halb Beihingen, den sie durch Kauf und Tausch immer weiter abrundeten, haben also die Herren von Stammheim um das Jahr 1400 mit einigen Abstrichen jenes Freiberg bereits vorweggenommen, das sich in dem Gemeindegemeinschaftsschluß vom 1. Januar 1972 konstituierte. Spricht man von historischen Wurzeln dieser Stadt, so ist dies wahrlich keine Floskel.

Namengebender Stammsitz dieses Ministerialengeschlechts war Stammheim bei Stuttgart. Ihr berühmtester Vertreter ist jener Minnesänger von Stammheim, der um 1230 dichtete und in den Kreis der Troubadoure um Gottfried von Neuffen und den Grafen von Kirchberg gehörte. Als ihr Erbgut Stammheim 1456 von Pfalzgraf Friedrich von Tübingen in ein Eigengut umgewandelt wurde, zählten die Herren von Stammheim in diesem Bereich sogar zu den reichsunmittelbaren *Landesherren*, wenn auch nur in den allerkleinsten Dimensionen.

Welche Bedeutung sie ihrer systematisch ausgebauten Herrschaft im heutigen Freiberg beilegen, zeigt die *Verlegung ihres Wohnsitzes 1495 von Stammheim nach Geisingen*.

Hier hatten sie im Unteren Hof schon 1496 ein »Wasserschloß« erbauen lassen, das indes 1641 und vollends 1856 ein Opfer der Flammen wurde. Im frisch und vorbildlich restaurierten Glanz präsentiert sich dagegen das 1671 auf älterer Grundlage des 15. Jahrhunderts neben dem Wasserschloß gleichfalls als Wohnsitz errichtete »Schloß«, ein hohes verputztes Fachwerkgebäude mit Rundbogenkellertor, hoher Außentreppe und Schwibbogen zur Ostseite. Von den Wirtschaftsgebäuden des Unteren Schlosses – durchweg erst von den Herren Schertlin von Burtenbach errichtet, sind z. B. noch die ehemalige *Kelter von 1671*, ein Fachwerkaufbau mit Krüppelwalmdach, 1837 für Schule, Rathaus und Fruchtkasten aufgestockt, erhalten, oder die ehemalige *Olmühle*, die im Kern wohl in das 17. Jahrhundert zurückgeht.

Nachdem *Geisingen* den Stammheimer als Residenz diente, war es nur naheliegend, hier auch die Grablege der Familie einzurichten. So ließ Hans von Stammheim im Jahre 1474 die 1336 erstmals erwähnte *Nikolauskapelle* neu erbauen. Es ist der Chor der heutigen Kirche, deren Schlußsteine im Kreuzrippengewölbe das Wappen der Herren von Stammheim zeigen bzw. den Namen des Bauherrn und das Baujahr. Nach der Verselbständigung von der bisherigen Mutterkirche Ingersheim 1505 – ein Jahr zuvor waren übrigens beide Ingersheim endgültig an Württemberg gefallen –, die Hans von Stammheim nachdrücklich betrieb, ließen sein Sohn Wolf von Stammheim und seine Frau Magdalena geb. von Wehingen das heutige Kirchenschiff anbauen. Am Dienstag nach Pfingsten 1521 wurde hierzu nach einer Inschrift an der Nordwand der Kirche der erste Stein gelegt. Beide Ehegatten ließen ihre Wappen wohl im gleichen Jahr auf dem neuen Taufstein einhauen, der heute zwischen Kirche und Gemeindehaus aufgestellt ist.

Die Kirche zu Geisingen ist berühmt für ihren reichen Schatz an Grabdenkmälern der früheren Ortsherren, bes. der v. Stammheim und der Schertlin von Burtenbach. Ich greife hier nur heraus die Denkmäler für Wolf von Stammheim mit seiner vortrefflichen Rüstung (†1541), seiner Frau Magdalene (†1526) v. Wehingen und das marmorne



Ecktürmchen (1760) am Herrenhaus des Heutingsheimer Schlosses

Doppelgrab der zukunftsweisenden Verbindung Hans von Stammheims mit Ursula geb. Schertlin zu Burtenbach, kostbar durch seine reichen Vergoldungen. Berühmte Bildhauer, wie Simon Schlör, Schöpfer der Grafenstandbilder in der Stuttgarter Stiftskirche, und Paul Mair aus Augsburg, haben hier wohl mitgewirkt.

Der gleiche Hans von Stammheim ließ auch in seinem Besitztum *Heutingsheim* die *Pfarrkirche St. Simon und Juda* mit netzrippengewölbtem Chor und Westturm neu errichten. Baumeister war der bekannte Peter von Koblenz oder einer seiner Mitarbeiter. Das Jahr der Erbauung 1487 ist im Türsturz festgehalten. In den Gewölbeschlußsteinen des Chors sind die Kirchenpatrone Simon und Juda sowie Maria mit dem Jesuskind dargestellt. Über einem Seitenfenster hat sich der Erbauer mit seinem Familienwappen – die grüne Meise im weiß-roten Feld – vielleicht etwas zu raubtierartig restauriert, dargestellt. Daneben wohl das Wappen der Herzöge von Teck, eine Beziehung auf Württemberg als Lehnsherren der Kirche. In der Kunstgeschichte Deutschlands berühmt wurde die Steinfigur eines Kanzelträgers, eines knienden Mannes, auf dessen Schultern die Kanzelsäule ruht. Die Persönlichkeit des späteren Wiener Baumeisters Anton Pilgram ist mit diesem und ähnlichen Kanzelträgern in Verbindung gebracht worden. Auf dem Turm der Kirche befindet sich noch eine Glocke von 1492, aus der Erbauungszeit praktisch, gegossen von Pantleon Sidler von Esslingen, mit dem Wappen der v. Stammheim als den Bauherren.

In *Beihingen* hatte der sicher sehr vermögende Hans von Stammheim – sein Bruder Melchior war übrigens hochverdienter Abt des Klosters St. Ulrich und St. Afra in Augsburg – nur ein sehr beschränktes Wirkungsfeld. Dennoch errichtete er 1486 hier eine Bruderschaft zu Ehren der damals beliebten Nothelfer Sebastian und Veit, die schon deshalb eine Erwähnung verdient, weil sie nach der Reformation zur Besoldung des Beihinger Schulmeisters verwendet wurde.

Am Ende des 16. Jahrhunderts starb das Geschlecht der Herren von Stammheim, dem die Freiburger Orte soviel zu verdanken, die in ihren Gemeinden auch die neue Lehre eingeführt hatten, aus. Für die Herrschaftsnachfolge war schon frühzeitig gesorgt worden. Der vorletzte Stammheim, Wernher Hans, der als Kriegsmann durch halb Europa zog, heiratete 1541 die Tochter Ursula des berühmten Landknechtsführers Sebastian Schertel von Burtenbach. Dieser hatte es sich manchen Gulden kosten lassen, um die Herrschaft Geisingen-Beihingen-Heutingsheim an seine Familie zu bringen. Für 18 000 Gulden erhielt er von Herzog Christoph von Württemberg die Lehenszusicherung für den Fall, daß die Herren von Stammheim aussterben würden. Mit seinem Schwiegersohn Hans von Stammheim schloß er 1559 sogar einen Erbvertrag. Danach erhielt er gegen die Bezahlung von 24 000 Gulden die Anwartschaft auf die Lehen seines Tochtermanns. Als 1588 sein Enkel Hans Wolf von Stammheim ohne männliche Nachkommenschaft starb, war das Geschlecht der Herren von Stammheim erloschen, und die vorgeplante burtenbachsche Erbfolge konnte in Kraft treten. So verlieh denn 1592 Herzog Ludwig von Württemberg dem Sohn des mittlerweile verstorbenen Kriegshelden Johann Sebastian Schertel von Burtenbach die stammheimschen Eigenbesitzungen und Lehen, darunter vor allem Geisingen, Heutingsheim und $\frac{1}{3}$ von Beihingen.

Wie wir bereits gesehen haben, bauten die Schertlin den Bereich des Unteren Schlosses in Geisingen, wo sie ihren Sitz hatten, weiter aus bzw. nach Brandfällen wieder auf. Als stolzes Zeichen ihrer hohen Gerichtsbarkeit, der Macht, über Leben und Tod zu urteilen, errichteten sie schon 1592 in Geisingen (am krummen Rainweg beim Hardtacker) einen Galgen als Hochgerichtsstätte für ihren Herrschaftsbezirk. Dieses Vorgehen ist besonders pikant, nachdem 10 Jahre zuvor den Beihinger Herrschaften die Errichtung eines Galgens in Beihingen abgelehnt worden war. Das Geisinger Hochgericht wurde 1811 abgebrochen und versteigert.



*Ludwig von Freiberg († 1569);
Ausschnitt aus seinem Grabmal
in der Kirche zu Beihingen*



*Blick auf das vorbildlich restaurierte Alte
Schloß in Beihingen*

Wie die Stammheim behielten auch die Burtenbach ihre Grablege in der Geisinger Kirche bei und bauten sie – zeitgenössischen Bedürfnissen entsprechend weiter aus. In der Sakristei befindet sich noch heute ein Schlußstein, der auf die Burtenbach hinweist.

Die Schertlin von Burtenbach, auf deren verwickelte Familien- und Herrschaftsgeschichte hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann, waren die letzten gemeinsamen Herren von Geisingen, Heutingsheim und halb Beihingen. Mit ihnen beginnt auch das *Auseinanderfallen dieses Herrschaftskomplexes*.

Am Anfang stand Heutingsheim. Wegen seiner großen Verschuldung mußte Philipp Konrad Schertel von Burtenbach am 23. Juli 1698 sein ganzes Eigentum in Heutingsheim an *Levin von Kniestedt*, den württembergischen Obervogt in Leonberg für 24 500 Gulden verkaufen. Dessen Name ist mit zwei Schlössern verbunden. Bereits 1696 errichtete er das Heutingsheimer Schloß. Mit dem Herrenhaus und den dreiflügligen Hofgebäuden, der hohen Mauer zur Straße haben wir ein Musterbeispiel eines adligen Landsitzes dieser Zeit, der zweifellos durch die niedersächsische Herkunft der Bauherren mitbeeinflusst wurde. Das Schloß befindet sich an der Stelle des sog. Blauhofs, den 1305 das Kloster Bebenhausen besaß. Sehr hübsch sind die Ecktürmchen vorne an der Straße von 1710. Bemerkenswert ist auch der schöne Fachwerkgiebel der Stallung zur Straße hin von Zimmermann Endreß Heß aus Weil im Schönbuch und manches andere. In der Ortsmitte wurde 1781 das spätbarocke alte Rathaus errichtet. Während die Gemeinde Heutingsheim 1805 wie allenthalben der württembergischen Landeshoheit unterstellt wurde, ging das Schloß mit dem Rittergut 1815 in den Besitz der Freiherren von Brüsselle, und 1914 im Erbgang an die Grafen Adelman von Adelmansfelden über.

Das zweite kniestedtsche Schloß ist das *Obere Schloß* in Geisingen. Als Friedrich Ludwig von Kniestedt, der Sohn des 1719 verstorbenen Heutingsheimer Schloßbesitzers Levin von Kniestedt, das sog. »Obere Hofgut« mit den Meiereigebäuden 1720 erwarb – halten wir uns vor Augen, daß Geisingen damals ja noch den Burtenbach gehörte – baute er 1723 an diese Gebäude das »Obere Schloß« an, blieb jedoch weiterhin in Heutingsheim wohnen. Doch allzulange hatten die Kniestedts keine Freude an ihrem neuen Geisinger Besitz. Schließlich verkauften sie ihn 1786 an den wohlhabenden Kaufmann Christian Tobias Bender, der aber bereits zwei Jahre später starb. In der Folgezeit wurde das Obere Schloß an unzählige Privatbesitzer buchstäblich zerstückelt. Erst nach dem zweiten Weltkrieg gelang es der Gemeinde Geisingen, wenigstens das Schloßgebäude von den Privatbesitzern zurückzukaufen. Die Renovierung des Oberen Schlosses dürfte eine künftige Aufgabe der Gemeinde Freiberg sein.

Nachdem Heutingsheim, wie wir sahen, schon 1695 den Besitzer gewechselt hatte, kam ein knappes Jahrhundert später das endgültige Ende der Schertlin von Burtenbachschen Herrschaft in Freiberg. Carl Christian Adam von Schertel zu Burtenbach verkaufte unter dem Druck seiner Schulden nach jahrzehntelangen Vorverhandlungen am 10. Dezember 1782 seine Herrschaft Geisingen und den $\frac{2}{3}$ Anteil an Beihingen für 92 500 Gulden an Herzog Carl Eugen von Württemberg, der diesen Besitz als Stabsamt Geisingen der herzoglichen Kammerschreiberei zuwies. Damit waren die Weichen gestellt für die völlige Einbeziehung dieser Herrschaft in das Land Württemberg, was dann 1805 problemlos vonstatten ging.

Zum Schluß dieses Abrisses darf ich mich nun noch kurz Beihingen zuwenden, dem Ort, der meist im Mittelpunkt jeder Beschäftigung mit der Freiburger Vergangenheit steht. Für das mir gestellte Thema »Gemeinsame Wurzeln« mußte es jedoch etwas hinter den beiden anderen Orten zurückstehen.

Beihingen ging, wie wir bereits gehört haben, aus den Auseinandersetzungen um das Erbe der Grafen von Calw als ein zweigeteilter Ort hervor, was spätestens im 14. Jahrhundert greifbar wird. Für $\frac{1}{3}$ des Ortes, die Grenze geht wohl größtenteils dem Mühlbach entlang, waren zunächst die Grafen von Löwenstein die Lehnsherren, dann die Herzöge von Württemberg, bis sich in einem allmählichen Prozeß vom 16.–18. Jahrhundert die ritterschaftlichen Familien unter dem Schutz der ritterschaftlichen Zusammenschlüsse de facto ihre eigene Landeshoheit behaupteten und praktizierten.

In mittelalterlicher Zeit, nachweisbar seit 1344, war das Rittergeschlecht der Nothaft von Hochberg, Lehensträger und Ortsobrigkeit für Beihingen (– es handelt sich im folgenden immer nur um den $\frac{1}{3}$ Ortsteil!). Es ist eine Familie, vornehmlich in württembergischen Diensten, deren Bedeutung und Einfluß vom 14.–16. Jahrhundert weitaus größer war als ihr heutiger Nachruhm. Sie hatten ihren Herrnsitz im Alten Schloß zu Beihingen, das seit einigen Jahren ein Juwel unter den vorbildlich restaurierten Kulturdenkmälern des mittleren Neckarraumes ist.

Der Adelssitz, eine Zweiflügelanlage, reicht mit seinem massiven Nordflügel und dem Rundbogenfries wohl noch in das 12. Jahrhundert zurück. Der südliche Flügel mit dem Fachwerkaufbau auf Steinsockel wurde vermutlich um 1480 von den Nothaft gebaut. Wehrgänge verbinden beide Wohntürme. Erker, Türme, Mauern und überdachte Wehrgänge geben dem Schloß noch heute ein trutziges Äußeres. Die mittelalterliche Burg ist indes heute ihrer weitläufigen Außenanlagen beraubt. Geblieben sind eigentlich nur noch die Alte Kelter, das frühere Meiereigebäude und nicht zuletzt der »Württembergischer Hof«, das vielleicht älteste Wohnhaus Beihingens. Hier in dem »Haus vor der Burg« hatte zeitweise Hans von Stammheim sein Domizil, vielleicht als ständige Vertretung seiner Herrschaft bei den anderen Ortsherren.



Blick in den Innenhof des Alten Schlosses



*Chorraum der Kirche in Beihingen
mit Taufstein (14. Jhdt)
und Orgelprospekt von 1766*

Reiche Kinderscharen machen indes den Lebensraum der Nothaft immer enger und bescheidener, wohl kein Sonderfall der Geschichte. Immer mehr finden wir die Söhne beim Deutschen Orden oder als Weltpriester, die Töchter hinter Klostermauern. So wird Heimeran Nothaft der letzte Schloßherr auf Beihingen. Er ist zuerst verheiratet mit Margarete von Bernhausen und kommt dadurch in Verbindung mit Ludwig von Freiberg (-Steußlingen), der ebenfalls eine Tochter der Bernhausen zur Frau hat. Er verkauft ihm am Freitag nach dem Hl. Dreikönigstag 1534 die Herrschaft Beihingen um 13 000 Gulden.

Dieser Ludwig von Freiberg, der aus dem Oberland bei Biberach stammte, dessen Familie sich aber im ganzen württembergischen und bayerischen Schwaben ausgedehnt hatte, ist der Namensgeber der heutigen Stadt Freiberg, wenngleich er nur von 1534–1569 über den kleinsten Teil Freibergs regiert hat. Sein Wappen, das er sogleich über dem Tor des Alten Schlosses anbrachte, wurde Gemeindewappen von Beihingen, ja auch des heutigen Freibergs.

Er war eine bemerkenswerte Persönlichkeit, der die Herrschaft Beihingen über seinen Tod hinaus prägte und strukturierte. Zu seinem Grabmal in der Beihinger Kirche mit dem einzigartigen Charakterkopf sind schon Tausende von Geschichtsfreunden gepilgert. Man sieht ihm an, wie Albrecht Ritz es aussprach, daß er ein Leben der Arbeit und der Sorge hinter sich hatte. Als er am 2. Januar 1569 starb, fiel die Herrschaft an seine drei Töchter, bzw. die Tochtermänner Hans Georg von Hallweil, Hans Wolf von Stammheim und Friedrich von Breitenbach. Der Anteil des ohne Söhne verstorbenen Stammheim fiel 1588 wieder an die Miterben zurück.

Bevor wir vollends aus dem mittelalterlichen Bereich heraustreten, müssen wir noch einen Blick auf die spätgotische, unter den Nothaft erbaute, evangelische Pfarrkirche

zum Hl. Amandus mit ihrem gewaltigen Chorturm werfen. Sie liegt malerisch auf einem Hügel über dem Ort und gegenüber dem Herrensitz des Alten Schlosses, in dessen Herrschaftsstruktur sie zweifellos miteinbezogen war. Noch heute ist sie ein hervorragendes Beispiel einer dörflichen Wehrkirche. Der Blick vom Schloß zur Kirche und von der Kirche zum Schloß ist beeindruckend. Das 844 schon bezugte Beihinger Gotteshaus dürfte an gleicher Stelle gestanden haben. Die Amanduskirche vereinigt in seltener Weise alle Stilepochen von der spätromanisch-frühgotischen Zeit bis zum Rokoko. Als eine der schönsten Dorfkirchen Württembergs – gewiß nicht in jedem Detail in kunstgeschichtlichem Sinne – ist sie zu Stein, Holz und Farbe lebendig gebliebene Geschichte einer Gemeinde, ihrer Herrschaft wie ihrer Bevölkerung.

Der massige romanische Chorturm – vielleicht gleichfalls wie in Tamm von Baumeister Heinzelmann errichtet – bot ursprünglich mit seinen dicken Mauern und schmalen Schießscharten Schutz für die ganze Bevölkerung und ihre Habe. Peter Nothaft, Mainzer Domherr, ließ 1500 das Kirchenschiff errichten, eine Inschrift ist noch erhalten, das im Chor und über der Empore im Westen 1587 eine bemerkenswerte protestantische Ausmalung erhielt. Die Grabmäler der Nothaftfamilie, das Kreuzrippengewölbe im Chor mit Nothaftwappen und Gotteslamm als Schlußsteine sind Zeugnisse der Kirchherren der Spätgotik, ebenso der Taufstein des 14. Jahrhunderts. Die Renaissance steuerte das südliche Querschiff und daran den malerischen Rundturm bei, nicht zu vergessen die Ritterstandbilder der Freiberg, Hallweil, Breitenbach, Gemmingen und anderer mehr. Unter dem Chor befindet sich die gänzlich zugemauerte Grablege der Beihinger Ritterfamilien (mit etwa 26 Bestattungen). Aus der Barock- und Rokokozeit seien nur die Kanzel mit reich verziertem Schalldeckel, der prunkvolle Orgelprospekt des Johannes Weinmann aus Bonndorf von 1766 und das Grabmal des Ludwig von Gemmingen erwähnt.

Kehren wir zurück zu den Erben Ludwigs von Freiberg. Friedrich von Breitenbach, einer der drei Tochttersöhne, ließ 1573 das *Neue Schloß* errichten, nachdem die mittelalterliche Burg für die vielen Erben wohl zu klein geworden war. Es wurde ein zwar stattlicher, doch schmuckloser zweckmäßiger Bau, ausgezeichnet nur durch das *freiberg-breitenbachsche Wappen* über dem Eingang. Die angrenzende Schloßscheuer stammt von 1594. Als auch Friedrich von Breitenbach schon 1588 ohne männliche Erben starb, gelangte sein Anteil über kurze Zwischenstationen bald wieder an die Hauptlinie von Hallweil.

Aus dieser Zeit (1590) stammt eine bemerkenswerte Dorfordnung, die die Aufnahme der Bürger und das bürgerliche Leben regelt: Es wird darin z. B. vorgeschrieben: »Es soll auch keiner einen Bau, ob klein oder groß, mit Stroh decken [Brandgefahr!], sondern allein mit Ziegeln. Niemand soll im Sommer nach 9 Uhr und im Winter nach 8 Uhr auf der Gasse gehen oder im Wirtshaus über 9 Uhr beim Wein sitzen...«

Nach dem Tode des letzten Hallweil, Ludwig Friedrich (1678–1720) kam Beihingen durch Erbschaft und Kauf an Maria Elisabeth von Gemmingen geb. von Neipperg, Witwe des baden-durlachschen Hofmarschalls Reinhard von Gemmingen († 1707) und Urenkelin Hans Georgs von Hallweil. Die Freiherren von Gemmingen (aus der Linie Hornberg), die bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hier Besitzrechte erworben hatten, behielten fortan ihren Anteil an Beihingen. Sie sind noch heute zusammen mit dem Haus Grävenitz die vielfältig am Gemeindegeschehen engagierten Bewohner des Neuen Schlosses. Staatsrechtlich kam ihre Ortshälfte, die zum Ritterkanton Kocher gehörte, im Dezember 1805 unter württembergische Landeshoheit. Seitdem sind die beiden Ortshälften Beihingens nach rund 500 Jahren der Trennung wieder vereint. Sie gehören seitdem zum Oberamt bzw. Kreis Ludwigsburg.

Waren sie vordem – in der Teilung – schlechter verwaltet? Das sollten wir uns am Ende

dieses gerafften Überblicks über die Freiburger Geschichte doch noch fragen. Der Historiker muß sagen: Nein. Denn alle wesentlichen Entscheidungen auf dem Sektor der geistlichen wie der weltlichen Obrigkeit mußten von gemeinsamen Gremien getroffen werden.

Bürgerliche Verwaltung und Rechtspflege waren in der Hauptsache *gemeinsame Angelegenheiten* im sog. *Gericht*. Jede Herrschaft hatte acht Richter in *einem* Kollegium, dessen Rechnungsbeamter, der Bürgermeister, jährlich alternativ wechselte. In den Archiven sind diese Bürgermeisterrechnungen noch reich erhalten. Den Vorsitz im Gericht führte nun aber nicht der *Schultheiß*, der ebenfalls von beiden Herrschaften bestellt war, sondern der *Amtmann* einer der beiden Herrschaften.

Hiermit unterscheidet sich Beihingen naturgemäß von jedem der umliegenden altwürttembergischen Orten. Auch der Vorsitz der Amtleute sollte jährlich alternieren. Nach dem Auseinanderbröckeln des Schertlin von Burtenbachschen Erbes der Herren von Stammheim im 18. Jahrhundert waren jedoch *de facto die Freiherren von Gemmingen* seitdem die eigentlichen Ortsherren in Beihingen. Sie traten sogar in Konkurrenz zum Haus Württemberg auf *kirchlichem* Gebiet, nachdem Württemberg seit der Reformationszeit aus Rechtstiteln der katholisch gebliebenen Grafen von Löwenstein das Patronatsrecht der Beihinger Kirche an sich gebracht hatte.

Auf kleinstem Raum hat Freiberg eine Jahrtausendalte und reiche Vergangenheit in all ihrer Vielfalt erlebt. Sie konnte hier nur angedeutet werden. Freiberg ist ein Modellfall für die Kommunalpolitik von heute. Vielleicht ist diese Gemeinde aber noch mehr ein Modellfall für die heimatliche Geschichte, für die Wurzeln einer jungen Stadt.



Neues Schloß (1573) mit Zehntscheuer zu Beihingen

Quellen und Literatur

1. Geisingen

Eine Ortsgeschichte ist noch nicht geschrieben. Auf folgende archivalische Quellen sei hingewiesen: *Hauptstaatsarchiv Stuttgart*: Bestände A 153/A 154 Adel I bzw. II, A 157 Lehenleute, A 160 Lehenhof, A 259 Kammerschreiberei, Lagerbücher in: H 129, H 180, H 237, Karten etc. in: N 1, N 11, A 222 Oberrat betr. Edelleute.

Staatsarchiv Ludwigsburg: B 137 I, II, III Schertel von Burtenbach, Familienarchiv, F 66 Kameralamt Ludwigsburg, F 181 Oberamt Ludwigsburg

Gemeindearchiv Geisingen (17.-20. Jhdt)

Stadtarchiv Freiberg a. N.: Quellensammlung Altbürgermeister W. Burkhardt zur Geschichte der Freiburger Gemeinden (insb. Geisingens) mit zahlreichen Fotokopien Transskriptionen und Notizen.

2. Heutingsheim

Heinz Erich *Walter*, 1000 Jahre Heutingsheim, hg. i. A. der Gemeinde, Ludwigsburg: WALTER-VERLAG GmbH 1972, 408 S. mit weiterführenden Quellen und Literatur.

3. Beihingen

Staatsarchiv Ludwigsburg Bestand B 91 b I-III (Gutsarchiv Beihingen a. N., Depositum der Frh. v. Gemmingen-Hornberg)

Albrecht *Ritz*, Gestalten und Ereignisse aus Beihingen am Neckar. Privatdruck 1939, 455 S. mit zahlr. Abb.

4. Freiberg am Neckar

Lebendiges Freiberg am Neckar. Ein Heimatbuch. Hrsg. vom Bürgermeisteramt Freiberg a. N., Redaktion Martin *Hohnecker*. Stadtverwaltung Freiberg a. N. 1982, 120 S. mit zahlr. Abb. von W. *Röckle*.

Der Kreis Ludwigsburg. Hrsg.: Landrat Dr. Ulrich *Hartmann*, Redaktion: Herbert *Saar*, Hans *Schleuning*. Konrad Theiss-Verlag Stuttgart und Aalen 1977, 456 S. mit zahlr. Abb. (Reihe Heimat und Arbeit)

Oscar *Paret* (Hrsg.), Ludwigsburg und das Land um den Asperg. Verlag Aigner, Ludwigsburg, 1934, 388 S. mit zahlr. Abb.

Die Geschichte der Freudentaler Juden*

Das Bildnis einer jüdischen Landgemeinde

von Theobald Nebel

Zum ehrenden Gedenken
an alle während der
nationalsozialistischen Gewaltherrschaft
verfolgten und ermordeten
jüdischen Mitbürger aus
Freudental.

Vorwort des Verfassers

40 Jahre nach der Deportation und Ermordung der letzten Freudentaler Juden und 259 Jahren, nachdem die ersten Juden sich in Freudental ansiedeln durften, ist es höchste Zeit, die Geschichte dieses bedeutenden württembergischen Judenortes der Öffentlichkeit vorzustellen. Der Untertitel »Das Bildnis einer jüdischen Landgemeinde« wurde zur ehrenden Erinnerung an Simon Meissner, der vor 44 Jahren – nämlich 1938 – mit dieser Überschrift das letzte Mal über die Freudentaler Juden im »Jüdischen Gemeindeblatt für die israelitischen Gemeinden« berichtete, gewählt.

Als Nichtjude und Mitglied eines Volkes, welches die Kollektivscham tragen muß, daß in seinem Namen Deutsche 6 Millionen Juden zielbewußt ermordet haben, ist es mir sehr schwer gefallen, die »Geschichte der Freudentaler Juden« zusammenzustellen. Die Notwendigkeit, daß auch 40 Jahre nach dem Holocaust nicht vergessen werden darf, was jüdische Mitbürger für Freudental und Württemberg bedeuteten, rechtfertigt diese Veröffentlichung. Die Juden waren ein Teil von uns und es wäre für uns verhängnisvoll, würden wir die dunklen Seiten unserer Geschichte nicht wahr haben wollen oder versuchten, sie zu vergessen. Synagogengebäude und jüdischer Friedhof sind heute markante Dokumente Freudentaler Geschichte wie das Freudentaler Schloß mit seiner Parkanlage. Nur wenn wir bewußt unsere Vergangenheit erkennen, begreifen wir unsere Gegenwart und können sie leben und bewältigen. Darüber hinaus muß uns die Freudentaler Judengeschichte als exemplarisches Beispiel deutscher Geschichte ermahnen, noch so große Gegensätze zwischen der Mehrheit unseres Volkes und einer Minderheit in unserem Volk, nie mit den Mitteln der Gewalt, wie es der Antisemitismus in der Nazidiktatur versuchte, lösen zu wollen.

Zur Arbeit selbst möchte ich vorausschicken, daß sie nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Obwohl ich bemüht war, möglichst alle veröffentlichten Arbeiten über Freudental, aber auch neue Quellen und Unterlagen, auszuwerten, bleiben eine ganze Reihe von Fragen aus der älteren wie jüngeren Geschichte der Freudentaler Juden

* Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir die beiden ersten Kapitel aus einer in Arbeit befindlichen umfassenden Darstellung der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Freudental. Die Fortsetzung ist für das nächste Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter (35/1983) geplant (Anm. d. Red.).

ungelöst. Vielleicht bleiben sie das sogar für immer. Aber ein »Bildnis« entsteht ja nicht nur durch die lückenlose Addition aller Fakten. In den sechs Kapiteln wollte ich schwerpunktartig die wesentlichen Ereignisse der Freudentaler Judengeschichte aufzeigen, wobei mir immer der größere Zusammenhang mit württembergischer und deutscher Geschichte wichtig war. Im Kapitel 5 war ich bemüht, die Ereignisse in die Gesamtkonzeption der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hineinzustellen, damit für Freudental nicht der Eindruck entsteht, hier wäre man nazistischer und grausamer gegen die Juden gewesen als in anderen deutschen Orten. Damit möchte ich aber die einzelnen Freudentaler Ereignisse nicht bagatellisieren. Wenn dieses Kapitel mit manchen Abschnitten zur Anklage wird, dann ist das immer eine Anklage gegen uns alle und ist nicht allein gegen die Freudentaler oder gegen die damals Verantwortlichen oder speziell gegen Einzelne gerichtet.

Ich muß unbedingt erwähnen, daß mir zwei Arbeiten wesentlich zur Verwirklichung meiner eigenen beigetragen und geholfen haben:

1. Theodor Bolay »Freudental« in der Zeitschrift des Zabergäu-Vereines Nr. 3, 1963
2. Utz Jeggle »Judendörfer in Württemberg« bei der Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. 1969

Weiter möchte ich Herrn Bürgermeister Singer und den vielen Freudentaler Bürgern für alle freundliche und hilfsbereite Unterstützung zur Auffindung örtlicher Quellen, Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Sauer in Stuttgart und Herrn Oberstaatsarchivrat Dr. Schmierer in Ludwigsburg, für die wichtigen Beratungen bei der Gestaltung dieser Arbeit danken. Schließlich danke ich dem Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V., daß er es mir möglich machte, die »Geschichte der Freudentaler Juden« in seinen »Ludwigsburger Geschichtsblättern« veröffentlichen zu können.

Besigheim, den 8. September 1982

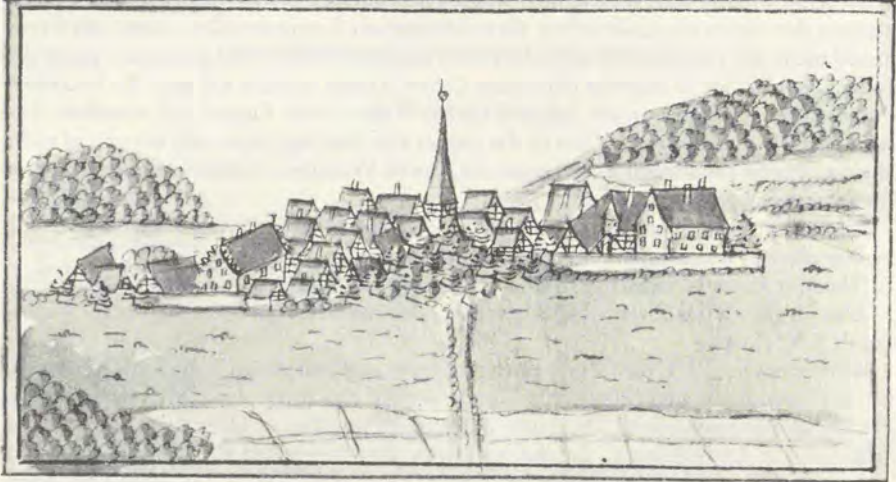
1 Freudental, Württemberg und die Juden

Zur Geschichte Freudentals

1153 verließ Kaiser Friedrich Barbarossa das alte Königsgut und Reichslehen Besigheim an der Enzmündung an den badischen Markgrafen Hermann III. Zu dieser Herrschaft gehörte neben anderen Nachbarorten Besigheims auch Freudental. 1304 wurde im Lagerbuch des Eßlinger Spitals Froedetal mit einer Hofstatt und vier Morgen Weinbergen genannt. 1504 erhielt Herzog Ulrich von Württemberg durch den bayrischen Erbfolgekrieg den Ort, vertauschte ihn aber gleich darauf an seinen Vogt von Besigheim, Konrad Schenk von Winterstetten, der 1525 von den aufständischen Bauern umgebracht wurde.

Im 16. Jh. wohnten in Neckarsulm, Bonfeld, Massenbach, Horkheim, Sontheim, Neckarsulm und Talheim Juden¹, die durch die Ausweisung aus der Reichsstadt Heilbronn in diesen – aber wahrscheinlich auch noch in weiteren Orten – Aufenthaltsmöglichkeiten fanden, um mit den Bürgern Heilbronnns weiterhin Handel zu treiben. In diesem Zusammenhang ist auch der Fund eines Grabsteines aus diesem Jahrhundert auf der Gemarkung Freudental zu sehen, der auf hebräisch nur mitteilt »zu Ehren Guthlis, Tochter des Samuels«².

Wiederholt wechselten die Herrschaften in Freudental oder teilten sich den Ort. 1685 war er wieder in einer Hand. Der Administrator Herzog Friedrich Carl von Württemberg kaufte den Ort mit allen Rechten und damals 17 Einwohnern. Vermutlich wegen des Kaufes wurden verschiedene Grundrißzeichnungen von Freudental angefertigt, darunter



Freudenthal um 1600

das »Fürstliche Ober-Schloß«³ und das »Fürstliche Unter-Schloß«. Das im Westen des flachen Steinbachtals liegende Ober-Schloß wurde als ein »fein adlich Haus samt großer Hofraitung, zwei Scheunen und Stallungen« beschrieben⁴. Friedrich Carl gab dem Ort auch eine Dorfordnung, in der es zum Verhältnis zu den Juden hieß:

»Aus bewegenden Ursachen unseren Unterthanen zu getan, gebieten wir hiermit, mit allem Ernst, daß keiner bei den Juden etwas, viel oder wenig entlehne, mit ihnen hantiere oder ohne bares Geld etwas von ihnen kaufe.

Es soll auch keiner andern gegen einen Juden Bürg werden, bei Strafe 10 Gulden«.⁵ Solche Verbote gegen Kreditgeschäfte und Wucherhandel mit Juden gab es in beinahe allen Dorfordnungen, so schon 1599 in Talheim⁶. Offensichtlich waren diese Anordnungen notwendig, denn es gab in der Umgebung Freudentals Juden, und die Untertanen ließen sich trotz wiederholt gegebenen Anordnungen auf solche Geschäfte ein.

Der Administrator verkaufte aber bald den Ort, nachdem er aus der französischen Gefangenschaft des Sonnenkönigs Ludwig XIV. entlassen wurde.

1710 kam der Ort durch Erbrecht an den Freiherrn Johann Gottlob Zobel von Gibelstadt und Herr zu Herchsheim. Seine Frau war eine geborene von Berlichingen. Daß er je in Freudenthal wohnte, ist kaum anzunehmen. Nach seinem baldigen Tod verkauften seine Erben 1727 Freudenthal mit den Zehnten in Löchgau, Horrheim und Gündelbach an die Geliebte des Herzogs Eberhard Ludwig, die Landhofmeisterin Wilhelmine von Würben, geborene von Grävenitz, die sich nun Reichsgräfin von Würben und Freudenthal nannte. Sie ließ die Reste des am Ostrand des Dorfes stehenden unteren Schlosses abreißen und vom Schloßbaumeister Retti, der am Ludwigsburger Schloß arbeitete, 1729 für 10000 Gulden ein neues Schloß erbauen. Im Oktober 1731 kam es zu einem Zerwürfnis mit dem Herzog und in einem Vergleich kaufte 1733 der Herzog den Ort Freudenthal. Von 1736 an gehörte das Stabamt Freudenthal zum Kammer-

U Von Juden.

In dem bewegenden Luffen, das das
hochfürstliche zu gutem, gebirgen ist sein
mit allem frey, das keiner bey der Ju-
den etwas, viel oder wenig, entlozet, mit
ihnen handhelt, oder ohne Laas geht abwa-
ren ihnen dinst, so alle auf keinen son-
den andern gantz einem Juden dung was,
das, bey Straff sechen Eulden.

Kaufverbot in der Freudentaler Dorfordnung 1685

schreibereigut des herzoglichen Hauses. Es wurde somit ein nichtinkorporierter Ort, der nicht zum Herzogtum gehörte und auf den die Landschaft keinen juristischen Einfluß hatte. Auch im 19. Jh. unterstand der Ort noch der Kameralverwaltung der Hof- und Domänenkammer und war Hofkammergut des königlichen Hauses.

Württemberg

Wie viele kleinere und größere Reichsfürsten hatten auch die Grafen von Württemberg bei den Juden, z. B. aus Straßburg, Collmar und Salzburg, Kredite genommen, wobei sie dann bei den Rückzahlungsforderungen in Schwierigkeiten gerieten. Von Zeit zu Zeit erließ der Kaiser, als Schutzherr seiner »Kammerknechte«, die Schulden, wobei die Juden das Nachsehen und den Schaden hatten. So erließen auch die Kaiser Ludwig der Baier und Karl IV. württembergischen Grafen ihre jüdischen Schulden.

Entsprechend dem Vorgehen der Reichsstädte im 15. Jh. schlossen auch viele Fürsten die Juden aus ihren Territorien aus. Im Herzogtum Württemberg wurde 1498 die Ausschließung aller Juden verordnet. Diese Regimentsordnung galt im wesentlichen über dreihundert Jahre. In dieser Zeit wurde sie zwar wiederholt von den Herzögen durchbrochen und auch wieder erneuert. Vor allem seit der absolutistischen Zeit durchbrachen die Herzöge durch juristische Winkelzüge das Ausschließungsedikt, auf dessen Einhaltung vor allem die Landstände immer wieder drängten. So ordnete 1706 Herzog Eberhard Ludwig an:

»daß fürder keinem unserer Unterthanen etwas von Juden zu entleihen, mit ihnen zu hantieren oder sich in einigen Handel, es sei wucherlich oder nicht, ... erlaubt werden möchte«⁷.

Aber mit einzelnen Juden, sogenannten Hoffaktoren, schlossen die Fürsten im 17. und 18. Jh. Einzelverträge ab. So stellte Herzog Eberhard Ludwig 1791 den Juden Marx



Schutzbrief Herzogs Eberhard Ludwig 1719 für den Hofjuden Marx Nathan

Nathan, Gumpel und Levi einen Schutzbrief⁸ aus, der 1734 nach dem Tod des Herzogs von dessen Nachfolger Carl Alexander⁹ erneuert wurde. Diese Hofjuden erhielten samt ihren Bediensteten vom Herzog Schutz und die Rechte, im Herzogtum mit Waren – aber auch mit Gold und Silber – handeln zu dürfen, wobei ihnen die Reisezölle und Handelsgebühren erlassen waren. Auch durften sie den Hofstaat mit Waren beliefern, was dem Herzog wahrscheinlich das Wichtigste war. So halfen sie doch bei der Einrichtung des gerade in Bau befindlichen Ludwigsburger Schlosses. Der Schutz bedeutete aber nicht nur wirtschaftliche und finanzielle Sonderrechte, sondern auch die ungehinderte Ausübung ihrer religiösen Verpflichtungen. Der Schutzbrief wurde in mehreren Abschriften als Ausweis gegenüber den herzoglichen Beamten und Militärpersonen verwendet.

Was Eberhard Ludwig von Marx Nathan, Gumpel und Levi für diesen Schutzbrief erhielt, steht nicht in dem Vertrag. Meistens zahlten die Hoffaktoren an die sich immer in Geldschwierigkeiten befindlichen Fürsten hohe Geldsummen und noch laufende Steuern. Oft kam es aber auch beim direkten Handel mit dem herzoglichen Haus bei der Beschaffung von Gold und Silber zu nachträglichen Differenzen und Unstimmigkeiten. So gab es z. B. in der ersten Hälfte des 18. Jh.s langwierige Untersuchungen gegen die Rückzahlungsforderungen des Hofjuden Isaac Simon aus Landau an den Prinzen Alexander und den Herzog Eberhard Ludwig.

1729 erneuerte der Herzog das erwähnte alte Ausschließungsedikt, allerdings mit der Ausnahme für seine Hoffaktoren:

»außer unserer Hof- und andern Juden, welche in dem Land zu handeln und wandeln die spezielle gnädigste Konzession erhalten.«¹⁰

Herzog Carl Alexander ernannte nach seinem Regierungsantritt seinen persönlichen Finanzberater Süß Oppenheimer zu seinem Finanzminister. In dem Schutzvertrag von 1736 wurde aber ausdrücklich vermerkt:

»also wollen wir hiermit gnädigst verordnet haben, daß über solche Anzahl keine anderen Juden in unser Land kommen«¹¹.

So sollen sich damals in Stuttgart zwei und in Ludwigsburg sechs jüdische Familien aufgehalten haben. Nach dem plötzlichen Tod des Herzogs und der Hinrichtung des Süß Oppenheimers, wobei der Jude für die politischen und finanziellen Machenschaften des Herzogs mit seinem Leben bezahlen mußte, verlangte die wiedererstarke Landschaft 1739 als Landtagsbeschluß die Ausweisung aller Juden innerhalb von sechs Monaten aus allen inkorporierten württembergischen Orten. Doch unter der Regierung des nächsten Herzogs, Carl Eugen, gab es wieder jüdische Hoffaktoren.

Juden in Freudental: Schutzjuden des Herrn Zobel von Gibelstadt

Am 8.9. 1723 kam es zwischen einigen Juden, die aus Flehingen (im heutigen Landkreis Karlsruhe) stammten und dem Verwalter Kellerlen der Zobel'schen Herrschaft in Freudental, zu einem vorläufigen Aufenthalts- und Schutzvertrag. Dabei wird unklar bleiben, wer von beiden auf den Gedanken kam. Sowohl die Zobel'sche Verwaltung hätte ein Interesse daran gehabt haben können, neue zahlungskräftige Mieter für ihr baufälliges Oberschloß in Freudental zu finden, wie der Jude Seligmann Wolffen, mit seiner Großfamilie eine neue und bessere Bleibe als in der Metternich'schen Herrschaft in Flehingen zu bekommen. Dieser erste Schutzbrief Freudentaler Juden hatte folgenden Inhalt:¹²

»Nachdem Gnädige Herrschaft daher sich Gnädig Resolvirt, einige Juden hierher in ihren Schutz zu nehmen und dieselbe mit nothdürftiger Wohnung und dergleichen Waß zu ihrer Nothdurft gehöret versehen zu laßen;

Also ist dato mit Seligmann Wolffen, bißherigen Schutzjuden zu Flehingen und seiner ganzen Familie, bestehend in sechs Haushaltungen, welche sich um den Schutz und Schirm dahier geziemend unterthänig angemeldet, nachfolgender accord und Vergleich getroffen worden:

Erstlich wird Ihnen Juden der mitten im Dorf stehende herrschaftliche Neue Bau, (ausgenommen die Stuben, Cammer und Kuchin im unteren Stock, die dermalen Conrad Feilner bewohnet) mit 3 Stuben, 3 Kuchin und allen übrigen Cammern und Böden im ganzen Haus eingeräumt, darin Sie 6 Wohnungen richten lassen, sollen auch den Bau, welcher dermalen Reparation nöthig hatt, soviel die Nothdurft ausweist, in guten brauchbaren Stand bringen: denselben unterschlagen und alles und Jedes daran auf ihren Kosten repariren lassen, was man daran für nöthig finden und erachten wird, hingegen sollen Ihnen die angewandte Reparationskosten an ihrem jährlichen Schutz- und Beysitzgeld wieder abgezogen und defalcirt werden, Worbey ihnen auch angedingt wird, das bemelte Haus, wie sie es nach der Reparation antretten werden, bei Ihrer Abkunft wider also zu stellen und abzutretten; Dargegen Zweitens sollen Sie Juden und zwar jede Haushaltung insonderheit und aparte für sich alljährlich

1. Für Schutz, Schirm und Hauszinns 12 Thaler oder 18 fl
2. Ein Jeder für Haltung der Schul einen Gulden welches sie alle Quartal an paarem Gelt bezahlen sollen und dann
3. Alle Neue Jahr Ihrer Hochfreiherrlichen Gnaden der Gnädigen Frauen Eine Jede Haushaltung Einen Zuckerhut von feinstem Canari-Zuckher geben.

Aller übrigen Beschwerden aber sollen Sie sonsten gänzlich frei seyn, außer im größten Nothfall, da Sie sich nicht weigern sollen, Gnädiger Herrschaft bei Heu-, Öhmd- oder Erndgeschäften dann und wann beizuspringen.

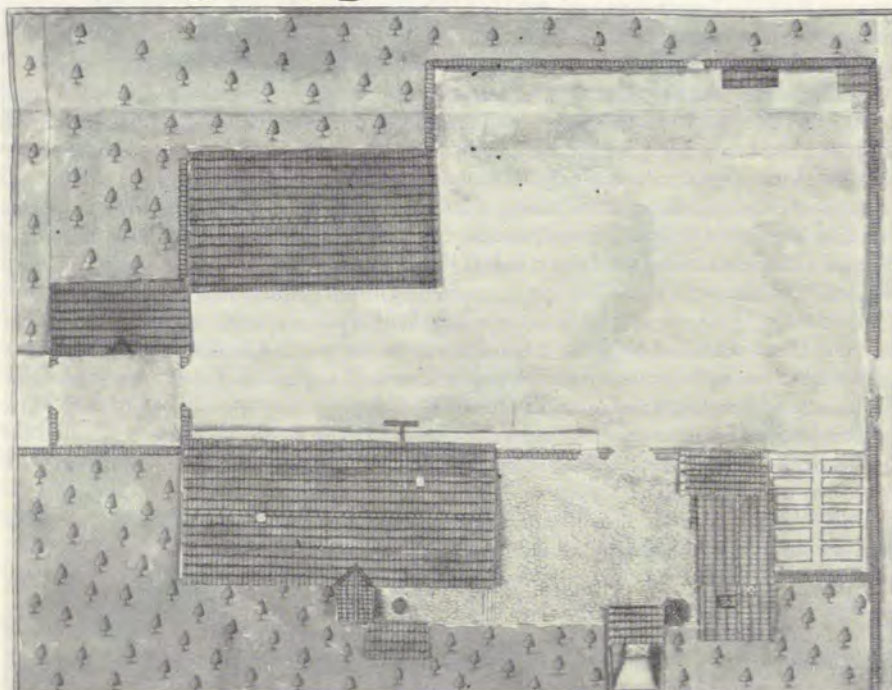
Fernner wird man auch Einen Platz ausfindig machen, Ihnen Ein Begräbnuß zu ahsigniren, worgegen sie aber daraus wie man sich noch mit Ihnen vergleichen wird, Einen billigen Zinnß zu reichen, schuldig seyn sollen;

welchen accord man dann biß zu ausfertigung Eines andern und ausführlichen Schutzbrihfs indessen projectiren und aufsetzen wollen.

Freudenthal, den 8. Septembris 1723.

Der »mitten im Dorf stehende herrschafteigene Neue Bau« war das 1685 erwähnte »Fürstliche Ober-Schloß«¹³. Das gesamte Anwesen bestand damals aus einem großen Hauptgebäude, mit einem Brunnen an dessen Südseite, drei kleinen, einstockigen Häusern an der Ostseite des inneren Hofes, einem damals schon alleinstehenden runden Turmes mit Wendeltreppe – wie für ein größeres Gebäude mit einem kleinen einstockigen Haus (vielleicht ein Wasch-, Back- oder Brunnenhaus) – an der Südseite, einer großen und kleineren Scheune im Nordosten des Anwesens. Was in der Grundrißzeichnung von 1685 eigenartigerweise fehlt, ist der heutige große Keller zwischen Hauptgebäude und Treppenturm vor dem heutigen Synagogengebäude. Selbst der tonnenartige Kellerabgang fehlt. Nur Grabungen würden ergeben, ob auf diesem Keller ein größeres Gebäude stand, wofür dann der renaissanceartige Treppenturm Ausgang gewesen wäre. Hat man 1685 diesen Keller nicht vergessen, muß er oder das ganze Haus nach 1685 gebaut worden sein. Was 1723 nach mehreren Franzosenkriegen noch stand, bleibt unklar. Das große Hauptgebäude ist das heute noch im Volksmund so genannte »Judenschlößle«. Im Erdgeschoß, wo 1723 ein Conrad Feilner wohnte, gab es zwei

Das Fürstliche Ober-Schloß.



Fürstliches Oberschloß 1685

Wohnräume, eine Küche und fünf schmale lange, über das ganze Haus gehende Räume. Im ersten Stockwerk, in das die sechs jüdischen Familien einzogen, gab es acht Räume, davon einer mit einer Stuckdecke und einen Abortübergang. Im zweiten Stockwerk gab es vier große und im letzten einen langen schmalen Dachboden. Das gesamte Hauptgebäude wird in schlechtem Zustand gewesen sein, denn sowohl im ersten Stockwerk sollten sich die Juden die drei Stuben und drei Küchen in 6 Wohnungen umbauen, sowie das ganze Gebäude wahrscheinlich außen wie innen renovieren lassen. Daß die Juden die Renovierungskosten an ihren Schutzgebühren absetzen durften, beweist wohl, daß es sich um erhebliche Baukosten gehandelt haben muß und die Zobel'sche Verwaltung ein großes Interesse daran gehabt hat, den »Oberbau« renoviert zu bekommen.

Von großem Interesse ist es nun, daß bereits am 22. September desselben Jahres zwischen dem Zobel'schen Herrschaftsverwalter und Seligmann Wolffen ein sehr viel umfassender zweiter Schutzvertrag ausgehandelt oder zumindest ein Konzept zu einem solchen entworfen wurde:¹⁴

Nachdem gnädige Herrschaft dahier Sich gnädig resolvirt, Einige Juden hierher in ihren Schutz zu nemen und dieselbe mit nothdürftiger Wohnung und anderem etc. versehen zu laßen; Alß ist dato mit Seeligmann Wolffen bißherigem Schutz Juden zu Flehingen hochfreyherrlich Metternichtischer Herrschaft und seiner ganzen Familie bestehend in 6 Haußhaltungen welche sich um den Schutz und Schirm dahier gebührend unterthänigst angemeldet, nachfolgender accord und vergleich getroffen worden;

Forderst wird Ihnen Juden der mitten in Dorf stehende herrschaftliche sogenannte Neue Bau (ausgenommen die Stuben, Cammer und Kuchin im untern Stock die dermahlen Conrad Feilner bewohnt) mit 3 Stuben, 3 Kuchin und allen übrigen Cammern und Böden im ganzen Hauß eingeräumt, darin Sie ihre Wohnung richten laßen; auch den Bau welcher dermahlen reparation nöthig hatt so viel die Nothdurft ausweist in guten brauchbaren Stand bringen und alles daran auf ihre Costen wider zurecht machen laßen; wie manns von Obrigkeits wegen dahier anordnen und begehren wird, hingegen solle Ihnen der angewandte reparations Costen an ihrem Jährlichen Schutz-, Schirm und Beysitzgelt (und zwar in denen nächsten 2 Jahren Jedes Jahrs zur helfte) wider abgezogen und defalcirt werden, welches Hauß Sie auch in eben demjenigen Stand und weesen bey ihrer abkunft von hier also stellen und abtreten sollen wie Sie es anjetzo nach der reparation antretten werden; waß nun ihre dahier zu genießen habende Privilegia und Gerechtigkeiten die Ihnen von hoher Herrschaft wegen zugestanden, sowohlen alß ihre dargegen zu erlegen habende Schuldigkeit und ihren künftigen Verhalt und Lebenswandel betreffen solle; So wird Ihnen dißfalls folgende ordnung und Versicherung gegeben und vorgeschrieben;

1. Haben Sie in hießigem Fleckhen und Dorf gleich andern Inwohnern und Unterthanen, Wohn, Weyd, Waßer, Trieb und Trab zu genießen, und sollen nichts destoweniger von allen personal Andragen und Beschwerden, darunter auch die Quartierhaltung bey durchzug und sonst mit begrifen außer waß Gemeines Fleckhen uncosten seynd, die Sie gleich freien Burger helfen tragen sollen, allerdings exempt und frey gelaßen werden, wie nicht weniger wegen der religion ohnangefochten bleiben, allerhand im römischen reich erlaubte Handthierungen und Kaufmannsschaften mit Wahren und Victualien, es seye mit contrahiren, leyhen, kauffen und verkauffen, treiben handeln, thun und laßen;

2. Sollen Sie nicht kauffen oder leyhen auf blutig gewand, naße häut, und waß sonst gestohlene waar seyn möchten;

3. Sollen Sie wann Sie denen hießigen herrschaftlichen unterthanen, Schirmsverwandten oder dienern etwas leyhen wollen bey Verliehrung des Capitals und herrschaftlicher fernerer ungnad, von solchen mehr nicht alß Einen billichen Zinnß und weiter nicht alß 6 pro Cento nemmen, auch zu allerseits Versicherung amtlichen Consens dann außer

liegen aller handel mit denen hießigen unterthanen craftlos und nichtig seyn solle, gebührend einholen;

4. wird Ihnen auch befohlen, daß Sie gegen fremde und auswärtige unterthanen aufrichtig Kauffen und Verkauffen, handeln und contrahiren sollen;

5. wird man Ihnen Juden zu Einbringung ihrer rechtmäßigen Schulden gleich den hießigen unterthanen auf ihr Jedsmahliges begehren Verhalten seyn, dargegen sollen Sie nicht Macht und gewalt haben Einigen hießigen hochherrschaftl. Unterthanen Schirmsverwandten oder Diener, für fremde gericht außer dem dorff dahier zu ziehen und daselbst zu beklagen sondern Sich der rechte und gericht, die man in hießigem dorff hatt, bedienen und damit sich sättigen lassen, auch ferners weiter nicht appelliren, sollten hingegen ausländische Debitores seyn, an die Sie Juden zu fordern haben möchten, so wird Ihnen von dem Beamten dahier, auf der Debitorum in der hießigen herrschaft erfolgtes betretten die Justiz billichmäßig administrird werden;

6. Wann Sie mit gnädiger Herrschaft oder des Beamten Consens ettwas von Häußern oder ligenden gütern an sich kauffen würden, sollen Sie von solchen güthern die gewöhnlichen Beschwehden wie solche von denen Unterthanen müssen abgetragen werden ebenmäßig bezahlen und abtragen;

7. Sollen Sie Juden mit keiner Leibeigenschaften beladen seyn;

8. Wann gnädige Herrschaft dahier sich gnädig resolviren sollte, außer Ihnen mehrere Juden hier einzunehmen, so sollen sie gehalten seyn, dergl. nach ihren Gutbefinden beyzuschaffen und solche gnädiger Herrschaft fürstellen. Es sollen aber keine Bettel- oder sonst verdorbene und anderwärtig außgetriebene Juden darunter seyn;

9. Sollen Ihnen die Jüdische Ceremonien zu gebrauchen sowohl die Synagog als Gemeine Schulhaltung in ihrer Bewohnung, wie auch das kalte Baad und eine Begräbnuß für ihre Todten (welches Ihnen bereits an Einem gewissen ort auff hießiger Markung assignirt worden) und was weiters solche ceremonien erfordern werden wie bey Gemeiner Judenschaft bräuchlich ist doch dergestalten erlaubt seyn, daß Sie sich alles Gotteslästerns so wohl in ihrer eigenen als andern Sprachen bey Einer hohen ohnnachlässigen Straf enthalten sollen;

10. Vor solchem Schutz und ertheilte Privilegia sollen Sie Juden, und zwar Jede Haußhaltung insonderheit und aparte alljährlich welches auf Simonis und Judae diese laufenden Jahrs seinen anfang nemmen solle, gnädiger Herrschaft dahier richtig und ohnwaigerlich und zwar von Quartal zu Quartal lifern und bezahlen für Schutz, Schirm und Haußzinnß 18 fl, für Haltung der Schul alljährlich auf obigen Termin 1 Species Ducaten, alle Neujahr Ihre hochfreyherrlichen Gnaden der gnädigen Frauen Eine jede Haußhaltung Einen Zuckerhut vom feinsten Canari Zuckher und dann außer demjenigen Platz so Ihnen zu Einer Begräbnuß übergeben worden alljährlich Zinnß auff Simonis et Judae zwey Gulden. Item von Einem Jeden Stuckh Rindvieh, als einer kuehe, rind oder oxen Jedesmahls die Zungen deßgleichen sollen sie schuldig seyn gnädiger Herrschaft daz Pfund Rindfleisch soviel man nöthig haben wird um 3 Kreuzer abfolgen zu laßen.

In Urkund nachstehender Unterschrift und für getruckht Pittschaft freudenthal den 22. Septbr. 1723.

Dieser Schutzbrief vom 22. September 1723 beinhaltet eine umfangreiche Erweiterung gegenüber dem Vertrag von Anfang September. Man muß daher auf einige Punkte besonders hinweisen.

Im Punkt 1 wurden die Freudentaler Juden den übrigen Bewohnern gleichgestellt, »gleich anderen Einwohnern und Untertanen«, erhielten aber vor diesen Sonderrechte für Abgaben, bei Einquartierungen und für die Religionsausübung. Sie erhielten alle Handelsrechte, wie sie im Römischen Reich Deutscher Nation üblich waren, denn die

Zobel'sche Herrschaft war eine reichsunmittelbare Herrschaft. Im Punkt 3 wurden die Juden gehalten, bei Kreditgeschäften für der Zobel'schen Herrschaft Unterstehenden nur bis zu 6 Prozent Zins zu verlangen und im Punkt 4 verlangte man, auch gegenüber nicht zur Zobel'schen Herrschaft Gehörenden aufrichtig zu handeln. Über die Zinshöhe bei den Letzteren wurde allerdings nichts gesagt. Bei Gerichtsverfahren, vor allem beim Einklagen von Schulden, verlangte man im Punkt 5, daß bei der Herrschaft Unterstehenden für Freudental zuständige Gerichte bemüht werden mußten. Nach Punkt 6 durften die Juden Häuser und Liegenschaften mit Genehmigung der Herrschaft erwerben. Leibeigenschaft gab es für die Juden nicht. Sollten außer der Familie Seligmann Wolffen weitere Juden aufgenommen werden, durften die Juden vorschlagen und auswählen. Der Punkt 9 beschäftigte sich ausführlich mit der freien Religionsausübung. Hier wurden die Ausübung der Gottesdienste sowie weiterer jüdischer Zeremonien garantiert, aber auch eigener Friedhof und rituelles Bad wurden festgelegt. Besonders verboten wurde ihnen Gotteslästerung in hebräisch wie auch in anderen Sprachen. Zwar war gotteslästerliches Reden jedem Juden an und für sich verboten, aber die Zobel'sche Verwaltung meinte hier das abfällige Reden über Jesus Christus und den christlichen Glauben. Die Schutzgebühr oder spezielle Steuer an die Zobel'sche Herrschaft betrug pro Familie und Jahr 18 Gulden. Für die Gottesdienste war je Familie und Jahr ein Spezialdukaten (= ca. 2½ Gulden) verlangt. Für den eigenen Friedhof verlangte die Herrschaft noch einmal je Familie zwei Gulden. Rechnet man alles zusammen, so ergab sich für Seligmann Wolffen und die Seinen (6 Familien):

Schutzgebühr	à 18 fl. =	108 fl.
Abgabe für Gottesdienst	à 2½ fl. =	15 fl.
Abgabe für Friedhof	à 2 fl. =	12 fl.
		<u>135 fl.</u>

Dieses Geld mußte vom 28. November an gerechnet in vierteljährlichen Raten bezahlt werden.

An seltenen und raren Naturalien verlangte die Herrschaft jährlich je Familie einen Zuckerhut aus feinstem Canarizucker und die Zunge von jedem geschlachteten Rind.

Das Judenedikt der Reichsgräfin von Würben

Kurz vor dem Ende ihrer Herrschaft in Freudental schloß die Reichsgräfin Christine von Würben und Freudental, geb. von Grävenitz, 1731 mit dem württembergischen Hoffaktor Levin Fränkel den folgenden Vertrag über die Judengemeinde in ihrem Ort Freudental ab:¹⁵

»Wir Christina Wilhelmina, Verwittibte Reichsgräfin von Würben und Freudental, regierende Gräfin zu Welzheim und Gochsheim, Frau zu Freudental und Neccarbeyhingen, gebohrne Gräfin von Graeveniz pp.

Nachdem Wir Uns auf Ansuchen des allhiesigen Hoffactors Levin Fränckel gnädigst entschlossen, in unserem Marktflücken Freudental eine Judenschaft unter einem Haupt und Vorsteher zu versammeln und anzuordnen; So haben Wir, in Kraft der Uns alldorten zustehenden Landesherrl. Obrigkeit nachfolgende Verordnung deswegen gemacht, und solche Judenschaft unter nachstehenden Bedingnissen in Unsere Huldigung, Schuz und Schirm aufgenommen und gefreyet, als

1. Declariren Wir zu einem Haupt und Vorsteher derselben erstgemelten Levin Fränckel, oder nach seinem Ableiben seinen ältern Sohn Hirsch Fränckel, oder ferner dessen Sohn, und wollen, daß Unsere samtlichen jetzig und künftige Schuzjuden alldorten gebührende Aufsicht auf denselben haben und ihme überall gebürliche Folge leisten, zu dem Ende Wir

2. demselben die Erlaubnis gegeben 24 Juden Familien, ohneingerechnet die allenfallig auch Verheuratete Vier Bediente, den Rabbiner, Vorsinger, Todtengräber und Schulklopfer allda aufzunehmen, also zwar, daß derselbe ein- oder den andern nach seinem Gefallen ausschaffen und die bestimmte Zal wieder mit andern – ihne beliebigen Juden Familien ergänzen kan, jedoch mit der Mas und Limitation, daß solche Ausschaffung allein von denen jezigen oder künftigen Juden alsdann zu verstehen seye, wann dieselbe ihme dazu billigen Anlaß geben sollten. Was auch

3. Ermelter Levin Fränckel, oder dessen Mandatarius in Sachen der Juden Gottes-Dienst, Synagog, Beschneidung, Copulationes, Kirchhof, Begräbnis und alle andern jüdische Ceremonien, auch Civil-Prozeße und in Summa alle Differenzen in Gelt oder andern unter sich habende Strittigkeiten, wie es immer Nahmen haben möge, betreffend, anordnen und anbefelen wird, darinnen wollen Wir besagte Judenschaft an ihren Vorgesetzten angewiesen, und dißfalls von der Jurisdiction Unsers Staabs Freudenthal, vorbehaltlich der hohen Landes- und hochfraischlichen Obrigkeit, gänzlich eximirt, auch keine appellation gestattet und

4. Solche Anweisung auf alle und jede Proceße, so ein aus- oder inwärtiger Jud contra Jud haben kan, declarative verstanden und extendirt haben.

5. Was sonsten Unsere Christliche Unterthanen in der Gemeinde alldorten an Wasser, Wayd und Gabholz zu genießen berechtigt sind, deßen erklären Wir auch Unsere alldortige Judenschafft allerdings für fähig. Ferner mag

6. Unsere Judenschaft allen Handel und Wandel, allein die verdächtige Waaren ausgeschlossen, Frank und frei treiben.

7. An Sabbath- und Festtügen sollen dieselbe mit keinerlei Befel oder Citationen zu Gericht in ihrer Ruhe gestöhret werden, dahingegen sich dieselben an Christlichen Feyertügen dem Württembergischen Landes-Gebrauch gemäs, soviel möglich still und eingezogen bezeugen sollen.

8. Alle diejenigen Gelt-Strafen, welche Unsern Vorsteher, oder auf dessen Anordnung, desselben nachgesetzten inn- und ausser der Synagog auflegen wird, soll Unser Amtmann auf Ersuchen des Vorstehers exequiren und die Helftin, wann es von dem Vorsteher gemeldet wird, davon Uns Verrechnen, die andere Helfte aber dem Vorsteher zum Behuf des Allmosen zustehen, davon allein die Wax Straf ausgenommen, welches zum Gebrauch in der Synagog gewidmet sein solle. So können auch

9. Unsere Juden unter sich Schazung machen, um bei sich eraignender Anlage nach proportion eines jedem Vermögen concurriren zu können. Zugleich mögen

10. dieselbe von denen neu aufnehmenden Juden jezo und furohin ein Einstands-Gelt zum Allmosen oder Anlagen abfordern.

11. Erlauben wir gnädigst, daß dieselbe auf ihre Kosten eine neue Synagog, die Einzäunung ihres Kirchhofs, wie auch ein kaltes Bad vor ihre Weiber, und einen Trattzug oder Schlagbaum am Sabbath anrichten mögen.

12. Wollen Wir dieselbe mit Frohndiensten welcherlei Gattung dieselbe seyn möchten, im geringsten nicht belegen lassen.

13. Den freien Handel und Wandel im Land Württemberg mit denen bishero verliehenen Privilegiis wollen wir jederzeit zu erhalten suchen, und ihnen die administration der Justiz ohngekränckt beizubehalten trachten, auch benötigten Falls bei andern Ämtern und Instanzen intercediren lassen.

14. In Schlachtung gros und kleinen Viehes unter ihnen oder an Christen nach dem Pfund zu verkaufen, wollen Wir denselben kein ander Ziel und Maas geben, als Waß, wann Verdächtige Orte vorhanden wären, die jedesmalige Einfuhr des Viehes mit ohnverwerflicher Urkund von dem Ort und Gericht, wo das Vieh gestanden, geschehen, davon Unserm Beamten Sechs und Zwey Kreuzer nach proportion des großen und

kleinen Viehes jedesmalen gereicht werden, das Handels Vieh aber von diesem befreyet seyn solle.

15. In Creditfällen mögen unsere Juden von fünfzig bis hundert Gulden Sechs Procenten, unter Dreisig Gulden aber von jedem Thaler wochentlich einen württembergischen Pfening nehmen, oder was ihnen sonst in Güte und außerhalb dem Proceß freiwillig geraicht wird, doch sollen von denen Christen keine Häuser oder Immobilien, ohne amtlichen Consens und Verschreibung verpfändet, auch Eine Schuld, welche fünfzig Gulden Capital betrifft, so auf halb Jahr und länger gegeben ist, nicht anderst als vor Gericht mit Gültbarkeit gefertigt werden können, sonderlich auch auf diejenige Handschriften, die ein Jud als Schuldgläubiger einem Christlichen Schuldner selbst verschreibet, keinem keine Exemption mitgetheilt, und die Juden dahin angewiesen werden, den Schuld-Brief von dem Schuldner selbst oder einem andern Christen in des Christlichen Schuldners Namen und als Zeug unterschreiben zu laßen.

16. Bei Kriegsläuffen wollen wir dieselbe mit wirklicher Einquartirung der Miliz in ihren Häusern, ohnbeschadet dem Geltbeitrag, verschonen zu denen Contributionen aber nicht anderst concurriren laßen, als Unsere andere Unterthanen alldorten collectirt werden.

17. Mögen sich dieselbe an ihren Sabbathen Christen-Mägde und Dienstbotten gebrauchen, und

18. Ihre arme Betteljuden eine Nacht beherbergen, verdächtigen Leuten aber bei Straff keinen Unterschlauf geben.

19. Würd ein Jud ein entfremdetes Gut wider sein Wissen kaufen, und davor einen proportionirlichen Wert erstatten, solle ihme von dem Eigenthums Herrn sein ausgelegtes Gelt restituirt werden, jedoch daß derselbe, wann eine gestolene Sache ausgerufen werden wird, und er dieselbe unwissend erkaufft hat, dieselbe nicht verschweige.

20. In Todesfällen sollen die Inventuren und Bestellungen der Vormundschaften item Theilung oder Erörterung der ereignenden Differenzien allein der Judenschaft überlaßen werden. Auch mögen sie

21. den freien Abzug wie die Unterthanen im Württembergischen der Nachsteuer halber genießen.

22. Die Juden-Weiber sollen aller derjenigen rechtlichen Beneficien fähig seyn, deren Christliche Eheweiber genießen, in specie aber bei sich ereignenden Concurs und Todesfällen ihr eingebrachtes und zufallendes Erbtheil zuvorderist habhaft machen.

23. Dargegen hat Uns ermelter Hoffactor vor diese Concession und den Handel in Württembergischen Landen, nach Masgab der ausgegangenen Generalien gleichbalden baar zu erlegen Eintausend Gulden, welches auch heute wirklich geschehen, und darüber hiemit bestens quittirt wird.

24. Ingleichen vor 24 Haushaltungen jährlich fünfzehnen Gulden vor Schuz Gelt und wegen anderer Beschwehrnissen, oder in quartalichen Fristen allemal mit drey Guldenm 45 Kreuzer voraus zu bezahlen, doch daß derselbe hinfüro nicht möge höher taxirt und angestrengt werden.

25. Wenn aber die 24 Familien nicht compet seyn solten, mag von Unserem Amtmann mehr nicht als der Auswurf der effective vorhandenen Familien gegen Quittung erfordert werden.

26. Vor den Kirchhof und Begräbnis jählich Grundzinns vier Gulden und von der Synagog sechs Gulden.

27. In die Kuchin allezeit zum neuen Jahr einen Centner Zucker, oder auf eine Haushaltung 1 Gulden und soll solches auch proportional der 24 Familien gerechnet seyn.

28. von Todtenbegräbnus von Fremden solle eine Person, die über 15 Jahr alt, dem

Amt Einen Gulden, und was unter 15 Jar alt ist, 30 Kreuzer bezalen, die Schutzjuden samt deren Brodgenossen und Bedienten aber hievon befreiet seyn, was aber die Judenschaft über dieses von Fremden zum Allmosen erlangen kan, soll ihnen zu nehmen frei stehen.

29. Von Copulationen ausländischer Juden solle jedesmalen beim Amt 2 Gulden erlegt werden.

30. Und gleichwie dieser unser Schutzbrief mit Michaelis dieses Jars den Anfang nimmt, Als versprechen Wir für uns, unsere Erbnehmer und Nachfahrer, die Wir hierzu zum kräftigsten gebunden haben wollen, es mögen sich die Veränderungen durch unsern Tod, Vererbung, Verkauf, Tausch, Geschenk, oder in andern Wege ergeben, wie die nur zu ersinnen seyen, allerdings nichts ausgenommen, daß derselbe auf Unser und der von ersagtem Levin Fränkel annehmenden 24 Familien Lebenslang, oder auch bei Leben deren, welche Wir nach Abgang einer von diesen 24 dermalen von ernanntem Levin Fränkel aufnehmenden Familien hiernächst noch, jedoch gleichwolen mit ofternannten Levin Fränkel Wissen und Willen aufnehmen werden und also auch wie vorgedacht, nach Unser oder sein – des Vorfahrs Ableiben und anderweitige Veränderung, wie sich die zutragen mag, in allen seinen Stücken pünctlich und unverbrüchlich gehalten, und die Judenschaft im geringsten weiter nicht in Auf- oder Anlagen, oder sonsten in andrer Weise beschwehet, noch weniger aber von ihrem Siz, Schul und andern in diesem Schut- oder Concessions-Brief enthaltenen Befreyungen entsetzet, oder zu emigriren gezwungen werden solle, soferne dieselbe nicht durch sträfliche Mishandlungen, deren aber die unschuldige nichts zu entgelten haben sollen, hierzu berechtigten Anlaß geben würden; welches alles Wir oft erwehntem Levin Fränkel und denen Seinigen hiemit verbindlich und in Gnaden öffentlich Versichern.

Freudenthal, den 1. Oktobris 1731

Christina Wilhelmina Gräfin von Wurben geb. G. v. G.

Dieser Schutzbrief unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von denen der Zobel'schen Herrschaft oder anderer reichsunmittelbarer Fürsten und Herrschaften. Die Vertragspartner sind die Reichsgräfin und ein Hofjude. Levin Fränkel erhält das erbliche Recht eines Vorsteheramtes der Freudentaler Judenschaft. Die Juden nannten dieses schon aus dem früheren Mittelalter stammende Vorsteheramt »Parnas«¹⁶. Während aber im Mittelalter und dann auch im 19. Jh. der »Oberbarnes«¹⁷ oder Judenschultes von der Judenschaft gewählt wurde, richtete 1731 die Grävenitz ein erbliches Vorsteheramt ein. Das wurde in den Punkten 1 und 30 festgelegt. Die zu errichtende Freudentaler Judenschaft, welche nicht mehr als 24 Familien und die vier Bedienten Rabbiner, Vorsänger, Totengräber und Schulklopfer umfassen durfte, mußte dem Vorsteher überall gebührende Folge leisten. Der Vorsteher hatte so nicht nur in religiösen, sondern auch in bürgerlich-rechtlichen Angelegenheiten, umfassende Entscheidungsbefugnisse über die Juden in Freudental. Der von der Herrschaft eingesetzte Stabamtmann mußte die vom Vorsteher ausgesprochenen Geldstrafen eintreiben, wobei die Hälfte der Geldstrafen der Herrschaft zustand und die andere Hälfte der jüdischen Almosenkasse. Die Judenschaft durfte eigene Steuern je nach Vermögen und für neu hinzukommende Juden Aufnahmesteuern verlangen. Somit entstand in dem Dorf Freudental eine separate jüdische Selbstverwaltung.

Wie auch in dem 2. Zobel'schen Schutzbrief wurden die Juden den christlichen Untertanen gleichgestellt, erhielten aber wesentlich weitergehende Sonderrechte auf wirtschaftlichem und religiösem Gebiet. Sowohl Frondienste und Einquartierung von Militär sollte unterbleiben; die Landhofmeisterin gestattete ihnen Handel in das gesamte Herzogtum Württemberg. Bei Kreditgeschäften wurden die Zinsen genau festgelegt.

Von Christen durften aber keine Häuser oder Immobilien als Pfand genommen werden und ab 50 Gulden sollte das Kreditgeschäft mit Hilfe eines vor Gericht gültigen Vertrages vorgenommen werden. Die Freudentaler Judengemeinde durfte auf eigene Kosten eine neue Synagoge bauen, eine Einzäunung ihres Friedhofes vornehmen, ein rituelles Bad einrichten und einen Sabbat-Schlagbaum aufstellen. Am Sabbat durften sie christliche Dienstboten halten. Auch durften die Juden an jüdischen Feiertagen nicht vor Gericht geladen werden, allerdings sollten sie sich an christlichen Feiertagen auch gemäß dem württembergischen Landesbrauch still verhalten. Bei Erbangelegenheiten sollte die Judenschaft allein entscheiden dürfen, jüdische Ehefrauen wurden christlichen Ehefrauen erbrechtlich gleichgestellt.

Die Reichsgräfin kassierte für dieses in vielen Teilen für ihre Zeit sehr liberale Judenedikt und auch wegen der Handelsfreiheit im württembergischen Gebiet bei Levin Fränkel die einmalige Summe von 1000 Gulden und bei jeder Judenfamilie jährlich 15 Gulden. Weiter einen jährlichen Grundzins für den Synagogengottesdienst von 6 und für den Friedhof von 4 Gulden. Das Begräbnis auswärtiger Juden kostete bei Erwachsenen einen Gulden und bei unter 15jährigen 30 Kreuzer. Darüber hinaus konnte die Judengemeinde von Auswärtigen Almosen annehmen. Wollten auswärtige Juden sich in Freudental vom Rabbiner trauen lassen. Wollten auswärtige Juden sich in Freudental vom Rabbiner trauen lassen, kostete sie das 2 Gulden. So mußte die Freudentaler Judengemeinde folgende Steuern an ihre gnädige Herrin abliefern:

24 Familien à 15 fl. (zunächst waren es bestimmt nicht so viele)	= 360 fl.
Synagoge à 6 fl.	= 144 fl.
Friedhof à 4 fl.	= 96 fl.
insgesamt:	= 600 Gulden

Die obenerwähnten vier Bediensteten waren gegenüber der Herrschaft steuerfrei. An Naturalien verlangte die Reichsgräfin wie die Zobel'sche Herrschaft Zucker – und zwar auf Neujahr (gemeint war jedenfalls das christliche) 1 Zentner Zucker oder von jeder Haushaltung nochmals einen Gulden. Zucker war eine sehr rare und nur durch gute Handelsbeziehungen zu bekommende und durch die vielen Länderzölle sehr teure Ware. Bei geschächtetem Vieh, welches von den Freudentaler Juden pfundweise verkauft wurde, verlangte sie 6 bzw. 2 Kreuzer für Groß- oder Kleinvieh als Gebühr. Handelsvieh war allerdings zollfrei.

Da die Grävenitz 1727 die Zobel'schen Juden in Freudental übernahm, werden wohl finanzielle Gründe die Ursache für ihr Judenedikt gewesen sein. Unklar bleibt aber, wieso sie zu einem solchen liberalen, von allen diskriminierenden Bestimmungen freien Vertrag kam. Vielleicht legte der Hoffaktor diese vom aufklärerischen Geist beeinflussten Regelungen einer sich selbstverwaltenden Judengemeinde vor, trat doch er mit dem Ansuchen der Errichtung an die Reichsgräfin heran. Auf jeden Fall beeinflusste dieser Schutzbrief die Judenordnungen in Jebenhausen und Buttenhausen, welche der Freiherr Philipp Friedrich von Liebenstein 1777 und 1787 erließ, und die Judenordnung in Hochberg, als der Ort 1780 unter Herzog Carl Eugen zum herzoglichen Hofkammergut kam wie Freudental.

A. Tänzer meint darüber hinaus, daß das Grävenitz'sche Judenedikt auch wesentlich die württembergische Judengesetzgebung zu Beginn des 19. Jh. beeinflusst habe¹⁸.

Schutzjuden der württembergischen Herzöge

Außer den 1000 Gulden, die der Grävenitz'sche Vorsteher Levin Fränkel anlässlich des Vertrages vom 1. 10. 1731 der Reichsgräfin bezahlte, hatte sie von den Freudentaler Juden keinen finanziellen Gewinn mehr, denn bereits im Oktober des gleichen Jahres wurde sie von herzoglichen Soldaten aus Freudental vertrieben. In einem 1733 zwischen dem Herzog Eberhard Ludwig und seiner nun ehemaligen Geliebten ausgehandelten Vergleich kaufte der Herzog mit dem Ort Freudental auch die Juden. Da Freudental als nicht »inkorporierter« Ort zum Kammerschreibereigut des herzoglichen Privatbesitzes gehörte, galt nicht das Ausschließungsgesetz, welches der Herzog erst 1729 erneuert hatte.

1735 bestätigte Herzog Carl Alexander die Privilegien der Freudentaler Judengemeinde¹⁹.

1747 schließlich erneuerte Herzog Carl Eugen dem neuen Judenvorsteher David Ulmann, Schwiegersohn und Erben des Levin Fränkel, das gesamte Grävenitz'sche Judenedikt²⁰.

2. Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde Freudental im 18. Jahrhundert

Wann kamen die ersten Juden nach Freudental?

Obwohl, wie die Zobel'schen Schutzbriefe und das Edikt der Grävenitz die Existenz einer jüdischen Bevölkerungsgruppe belegen, ist es aber gar nicht eindeutig klar, wann erstmals Juden in den zwanziger Jahren des 18. Jh. nach Freudental kamen. Der erste Zobel'sche Schutzbrief ist verhältnismäßig kurz, vielleicht eilig entworfen. Über einige



Judenschlößchen heute

Freudental
 1738

...
 ...
 ...
 ...

	1738	1740	1742	1744	1746
1. Jakob Levi	1	1	2	1	1
2. David Levi	4	1	2	2	1
3. Jakob Levi	1	1	2	1	1
4. Salomon & Nemes	1	1	1	1	1
5. David Levi	1	1	2	4	1
6. David Levi	1	1	1	1	1
7. David Levi	1	1	1	1	1
8. David Levi	1	1	1	1	1
9. David Levi	1	1	1	1	1
10. David Levi	1	1	1	1	1

Älteste Namensliste
 Freudentaler Juden 1738

Dinge war man sich anscheinend noch nicht einig, z.B. über den Friedhof. Die Ausfertigung eines ausführlicheren Schutzbriefes wurde versprochen. Nur 14 Tage später ist von dem Zobel'schen Herrschaftsverwalter dann schon ein sehr umfangreicher Entwurf konzipiert worden, der allerdings den ersten Vertrag nicht erwähnt. Freilich meint Theodor Bolay²¹, daß der erweiterte Schutzbrief nicht zur Auswirkung kam, da Freudental 1727 bereits den Besitzer wechselte. Kam aber Seligmann Wolffen mit seinen 6 Haushaltungen überhaupt 1723 schon nach Freudental? Seligmann Wolffen soll Schutzjude in Flehingen gewesen sein. Nun gibt es vom 21. 9. 1722 eine namentliche Auflistung aller jüdischen Haushaltungen mit Männern, Frauen, Kinder, Knechten und Mägden, erstellt vom Flehinger Bürgermeister²². Unter den elf Familien wird wohl ein »Seligmann ohne Weib und Kinder« aufgeführt, aber der Zusatz »Wolffen« fehlt. Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb der elf Familien werden nicht angegeben. Ist dieser Seligmann der Seeligmann Wolffen aus Freudental? Leider fehlt in den Akten von Flehingen auch jeglicher Hinweis auf eine Abwanderung dieser Gruppe nach Freudental. In der ersten Namensliste Freudentaler Juden von 1738²³ gibt es den »sogenannten alten Seligmann«. Er mußte »wegen seines hohen Alters und seiner großen Armut« kein Schutzgeld zahlen. Auch hier fehlt der Beiname Wolffen; zudem ist dieser alte Jude verheiratet und hat ein Kind. Ist dieser alte Seligmann von 1738 der Seeligmann Wolffen von 1723? Auch auf der Liste von 1738 fehlten die Verwandtschaftsverhältnisse unter den 15 Familien. Allerdings gibt es noch einen Möses Seligmann, der eventuell ein verheirateter Sohn des »sogenannten alten Seligmann« sein könnte. So bleibt unklar, ob Flehinger Schutzjuden schon 1723 oder erst in den folgenden Jahren nach Freudental kamen.

In dem Judenedikt der Reichsgräfin wurden nur zwei Juden namentlich erwähnt, nämlich der Hoffaktor Levin Fränckel und dessen Sohn Hirsch Fränckel. Letzterer wird auf der Namensliste von 1738 als Vorsteher aufgeführt. Woher die 24 Familien kamen und wo sie in Freudental wohnen konnten, darüber wurde nichts gesagt. Theodor Bolay meint dazu, daß die Grävenitz die Zobel'schen Juden übernahm und nun weitere zuziehen durften²⁴. Auch über den reparaturbedürftigen Oberbau schweigt der Grävenitz'sche Schutzbrief. Im Kaufvertrag von 1733, in dem die Reichsgräfin Freudental an den Herzog verkaufte, wird die Behausung der Juden allerdings erwähnt: »einen großen langen Bau, das obere oder alte Schloß genannt, so von den Juden völlig bewohnt wird«²⁵. Allerdings wohnten die Juden 1733 nicht nur im sogenannten »Judenschlößchen«, sondern laut diesem Kaufvertrag auch »in einem langen Bau mit vier Stuben an der Straßen, so von einigen Bürgern und Juden um den Zins bewohnt wird«²⁵. Daß es aber mindestens vor 1731 schon Juden in Freudental gegeben haben muß, geht aus einem Bericht des Vogts von Bietigheim vom 9. Juli 1729 hervor, der wegen handelnder Juden aus Freudental klagte: »Es ist eine bekannte Sache, daß die Juden mit Überfluß reisen, handeln und mit anderen ... die Sonn- und Feiertage ohngemein entheiligen«²⁶.

1732 bestätigten der Vogt von Markgröningen, daß in Stadt und Amt Markgröningen nur Juden aus Freudental und Gochsen handeln dürfen, und der Vogt von Göppingen, daß die Juden aus Freudental und Gochsen laut einem Rescript vom 1. Juli 1729 Handel treiben dürfen²⁶. Mit Gochsen ist das Gochsheim im heutigen Kreis Bruchsal gemeint, welches damals ebenfalls der Grävenitz gehörte, in dem aber nur wenige Juden wohnten. Das erwähnte Rescript vom 1. Juli 1729 ist zwar nicht mehr auffindbar, dennoch ist damit ein wichtiger Hinweis geliefert.

Man darf demnach davon ausgehen, daß es 1729 schon Juden in Freudental gab. Da die Reichsgräfin die Aufnahme nicht gleich bei ihrer Übernahme von Freudental gestattet haben dürfte, wird sie die Juden von der Zobel'schen Herrschaft übernommen haben, um ihnen dann 1731 eine neue Ordnung zu geben. Dafür spricht auch, daß Levin Fränckel im Vertrag »der allhiesige« genannt wird.

Ein unsicherer Anfang

Die Juden in Freudental mußten im 18. Jh. genauso unter Ausnahmebedingungen leben und ihre Existenz auf Ausnahmegesetze gründen wie die Juden in anderen Orten. Daher ist zu bezweifeln, daß es den Juden nun in Freudental besser ging als in den früheren Wohnorten. Da waren zuerst einmal die miserablen Wohnverhältnisse zu verbessern. Schutzjuden wurden von den reichsunmittelbaren Herrschaften meist in ausgediente Burgen und Schlösser gesteckt. Waren diese schon nicht mehr zu verpachten, so bekamen sie von den Juden doch noch Mietzins, und die Wohnungen wurden sogar noch renoviert. Wieweit die Wohnungsverhältnisse im Hauptgebäude des sogenannten Oberen Schlosses in den zwanziger Jahren verbessert werden konnten, ist nicht bekannt, doch wurde das Haus und wahrscheinlich auch die Nebengebäude 1731 ganz von Juden bewohnt. Neben dem Problem, bessere Wohnverhältnisse als bisher zu erlangen, stand die Sicherung der wirtschaftlichen Existenz. Da dem Juden seit dem frühen Mittelalter nur der Beruf eines Händlers oder Geldverleihers möglich war, mußten auch die Freudentaler Juden im Kaufen und Verkaufen ihren Lebensunterhalt verdienen. Dabei galt es in dem Durcheinander von Zollgrenzen und Handelsbeschränkungen, wie sie damals in Deutschland bestanden, durch Ausnahmerechte wirtschaftliche Vorteile zu bekommen. Die Schutzherren erhofften sich bei der Aufnahme von Juden oft auch, über deren Zollvorteile billiger an Waren heranzukommen. Da es keine Preisbindungen gab, lag natürlich im Handel ein größerer Gewinn als im Produzieren von bäuerlichen Produkten. In einer Umgebung, die in allen Teilen von der christlichen Religion geprägt und beherrscht wurde, gab es für die Juden an allen Orten große Schwierigkeiten, ihre eigene jüdische Religionsordnung zu verwirklichen und ihr nachzukommen. Dies war auch in Freudental nicht besser. So wurde in den vielen Räumen des Oberschlusses, vielleicht in dem Raum mit der Stuckdecke, ein Betsaal für den Synagogengottesdienst und in dem Häuschen neben dem runden Turm, vielleicht ein Mikwe, ein Ritualbad für die Frauen, eingerichtet. Östlich des Ortes im heutigen Gewann »Allenfeld« wurde von der Herrschaft ein Gelände für einen jüdischen Friedhof bereitgestellt.

In einer aus dem Mittelalter stammenden ablehnenden oder sogar feindlichen Haltung der christlichen Gesamtbevölkerung war es den Juden überall im sogenannten christlichen Abendland nur mit Hilfe von ihnen zugestandenen Ausnahmegesetzen möglich, Wohnungen zu bekommen, ihren Lebensunterhalt wenigstens durch Handel zu verdienen und vor allem gegenüber dem intoleranten Christentum ihre jüdische Religion auszuüben. Die Freudentaler Schutzbriefe zeigen, daß die Juden in Freudental hofften, diese drei Grundbedürfnisse ihres Lebens in Freudental besser verwirklichen zu können als an früheren Schutzorten. Deshalb war den Juden immer an einer stabilen, ihnen wohlgesinnten Herrschaft gelegen. Der zweite Zobel'sche Schutzbrief ließ hier Hoffnung aufkommen. Leider aber entwickelten sich die Herrschaftsverhältnisse in Freudental alles andere als stabil. Innerhalb von 10 Jahren wechselte dreimal die Herrschaft. Jeder Wechsel wurde zu einer Existenzfrage, mußten doch die Schutzbriefe neu ausgehandelt oder mindestens bestätigt werden. Dazwischen lagen oft bange Jahre des Wartens und der Rechtsunsicherheit. Das liberale und tolerante Edikt der Reichsgräfin von Würben versprach, eine hoffnungsvolle Zukunft zu eröffnen. Daher bewarben sich bestimmt viele Juden aus anderen Schutzorten um die Aufnahme in die Judengemeinde in Freudental. Leider dauerte die Herrschaft der Reichsgräfin für Freudental nur wenige Jahre. Politisch unruhige Zeiten schlossen sich an. Nachdem die Reichsgräfin mit militärischer Gewalt 1731 aus Freudental entfernt worden war, übernahm aber nicht sofort Württemberg die Herrschaft. Der Stabamtmann, welcher Freudental verwaltete, unterstand auch weiterhin noch der Herrschaft der Reichsgräfin. Nach ihrer Gefangenschaft hielt sie sich in Heidelberg auf, von wo sie 1733 und 1734 Briefe an die Judenschaft

schrieb²⁷. Obwohl ein Vergleich- und Kaufvertrag 1733 abgeschlossen wurde, übernahm der württembergische Herzog erst 1735 die eigentliche Herrschaft. Inzwischen war der Herzog Eberhard Ludwig gestorben und der neue Herzog hieß Carl Alexander. Noch ehe Württemberg die Herrschaftsrechte in Freudental übernahm, bestätigte der neue Herzog auf Bitte der Freudentaler Judenschaft 1735 ihre Privilegien²⁹. Die herzogliche Herrschaft versprach wieder rosigere Aussichten, gab es doch einige einflußreiche jüdische Hoffaktoren und den jüdischen Finanzminister Süß Oppenheimer. Doch das Glück dauerte nicht lange, der neue Herzog starb plötzlich und seinem Finanzberater wurde ein Prozeß gemacht, der mit seiner Hinrichtung endete. Inwieweit sich dieser Prozeß und seine unliebsamen Begleiterscheinungen auf die Freudentaler Judenschaft auswirkten, ist nicht mehr feststellbar. Aber die vielen in Stuttgart und Ludwigsburg verfaßten Hetzschriften, in denen der Haß der Bevölkerung gegen die Machenschaften eines absolutistischen Fürstenregimes auf den jüdischen Finanzberater des Herzogs abgeladen wurde, werden den im Land umherreisenden Freudentaler Juden bestimmt bekannt geworden sein.

1738 stellte der herzogliche Stabamtmann Elias Pfisterer eine »Tabelle der allhier in württembergischem Schutz sich befindlichen Judenschaft samt den Weibern, Kindern, Knechten und Mägden«²⁹ auf. Da es die älteste Namensliste ist, soll sie hier aufgeführt werden:

	Männer,	Weiber,	Buben,	Mägd- lein,	Knechte,	Mägde
1. Hirsch Levin, Als Vorsteher	1	1	3	4	1	—
2. Schmäy Abraham	1	1	2	2	1	—
3. Jakob Levi	1	1	2	—	1	—
4. Salomon Mannes ist als Kranken- wärter u. Toten- gräber Schutzgeld frei	1	1	1	3	1	—
5. Herz Lömblin	1	1	2	4	1	—
6. Möses Seligmann	1	1	—	2	—	—
7. Elias Traustatt	1	1	1	1	1	—
8. Mayer Marx	1	1	4	1	—	—
9. David Lazerus	1	1	1	4	2	1
10. Lob Isaac	1	1	1	1	—	—
11. Baruch Levi	1	1	3	—	—	—
12. Isaac Göz	1	1	2	4	1	—
13. Isaac Weyl	1	1	—	—	—	—
14. Lippmann David	1	1	3	—	1	—
15. der alte sogenann- te Seligmann ...	1	1	—	1	—	—
Rabbiner	1	1	2	1	—	—
Vorsänger befreit	1	—	—	—	—	—
Schulmeister	1	—	—	—	—	—
Personen 101 (100)	18	16	27	28	11 (10)	1

Da der Amtmann sich verzählt hatte, sind es bei ihm 11 statt 10 Knechte und daher nicht 101, sondern 100 Personen – oder er vergaß einen Knecht aufzuzählen, dann würde die Gesamtzahl 101 stimmen. Dieser herzogliche Befehl zur Aufstellung einer Liste der Freudentaler Schutzjuden gab natürlich der Angst vor Ausweisung neue Nahrung. Verlangte doch die Landschaft 1739, daß alle Juden innerhalb von 6 Monaten das Herzogtum zu verlassen hätten – und wußte man denn in Freudental so genau, ob nun Freudental zum Herzogtum Württemberg oder zur herzoglichen Privatschatulle, sprich zum Kammerschreibereigentum des herzoglichen Hauses, gehörte? Vielleicht sind auch einige Familien freiwillig weggezogen, um der Gefahr einer Ausweisung zuvorzukommen. Obwohl in dem Ausweisungsbefehl die nicht incorporierten Orte extra ausgenommen waren, war sich selbst der württembergische Stabamtmann Pfisterer nicht so ganz sicher, was nun mit den Freudentaler Juden geschehen werde, denn auf seine Anfrage erhielt er vom Herzogsadministrator Karl Rudolf am 19. 3. 1740 zur Antwort, daß die Freudentaler Juden nicht ausgewiesen würden³⁰.

Ruhe und Gewißheit über die rechtliche Situation trat erst 1747 ein, als der neue junge Herzog Carl Eugen den Schwiegersohn des Levin Fränkel, David Ulmann, zum Erben und Nachfolger im Vorsteheramt berief und ihm und der Judenschaft den gesamten Inhalt des Edikts der Reichsgräfin von Würben bestätigte³¹.

Wirtschaftliche Verhältnisse der Freudentaler Juden

In Freudental gab es für die ortsansässigen Juden keine Veditenstmöglichkeiten. Im 2. Zobel'schen Schutzbrief wurde ihnen daher das Handeln im ganzen Römischen Reich deutscher Nation als Untertanen einer reichsunmittelbaren Herrschaft gestattet. Im Grävenitzschen Edikt erlaubte die Landhofmeisterin den Juden den Handel im ganzen Herzogtum Württemberg. So waren die Freudentaler Juden im 18. Jh. auf den Märkten in den Räumen von Göppingen, Markgröningen, Vaihingen, Bietigheim, Lauffen und Güglingen anzutreffen. Mit Sicherheit mußten hier auch Stuttgart, Ludwigsburg und weitere württembergische und außerwürttembergische Marktorte genannt werden. Da die Juden sich zwar untereinander bei ihren Geschäften aushalfen, aber wohl keine Konkurrenz machten, hatten die Freudentaler Juden verschiedene und oft weit entfernte Handelsräume. Diese Handelsreisen waren aber selbst durch Württemberg nicht problemlos. 1757 bedurfte es der Ausweise für die Märkte und der Reisepässe, die beantragt und nach der Handelsreise zurückgegeben werden mußten. War doch Freudental eigentlich gegenüber Württemberg »Ausland«. Dasselbe galt für die Zölle. Auch erließen verschiedene Orte eigenwillig Handelsbeschränkungen für Juden. So ordnete der Magistrat von Güglingen noch 1802 für den Handel zwischen Juden und Christen an³²:

- 1.) Christen dürfen nichts ohne vorherige Mitteilung borgen.
- 2.) Jeder Handel muß schriftlich abgefaßt werden.
- 3.) Zug- und Melkviehkäufe müssen wie schon bisher dem Gericht gemeldet werden.
4. Bei Zuwiderhandlungen verliert der Jude den Kaufpreis und der Christ bekommt eine Herrschaftsstrafe.

Um die Waren über das Land zu fahren, brauchte man Kutschen und Wagen sowie Pferde. 1755 wurde beklagt, daß die Freudentaler und Zaberfelder Juden »überflüssige Judenknechte annehmen und ihnen gestatten, das ganze Jahr hindurch – welches gegen die bestehende Ordnung – im Land herumzuhausieren«. Die Handelsgeschäfte gingen verhältnismäßig gut, wenn sich die Juden Angestellte leisten konnten, die für sie Geschäfte tätigten. Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um Juden, die in Freudental kein eigenes Schutz- und Wohnrecht hatten und so zeitweise in Freudental beschäftigt waren. Schon 1733 wurde ein Judenknecht Joseph Isaak in Freudental genannt.

1755 hatten folgende 21 Judenfamilien über Monate oder bis zu einem halben Jahr 12 Knechte, die sie mit 4–15 Kreuzern entlohnten:

Schmäy Abraham:	1 Knecht, der mit jungen Ochsen handelt,
David Lazarus:	1 Knecht
Jakob Levi:	1 Knecht
Baruch Levi:	keinen, 2 Söhne handeln
Salomon Mannes:	keinen, ist Schächter in Stuttgart
Isaak Göz:	keinen
Herz Lämmlein:	1 Knecht
Mayer Marx (Totengräber):	keinen, 2 Söhne handeln
Löw Isaak:	keinen
Hayum Gumpel:	keinen
Empel Abraham:	keinen
David Kahn:	keinen
Samuel Löw:	1 Knecht
Samuel Abraham:	1 Knecht
Herz Levi:	1 Knecht
Samuel Baruch:	1 Knecht
Maram Levi:	1 Knecht
Wolf Isaak:	1 Knecht
Mayer Lazarus:	keinen
Lazarus David:	1 Knecht
Abraham Schmay:	1 Knecht ³³

Diese Handelsreisen dauerten wegen der großen Entfernungen oft Tage. Aber immer endeten diese am Freitagnachmittag. Mit Untergang der Sonne am Freitagabend begann der Sabbat, und die Arbeitsruhe wurde über den Samstag strikt eingehalten. Für die notwendigsten Arbeiten durften sie sich schon nach dem Grävenitz'schen Edikt christliche Sabbat-Mägde halten. Aber auch darüber hinaus arbeiteten christliche Knechte und Mägde aus Freudental bei den Juden. Schwierigkeiten und Ärger gab es immer an den Sonntagen. Auch in dem Freudentaler Edikt von 1731 hieß es: »... dahingegen sich dieselben an christlichen Feiertagen dem württembergischen Landesbrauch gemäß, soviel möglich still und eingezogen bezeigen sollen«. Während in Freudental selbst wenig von Sonntagsruhestörungen zu erfahren ist, klagten die Orte ohne Judenbevölkerung immer wieder. Dies ist aber auch nicht verwunderlich, war doch der christliche Handelspartner sonntags am besten anzutreffen. Eine Kirchenvisitation von 1735 klagte in Bietigheim, daß die Christen ihre Feiertagsruhe nicht strikt einhalten »und sich nicht scheuen an dem Tag des Herrn zur Schmach der christlichen Religion mit jenen (Juden) zu handeln«³⁴.

Wie alle Schutzjuden des 18. Jh. handelten auch die Freudentaler mit allem. 1752 beschwerten sich die Weißgerber aus Besigheim, Bietigheim, Vaihingen und Lauffen, daß die Juden mit Weißgerbwaren handelten und sie dadurch in ihrem Gewerbe benachteiligt würden. 1755 gab es Streitigkeiten zwischen Maier Lazarus aus Freudental und einem Bönnigheimer Pferdehändler. Neben allem Handel mit Waren aus den Handwerksgerben war vor allem der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten zu nennen, und hier wieder der Viehhandel.³⁵

1737 beschwerte sich die Gemeinde Freudental bei der herzoglichen Regierung, daß die rasch wachsende Judenschaft ihr Vieh, welches wohl zum Wiederverkauf bestimmt war, auf die Gemeindeweide trieb³⁵.

Aber auch alle Formen des Klein-, Hausierer- und Trödelhandels sind zu finden. Jeder Handel hatte aber zum Unterschied zum christlichen Händler, spekulativen Charakter.

Dieser Schacherhandel bestand nicht wie der »ordentliche« Handel auf einem auf Absatz gewisser Artikel berechneten Geschäft. Auch war er nicht darauf gerichtet, dem Begriff des Handels gemäß, Waren von dem Ort ihrer Erzeugung an den Ort ihres Verbrauches zu bringen. Er bestand vielmehr darin, alles was einen Tauschwert hatte, das Kostbarste wie das Geringste, Gold- und Silberwaren wie alte abgetragene Kleider, Wechsel- und Staatspapiere wie alte Bücher, überall wo es ist, zu kaufen und so rasch als möglich wieder mit Gewinn zu verkaufen. Der Handel fand da statt, »wo er getrieben wurde, nicht auf einem örtlichen Bedürfnis, sondern er kam überall auf, wo Juden wohnten und hörte wieder auf, sobald diese verdrängt wurden«³⁶. Hier ergaben sich einige wesentliche Unterschiede zum christlichen Handel. Die Juden waren im 18. und noch im 19. Jh. das Kaufhaus von heute, und was sie nicht hatten, konnte bestellt werden. Zum anderen gab es keine festen Preise, man mußte »handeln« und sie gaben Kredit. Bei der Unsicherheit über den Wert einer Ware schlich sich bei den Käufern schnell der Gedanke des Betrugers ein. Hatten doch die christlichen Handwerker beim Neuwert einer Ware allgemein verbindliche Festpreise. Daher beschwerten sich die Weißgerber, denn die Freudentaler Juden unterboten natürlich diese von der Zunft festgelegten Preise. Auch beim Viehhandel war die Sicherheit für die Qualität nicht so einfach feststellbar. Den Freudentaler Juden wurde 1806 vorgeworfen: »Bei alten Pferden wird öfters durch Färbung der Haare, Teilung, Brennung der Zähne das Alter zu verbergen gesucht«³⁷. Wer nun im einzelnen die Käufer bei den Freudentaler Juden waren, ist nicht mehr erkundbar. Utz Jeggel meint, die Käufer wären allgemein nur schon hochverschuldete Bauern gewesen. »Die Juden waren in erster Linie die Bankiers der verschuldeten Bauern«³⁸. Da die Sicherheiten der Schuldner oft sehr gering waren, verlangten die Juden hohe Zinsen, und die Verträge hatten lange Laufzeiten. Im Zobel'schen Schutzbrief wurde den Freudentaler Juden gestattet, bis zu 6 Prozent Zins bei Kreditgeschäften zu nehmen. Im Grävenitz'schen Edikt wurde das genauer geregelt:

bei einer Schuldsumme von 50 bis 100 fl.	6 Prozent Zins,
bei einer Schuldsumme von 30 bis 50 fl.	12 Prozent Zins,
bei einer Schuldsumme von unter 30 fl.	von jedem Taler wöchentlich 1 württ. Pfennig

Rechnet man den Taler (ungefähr 1,75 fl) zu 105 württ. Pfennigen, so kommt man auf rund 50 Prozent Zins. Ein Knecht verdiente damals bei freier Unterkunft und ohne Naturalien jährlich 26 fl, eine Magd 10 fl. Ein guter Schlachtochse soll 100 bis 140 fl gekostet haben³⁹. Betrug ein Kredit mehr als 50 fl mit einer Laufzeit von über einem halben Jahr, so verlangte das Grävenitz'sche Edikt von den Juden einen Vertrag vor einem Gericht mit christlichen Zeugen. Betrachtet man die damaligen Kaufpreise, so dürfte der Schacherhandel meist die Grenze von 30 fl nicht überschritten haben. Man darf auch mit Sicherheit annehmen, daß – man handelte ja – die Zinssätze nicht immer so hoch lagen. Bemerkenswert ist aber, daß sie bis zu diesen Höhen von den christlichen Schutzherrn gestattet waren.

Schwer zu beantworten ist nun die Frage, was die Freudentaler Juden beim Vieh- und Schacherhandel verdienten. Auch damals lag im Handel eine wesentlich höhere Verdienstschanne, als bei der Herstellung von landwirtschaftlichen Produkten oder handwerklichen Waren. Bei einem Vergleich der Schutzgebühren und Abgaben der Juden mit den Steuern christlicher Untertanen kommt Erich Bauer zu dem Ergebnis, daß die christlichen Schutzherrn das Vierfache an Steuern gegenüber den christlichen Untertanen von den Juden bekamen⁴⁰. In Freudental gehörte der größte Teil der landwirtschaftlichen Nutzflächen der Herrschaft, so daß die christlichen Untertanen nur wenig

selbständige Landwirtschaft betreiben konnten, meist in einem Dienstverhältnis standen und daher arme Leute waren. Ein Lakai bei der Reichsgräfin von Würben wird damals um die 24 fl, eine Kammerzofe 18 fl Jahreslohn bei freier Unterkunft und ohne Naturalien verdient haben. Die jährliche Schutzgebühr für eine jüdische Familie betrug 15 fl. Selbst wenn nur der Familienvorstand und nicht auch noch die unverheirateten erwachsenen Söhne dem Schacherhandel nachgingen, dürfte sich das Jahreseinkommen im 18. Jh. auf 100 bis 150 fl belaufen haben. 1796 wurden 35 Freudentaler Juden zu einer Vermögenssteuer anlässlich des Krieges herangezogen. Sie zahlten damals zusammen 38 900 fl.

Es ist verständlich, daß eine Herrschaft einen finanziellen Vorteil durch die Aufnahme von Juden hatte, da sie die Einwohnerzahl und das Steueraufkommen nur durch Händler erhöhen konnte, denn diese fanden im Gegensatz zu den Bauern und Handwerkern außerhalb ihres Herrschaftsbereiches ihr Einkommen.

Zählt man den Hoffaktor Levin Fränckel und später dessen Schwiegersohn David Ulmann, die aber nur zeitweise in Freudental wohnten, zu den reichen Juden, so gab es noch drei bis vier andere reiche Familien, während der Rest der 18 bis 20 Familien nur kleinere Einkommen und damit gerade ihr Auskommen hatten. Nun gab es aber auch noch die im Land herumziehenden Betteljuden. Im Grävenitz'schen Edikt wurde erwähnt, daß die Freudentaler Juden diese Betteljuden eine Nacht beherbergen durften. Durchweg handelte es sich dabei um Juden, die in keinen Schutz aufgenommen wurden, weil die Schutzherrschaft oft einen finanziellen Vermögensnachweis verlangte oder die Familienzahl für die Judendörfer beschränkt war. 1768 verbot Herzog Carl Eugen den Zuzug minderbemittelter Juden in Freudental, indem er anordnete, daß Juden nur noch mit einem Vermögen von 500–600 fl in Schutz genommen würden⁴¹. Unter den Betteljuden kam es zu allerlei kriminellen Delikten. So wurde den Freudentaler Juden im Grävenitz'schen Edikt bei Strafe verboten, solchen verdächtigen Personen Unterschlupf zu gewähren. 1759 wurde ein 14 Tage altes, totes Kind im Sack eines Betteljuden auf Horkheimer Gemarkung gefunden. Er konnte es nirgends beerdigen. Die christlichen Behörden weigerten sich anfangs, das Kind auf dem Freudentaler jüdischen Friedhof beerdigen zu lassen, da kein Zoll für die Leiche bezahlt werden konnte. 1783 wurde den Freudentaler Juden vorgeworfen, sie hätten die vier Diebe »Marx Weiler, Moses Hofen, Hajum Dörbach und Jakob Limburg mit ihren Weibern und Concubinen«⁴² beherbergt. Insbesondere hätte sich die Concubine des Hajum Dörbach während ihres Kindbettes geraume Zeit in Freudental aufgehalten. In Hohenlohe und in Franken lag die Zahl der Betteljuden jährlich über tausend⁴³, die von Judendorf zu Judendorf zogen. Für die christliche Umwelt waren diese Hungerleider ein hygienisches, kriminelles und auch ökonomisches Problem. Die großzügigen Almosen, mit welchen die seßhaften Juden auch in Freudental ihre ärmsten Glaubensgenossen versahen, bedeuteten für die Schutzherrschaften eine wirtschaftliche Einbuße.

Wie sehr sich die Freudentaler Juden auch später noch um ihre Glaubensbrüder sorgten, erzählt Julius Marx: »Der Vater schickte am Freitagnachmittag uns Buben ins Dorf und an die Ortsausgänge des Ortes, um nach armen, durchreisenden Juden Ausschau zu halten. Sie wurden von uns Söhnen zu Tisch geladen. Der Vater wusch ihnen vor der Mahlzeit die Füße und die Mutter reichte ihnen die erste Schüssel. Der Fremdling an Deinen Toren soll mit Dir die Segnungen des Sabbats genießen, zitierte mein Vater. Es kam geradezu einem Unglück gleich, wenn wir einmal keinen armen Juden als Gast auftrieben«⁴⁴.

Synagoge und jüdischer Friedhof

Überall wo Juden gemeinsam beieinander wohnten, lebten sie getreu nach der Thora, ihrer jüdischen Religionslehre. Dazu gehörte in erster Linie eine Synagoge oder ein Gebetsaal für die Gottesdienste und Morgen- und Abendgebete. Schon im 2. Zobel'schen Schutzbrief wurde ihnen der Synagogengottesdienst garantiert. Wo dieser erste Gebetsraum war, darüber kann nur spekuliert werden. Vielleicht nahmen diese ersten Juden aus Flehingen das Zimmer mit der Stuckdecke im ersten Stock des Hauptgebäudes im Oberschloß. Auf jeden Fall mußten sie einen solchen Raum schon gehabt haben, denn im Grävenitz'schen Edikt wurde ihnen der Bau einer »neuen« Synagoge auf ihre Kosten erlaubt.

Wo stand nun dieses erste Synagogengebäude in Freudental und wann wurde es erbaut? David Ulmann, der zweite Inhaber des Vorsteheramtes der Freudentaler Judenschaft, über den noch später ausführlich berichtet werden muß, schrieb in einer umfangreichen Verteidigungsschrift anlässlich seines Streites mit der Judenschaft 1771 über einen Synagogenbau⁴⁵. Danach bekam er am 10. 2. 1750 vom Herzog »ein 4 Schuh großes ... in dem herrschaftlichen Oberen Schloßchengarten befindlich und wüstliegendes Plätzchen«, für jährlich 10 fl zur Erweiterung der Synagoge. Außerdem behauptete er, 1748 bereits 19 fl 38 kr an Holzkosten für die Synagoge gehabt zu haben und 1750 insgesamt 339 fl 61 kr an Baukosten; von letzteren seien ihm nur 116 fl 15 kr von den im Schloßchen lebenden Juden ersetzt worden. Es ist zu vermuten, daß die erste Synagoge aber schon Mitte bis Ende der dreißiger Jahre des 18. Jh. in dem Gebäude, das einmal auf dem heutigen Keller zwischen Judenschloßle und Treppenturm stand, eingerichtet war. Hatte doch die jüdische Gemeinde auf jeden Fall schon 1738 einen Rabbiner. Sollte dieses Gebäude allerdings 1738 schon nicht mehr existiert haben, könnte vielleicht ein kleineres Fachwerkgebäude südlich des Kellers, an der Stelle des 1685 vorhandenen Bach- oder Brunnenhäuschen neben dem Treppenturm, die erste Synagoge gewesen sein. 1750 erwarb David Ulmann diesen 4 Schuh großen Platz, der ebenfalls an dieser Südseite des gesamten Schloßgeländes gelegen sein mußte und ließ mit dieser Flächenerweiterung die erste Synagoge umbauen und erweitern. Wenn ein Schuh gleich 28,4 cm waren, dann betrug die ganze Fläche nur 1,14 m². Mit dieser Fläche konnte Ulmann natürlich keine große Erweiterung durchführen, höchstens einen neuen Eingang anbauen, um nicht mehr den alten durch den Treppenturm benützen zu müssen. Sehr stabil kann diese zweite Ulmannsche Synagoge nicht gebaut gewesen sein, denn schon nach weiteren 19 Jahren – 1769 – berichtete der Stabsamtmann Braun aus Freudental: »Da nun solche Synagoge, wie ich selbst davon Einsicht genommen, so auffällig, daß sich die Juden fast nimmer getrauen, hineinzugehen...« Und im Mai 1770 wurde berichtet, daß eine Seitenwand einfiel und der Einsturz »allstündlich bevorsteht«. So kam es dann 1770 zu einem Synagogenneubau, der dritten Freudentaler Synagoge, worüber später berichtet wird.

Sowohl im 2. Zobel'schen Schutzbrief wie im Grävenitz'schen Edikt wurde den Freudentaler Juden ein »kaltes Bad für ihre Weiber« zugesichert. Wo sich diese erste Mikwe befand, kann nur vermutet werden. Da diese rituellen Waschungen im fließenden Wasser stattfinden mußten, sucht man die Freudentaler Mikwe am besten bei einer Quelle oder in der Nähe des Steinbaches. Vielleicht befand sich das Ritualbad in dem Brunnenhäuschen neben dem Treppenturm. Später vielleicht am Steinbach, denn in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh.s befand sich das Frauenbad in der Seestraße Nr. 24.

Im ersten Zobel'schen Schutzbrief wurde den Juden durch ein Begräbnisplatz zur Verfügung gestellt, was im zweiten ebenfalls erwähnt wird und im Grävenitz'schen Edikt wurde ihnen die Umzäunung des Friedhofes gestattet. Dieser erste Friedhof der Freudentaler Juden befand sich im Gewann Allenfeld, östlich außerhalb des Ortes, wie es der

Talmud vorschrieb, auf einer 12,39 a großen Fläche. Die Parzelle 421 ist heute eine rechteckige Wiese und befindet sich einige Meter nördlich des Alleinsträßles am Waldrand gegen den Steinbach zu. Die Juden brauchten diesen Begräbnisplatz 1723 vermutlich sehr rasch, denn es dürften sich unter den aus Flehingen gekommenen Juden einige alte Leute befunden haben. So wäre es auch erklärlich, warum der Seligmann Wolffen sich auf der ersten Aufstellung Freudentaler Juden nicht mehr befand. Familienregister über Freudentaler Juden beginnen erst 1751, Gräberverzeichnisse erst 1811 mit dem zweiten jüdischen Friedhof. 1740 erhielt die jüdische Gemeinde die Erlaubnis, den verfaulten Holzzaun um diesen Friedhof durch ein »geringes Mäuerlein« zu ersetzen. Allerdings scheint die kleine Mauer wenig Schutz gegen das Wild geboten zu haben, denn 1741 durften sie eine 6–7 Schuh (ungefähr 1,80 m) hohe und anderthalb bis zwei Schuh (ungefähr 50 cm) breite Mauer um den Friedhof errichten, lag doch die Anlage am Rand eines umfangreichen Waldgebietes mit Rot- und Weißwild sowie Fasanen⁴⁶.

Auf dem Friedhof wurden aber nicht nur Freudentaler Juden beerdigt, sondern auch Juden aus dem Herzogtum Württemberg. Der Herzogsadministrator Carl Friedrich gestattete 1743⁴⁷ und später, daß Stuttgarter und Aldinger Juden in Freudental beerdigt werden konnten. So wurden mehrere Kinder der Hoffaktoren David Ulmann und Callmann Seligmann, die beiden zwischen 1743 und 1751 in Stuttgart wohnten, beerdigt. Einmal wurde die Frau eines Cannstatter Bürgers und Metzgers, der Christ geworden war, sowie die Witwen verschiedener Stuttgarter Hoffaktoren und auch der ehemalige Vorsteher der Freudentaler Judenschaft David Ulmann selbst, 1782 hier begraben. Gegen die Beerdigung des letzteren wehrten sich die Freudentaler Juden übrigens energisch. Bis 1795 wurden auch Juden aus den Gemeinden Hochdorf und Zaberfeld, wahrscheinlich auch aus Talheim, in Freudental beerdigt, weil diese jüdischen Gemeinden anfangs keinen eigenen Friedhof hatten. Makaber klingen die wiederholten Berichte württembergischer Beamten aus Stuttgart, die beim Tod eines Juden vor allem darauf



»Seine Seele sei eingebunden zum Leben«, Grabstein vom Alleinfeldfriedhof

achteten, daß die Zoll- und Fahrtkosten von 3 fl 15 kr für die Leiche und 2 fl für den Wagen nach Freudental bezahlt wurden.

Das Gräfenitz'sche Edikt erlaubte den Freudentaler Juden einen »Trattzug oder Schlagbaum am Sabbat«. Diese Abschränkung der Ortsausgänge war für die Einhaltung der Sabbatruhe in der Judengemeinde wichtig. Sie unterbanden das Fahren oder Reiten im Ort und in den Ort hinein wie hinaus. Wann dieser zum ersten Mal aufgestellt wurde, ist ungewiß; 1737 wurde berichtet, daß die Juden an den drei Ortsausgängen solche Schlagbäume aufstellen wollten. Diese waren fertig und wären auch aufgestellt worden, wenn nicht der Stabsamtmann Bey plötzlich verstorben wäre. Die Stuttgarter Regierung gestattete dann ein paar Monate später das Aufstellen dieser Sabbatschlagbäume, indem sie auf die Privilegien der Juden verwies. Allerdings wurde die Einschränkung angeordnet, daß die Schlagbäume nicht verschlossen werden durften. Weiter wurde den Juden befohlen, die Christen an Sabbattagen nicht daran zu hindern, ihrer Feldarbeit nachzugehen⁴⁸. Die Juden hatten die Arbeitsruhe am christlichen Sonntag zu respektieren; die Christen brauchten aber auf die Sabbatruhe der Juden keine Rücksicht zu nehmen. Hätten die Freudentaler Juden in einer Art Ghetto oder Judengasse gewohnt, so hätten sie ihren jüdischen Ortsteil abriegeln können, doch wohnten sie schon damals nicht mehr nur im Bereich des Oberschlusses.

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen war im 18. und 19. Jh. in Freudental, wie in allen anderen Orten mit jüdischen Bewohnern, bestimmt von dem Gegensatz zwischen Mehrheit und Minderheit. Einer Minderheit, die nicht bereit war, ihre religiösen und sozialen Besonderheiten zugunsten der Mehrheit aufzugeben und einer Mehrheit, die das Anderssein der Minderheit nicht tolerieren konnte und wollte. Die christliche Mehrheit konnte die Juden nicht akzeptieren, galten doch in einer sozialen Gruppe damals die alten Gesetze der Mehrheit und das Fremde wurde abgelehnt. Toleranz im Sinne des Humanismus und die Gedanken der Aufklärung hatte man ihr nie gelehrt oder eingeübt. Alle Reibereien und Ärger zwischen beiden Gruppen entstanden so aus diesem Gegensatz. Nur der Zwang der Obrigkeit war es, der die Mehrheit zur äußeren Duldung der Juden bewog. Aus Freudental gibt es nur Berichte der Mehrheit zu diesem Verhältnis, in Form von Beschwerden der Stabsamtmänner, aber keine jüdischen Berichte.

So war da das Ärgernis der anderen Religion, verstand sich doch das Christentum als die allein richtige. Der christliche Antijudaismus hatte die Juden immer als die »Mörder des Herrn Jesus Christus« hingestellt. Aber die Juden sahen ihre »Fehler« nicht ein und wollten auch in Freudental keine Christen werden. In der ganzen jüdischen Geschichte Freudentals ist kein Fall eines Übertrittes bekannt geworden. Hinzu kam, daß die Christen über die jüdische Glaubensauffassung so gut wie nichts wußten. So konnten Verkehrtheiten und Verdrehungen entstehen, bis hin zu den mittelalterlichen Ritualmordgeschichten. So berichtete Julius Marx noch aus seiner Kindheit über das Pessah-Festessen: »Eine Christenfrau servierte die Speisen. Dies geschah nicht deshalb, um dadurch irgendwelche Herrschaftsverhältnisse zu demonstrieren, sondern in der weisen Absicht, auf alle Fälle einen christlichen Zeugen zu haben, gegen den so häufig geäußerten Verdacht, daß die Juden in ihren Seder-Wein das Blut eines Christenkneben mischten«⁴⁹. Ärger gab es in erster Linie wegen der Feiertagsruhe an Sabbat- und Sonntagen sowie gegen den unterschiedlichen jüdischen und christlichen Feiertagen. Verlangten die Freudentaler Juden die Aufstellung von Sabbatschlagbäumen⁵⁰, so beschwerten sich die Freudentaler Christen über die Störung ihrer Gottesdienste. Allerdings wurde der Vorwurf im Zusammenhang mit anderen Beschwerden nur 1796 gemacht: »Ja sogar stören sie uns an unseren Gottesdiensten an Sonn- und Feiertagen«⁵¹,

aber aus anderen Orten, in denen es keine jüdische Minderheit gab und wo die Freudentaler Juden sonntags handeln wollten, wurde die Klage wiederholt laut. Die fremde Sprache, die Speisegesetze und die unverständlichen Zeremonien der Juden wurden oft dem Spaß, Spott und Haß preisgegeben:

»Juda, Jutza, Matza, übermorga d'Finka,
morga komme d'Spatze, alle Jude stenga«⁵².

Über Freudental fanden sich keine Berichte, wie 1767 aus Schöntal im Hohenlohischen oder Nordstetten auf der Schwäbischen Alb, wo Judenkinder von übermütigen Christenjungens überfallen und unter Androhung von Prügeln gezwungen wurden, ein Vaterunser zu beten oder niederzufallen und »Jesus« zu sagen. Jeggle meint zu diesen Geschichten, sie sähen so alltäglich aus, daß sie sich an anderen Orten auch zugetragen haben könnten⁵³. Angst vor den Christen beherrschte weit mehr das Handeln der Juden. Es mag den Freudentaler Juden genauso ergangen sein wie dem jüdischen Dichter Berthold Auerbach, als er berichtete: »Ich hörte, daß da nur Juden wohnten (Judenkolonie in Hechingen). Das erschien mir als ein wahres Paradies. Keinem Spott und keinem Haß ausgesetzt, unter lauter Juden wohnen, wie herrlich mußte das sein«⁵⁴.

Zum religiösen Gegensatz kam der soziale, der das Verhalten zwischen Mehrheit und Minderheit belastete. Die Mehrheit der Freudentaler christlichen Untertanen waren Bauern, die meist in einem abhängigen Arbeitsverhältnis standen, da die meisten landwirtschaftlichen Flächen im Besitz der Herrschaft waren. Die Bauern lebten im Rhythmus des Tages- und Jahresablaufes, arbeiteten körperlich hart um ihr kärgliches Auskommen und kannten kaum Bequemlichkeiten. Die Minderheit waren Händler. Abgesehen von dem Ärgernis mit Schacher und Wucher, verhielten sich Kaufleute schon immer anders in ihren Lebensgewohnheiten als Bauern. Die Mehrheit war der Meinung, wenn man von Sonnenaufgang bis Untergang nicht körperlich arbeite, dann arbeite man eben nichts. So galten die Juden als »faul« und »arbeitsscheu«, denn nur handeln war in den Augen der christlichen Bauern und Handwerker keine Arbeit. Kamen die Juden von ihren Handelsreisen zurück, so hatten sie Feierabend, konnten vor ihre Häuser sitzen und sich über ihre Erfahrungen und Erlebnisse unterhalten. Ebenso gab es den Unterschied zwischen den Frauen. Christliche Frauen mußten neben ihren fraulichen und mütterlichen Pflichten meistens in der Landwirtschaft hart mitarbeiten. Die jüdischen Frauen hatten in ihren Familien eine ganz andere Stellung. Sie hatten die wichtige Aufgabe, darauf zu achten, daß im Hause alle religiösen Gesetze beachtet wurden, und sie wiesen Knechten und Mägden die Arbeit an. Diese dominierende Stellung – auch gegenüber ihrem Mann und den Kindern – brachte der jüdischen Frau unter der christlichen Mehrheit ebenfalls den Vorwurf ein, »nichts arbeiten zu wollen«, »hochnäsig« und »eingebildet« zu sein. Selbst ärmere jüdische Familien legten an Sabbat- und Festtagen auf ein ausgiebiges Festessen Wert, welches abwechslungsreich und vielseitig war. Bei den oft ärmlichen und einfachen Essen der bäuerlichen Mehrheit erregte dies Neid, und der Vorwurf des »Fressens auf Kosten der armen Gläubiger« war verständlich.

Ebenso zeigte sich der andere Lebensstil – eigentlich der Stil der Städter – auch beim Tragen anderer Kleidung der ganzen jüdischen Familie und bei der Einrichtung ihrer Wohnungen. In den Augen der einfachlebenden Freudentaler Landbevölkerung galten die Juden als reich, obwohl sie nichts Rechtes arbeiteten. Dieses Ärgernis belastete jedes gutnachbarliche Verhältnis.

Alle Freudentaler Schutzbriefe räumten den Juden Sonderrechte gegenüber der übrigen ortsansässigen Bevölkerung ein, die jene meist nicht wußten und die örtlichen Beamten der Herrschaft oft nicht wissen wollten. Das war ein weiterer Punkt, der das Verhältnis zwischen beiden Gruppen belastete. Neben freier Religionsausübung und wirtschaftlichen Rechten sah das Grävenitz'sche Edikt die weitgehende Selbstverwal-

tung der jüdischen Gemeinde Freudental, bei Befreiung von einer Reihe von steuerlichen Belastungen, vor. Hier setzte nun die Kritik der örtlichen Beamten stellvertretend für die christliche Mehrheit ein. Schon beim Streit um die Sabbatsperren 1737 hätte dem herrschaftlichen Stabsamtmann die Rechtslage bekannt sein müssen. 1757 beschwerten sich Stabsamtmann, Bürgermeister und Richter bei der herzoglichen Regierung, daß die Juden sich an den »Flecken-Bronnenkosten«⁵⁵ nicht beteiligten. Da sie alle bürgerlichen Rechte hätten, wäre es billig, daß sie sich auch an den Kosten beteiligen müssten. Die Gemeinde müsse jährlich für Reparaturen der Wege und Brücken, Brunnenkosten, Nachtwächter-, Hirten- und Schützenbelohnung aufkommen, obwohl sie kaum eigene Einkünfte habe. Die Judenhaushaltungen belasteten den Wasserverbrauch »mit ihrem bekannten fast ständig währenden Wässern und Waschen« am meisten, gegenüber der sonstigen Bevölkerung mit 60 Familien. Durch ihren Pferde- und Rindviehhandel benützten sie die Gemeindefläche stärker als die übrigen Bürger, und schließlich seien sie von allem Fronen und Frongeldern enthoben. Die Forderung, daß die Freudentaler Juden 109 fl an den Fleckenkosten mitbezahlen sollten, wurde von der Regierung mit dem Hinweis auf die Privilegien der Juden 1754 abgelehnt. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Regierung von den ihr zufließenden Schutzgebühren der Juden einen Teil an die Gemeinde für die Fleckenkosten zurückgab. 1772 muß das Freudentaler Stabsamt sich erneut über die Steuerfreiheit beschwert haben, denn die herzogliche Regierung antwortete diesmal, daß das »erkaufte Schloßchen von altersher ein herrschaftliches Schloßchen gewesen, und daher auch an die Judenschaft mit der Steuerfreiheit abgegeben worden«⁵⁶. 1796 kam es wieder zu einem umfangreichen Beschwerdebrief der örtlichen Beamten an die herzogliche Regierung, wobei es wieder um die Befreiung der Juden von den Gemeindesteuern ging, vor allem weil der jüdische Bevölkerungsteil weiter gewachsen war. 1795 sei vom neuen Herzog der Zustand von 1739 mit insgesamt 24 Judenfamilien erst bestätigt worden, trotzdem seien es nun schon 37, damit wären es nun gleichviel Juden wie Christen. Immer noch seien die Juden von der Zahlung der Gemeindesteuern (wie Wasser-, Weg- und Stegkosten), aber auch der Fronen und neu der Einquartierungskosten befreit. Dabei hätten sie durch die Kriegszeiten mehr Geld, »es sei eine Sünde ... und die Juden bereichern sich dagegen durch ihre Lieferungen«⁵⁷. Stabsamtmann, Bürgermeister und Richter erbaten beim Herzog, daß die Juden an allen Steuern mitzahlen müßten und daß keine neuen Schutzjuden in Freudental mehr aufgenommen werden dürften, bis die Zahl von 24 Familien wieder erreicht worden sei. Diese indirekte Zuzugsbeschränkung wurde damit erklärt, daß die jüdischen Familien beim Mieten von Wohnungen mehr bieten und so die Christen nicht heiraten könnten, denn sie würden keine Wohnungen erhalten. Die herzogliche Regierung entsprach den Bitten nicht, die Wünsche der Freudentaler wurden 1797 erneuert, die jüdische Bevölkerung aber wuchs weiter. 1801 machten Göz Moses, Moses Isaak und Marx Jacob den Vorschlag, vom Herzog Bauplätze kaufen zu dürfen, dann würden sie gerne eigene Häuser bauen und auf den Wohnungskauf verzichten. Sie versuchten auch, den Vorwurf, »sie würden ihrer Nahrung Schaden zufügen«, zu entkräften, indem sie vorbrachten, sie hätten nur kleine Gartenplätze und würden alle Nahrung doch bei den Freudentalern kaufen, was doch für diese ein Vorteil wäre, denn sonst müßten sie ihre Nahrung billig nach auswärtig verkaufen und so könnten sie diese teurer an die Juden verkaufen. Auch würden sie alle Lasten, auch die im Krieg mittragen (über 90 000 fl Kriegsteuer!). Sie wären jetzt 39 Familien, viele hätten noch minderjährige Kinder, aber 6–8 Hausväter suchten Schutzrechte für ihre Kinder, denn sie wären schon 70 und mehr Jahre alt. 1800–02 wurden es 40–46 Familien und 1809 gab es in Freudental 48 jüdische Haushaltungen. Es war klar, daß diese einseitige Bevorzugung durch steuerliche Sonderrechte das Verhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen nur verschlechtern konnte.

Vorsteher David Ulmann

1731 verkaufte die Landhofmeisterin in dem Grävenitz'schen Edikt nach absolutistischer Manier das Amt eines »Haupt- und Vorstehers« der Freudentaler Judenschaft an den in württembergischen Diensten stehenden Hoffaktor Levin Fränckel und Erben, gegen 1000 fl. Der in dem Edikt erwähnte Sohn Hirsch Fränckel muß spätestens 1738 das Amt seines Vaters übernommen haben, denn in der ersten Namensliste der Freudentaler Juden führte Stabsamtmann Pfisterer einen Hirsch Levin als Vorsteher auf. Hierbei kann es sich nur um diesen Sohn des Hoffaktors handeln. 1747 erhielt dann der Hoffaktor David Ulmann als Schwiegersohn des Levin Fränckel das Vorsteheramt vom Herzog mit der ausdrücklichen Bestätigung des gesamten Edikts von 1731.

Nach seinen eigenen Angaben muß Ulmann in den ersten Jahren seines Vorsteheramtes in Freudental sehr aktiv gewesen sein. So behauptete er in der schon erwähnten Verteidigungsschrift, er habe 1750 auf seine Kosten die Synagoge bauen lassen. Wie schon erwähnt, kann es sich aber nur um einen Erweiterungs- oder Umbau gehandelt haben. Ulmann wohnte, wenn überhaupt, nur zeitweise in Freudental. So wurden 1743, 1750 und 1751 verstorbene Kinder des David Ulmann aus Stuttgart auf den Freudentaler Judenfriedhof überführt. 1747 war er »in Geld- und Soldatenangelegenheiten«, wohl im Auftrag des württembergischen Herzogs, in Ansbach, Nürnberg und Fürth. Es ist anzunehmen, daß er aufgrund der erfolgreichen Reise das Vorsteheramt in Freudental bekam. Später muß er allerdings beim Herzog Carl Eugen in Ungnade gefallen sein, denn er hielt sich um 1770 beim bayerischen Kurfürsten in München auf. 1782 wohnte er wieder in Stuttgart, und sein Sohn Bernhard Ulmann ließ ihn in Freudental beerdigen, wogegen sich die jüdische Gemeinde zunächst wehrte.

Ulmann hat die Privilegien der Freudentaler Juden sehr auf seine Person bezogen und die Leitung der Judenschaft sehr selbstherrlich verstanden. So wurde er schon 1755 vom Herzog ermahnt, »nicht zum Nachteil der fürstlichen Interessen« zu handeln. Doch steigerten sich die Streitigkeiten zwischen einzelnen Juden – später auch zwischen der gesamten Freudentaler Judenschaft – und ihrem Vorsteher zwischen 1756 und 1771. Dabei suchten die Juden über den württembergischen Stabsamtmann Scharfenstein beim Herzog Hilfe, während Ulmann dem Stabsamtmann vorwarf, er mische sich in unerlaubter Weise in die Angelegenheiten des Vorsteheramtes ein. Zunächst ging es wohl darum, daß Ulmann die zum Oberschloß gehörenden Gebäude als sein Eigentum betrachtete und sie nach eigenem Gutdünken an die Juden vermietete. So kündigte er dem Baruch Levi seine Wohnung und versprach sie jemand anderem. Dann gab es Meinungsverschiedenheiten mit dem Judenschultheiß Samuel Abraham und Mariam Levi. Die Proteste, jeweils vom Stabsamtmann vorgetragen, gipfelten in den Vorwürfen »Eigenwilligkeit und unerträglichem Hochmut«. Auch beim Zuzug weiterer Judenfamilien versuchte er Abgaben zu kassieren, dagegen beteiligte er sich nicht an den Kosten zur Unterhaltung des Rabbiners. Schließlich gelang es aber der Judenschaft, sich gegen die Eigenwilligkeit ihres Vorstehers durchzusetzen. Die württembergische Regierung klärte die Eigentumsverhältnisse beim Judenschlößchen, indem sie 1769 den Freudentaler Juden Abraham Schnayh, Samuel Abraham, Judas Levi, Hajum Gumpel und Löw Isaak für 300 fl »das Schlößchen nebst dem ummauerten Gras- und Baumgarten«⁵⁸ mit dem großen Keller unter dem großen Bau verkaufte. Es wurde dabei aber beklagt, daß sich das Ganze in »ruiniertem Zustande« befunden habe. Doch Ulmann gab nicht auf. Noch 1771 verlangte er von den neuen Besitzern die Bezahlung seiner Möbel im Schlößchen. Der Höhepunkt in den Auseinandersetzungen zwischen Judenschaft und ihrem Vorsteher war der Neubau einer Synagoge. Sprachen die Rechtsverhältnisse beim Judenschlößchen eindeutig gegen Ulmann, so waren diese beim Synagogengebäude für ihn, denn zum Schluß der Streitigkeiten entschied hier die württembergische Regierung, daß die Judenschaft

Ulmann die Synagoge abkaufen müsse. Zunächst verlangte aber die Judenschaft von ihrem Vorsteher schon 1765 die Renovierung der 1750 erbauten Synagoge. Dazu hatte Ulmann eine Umfrage unter den Juden gestartet, denn es ging um die Kosten. Er stellte die Fragen, ob die Judenschaft bereit sei:

1. einen Beitrag zur Renovierung zu leisten,
2. eigene Synagogenstühle zu kaufen, (jeder männliche Jude kaufte auf Zeit einen eigenen Sitzplatz in der Synagoge, dadurch konnten Baukosten abgedeckt werden),
3. auf eigene Kosten eine neue eigene Synagoge zu bauen.

Interessant sind die Antworten der 30 Juden. Wolf Isaak Götz meinte: »Wenn der Oberbarnes sagt, die Synagoge wäre sein, soll er mit ihr tun, was er will!« Ein anderer äußerte: Er wolle »nichts dartun, soll bauen, wer will!« Viele aber fügten sich und waren zu einem Beitrag bereit, andere wollten auch Stühle kaufen. Abraham Schmayh, der spätere Vorsteher sagte: »... Wenn die ganze Gemeinde, dann er auch.« Der Wortführer der Judenschaft, Lippmann Moses, fehlte übrigens unter den Antwortenden. Allerdings unternahm Ulmann nach der Umfrage dann nichts. Der Sohn Ulmanns, Jakob David, bestritt dies allerdings. So wurde die Judenschaft 1769 erneut beim Stabsamtmann Braun vorstellig. Er berichtete der Regierung: »Da nun solche Synagoge, wie ich selbst die Einsicht davon genommen, so baufällig, daß sich die Juden fast nimmer getrauen, hineinzugehen.« Ende des Jahres ordnete Braun eine Bauschau durch Fachleute an und schätzte den Wert des baufälligen Gebäudes auf 280 fl. Die Regierung ordnete daraufhin an, daß sich Ulmann binnen 4 Wochen zu einem Verkauf an die Judenschaft äußern müsse, sonst würde die Übergabe angeordnet. Ulmann antwortete aus München nicht. Im Mai 1770 war es dann soweit, daß Teile der Synagoge einfielen und der unmittelbare Einsturz des gesamten Gebäudes bevorstand. Nun endlich genehmigte der Herzog den Zwangsverkauf. Die Judenschaft erwarb die »Reste« der Ulmannschen Synagoge für 280 fl, durfte sie abreißen und an ihrer Stelle eine neue bauen.

Ulmann war der ganzen Sache wohl überdrüssig geworden, denn er übergab im Januar 1770 eigenmächtig das Vorsteheramt an Abraham Schmayh. Vielleicht war dieser auch mit ihm verwandt und wurde deshalb »Erbe« des Vorsteheramtes. Ein Jahr später verfaßte er dann das schon erwähnte Verteidigungsschreiben an den Herzog Carl Eugen und muß damit einen gewissen Erfolg gehabt haben, denn er wohnte später wieder in Stuttgart.

Der Synagogenbau von 1770

Die Freudentaler Juden gingen im Juli 1770 gleich an die Vorbereitungen für den Neubau einer Synagoge. Der Judenvorsteher Abraham Schmayh, der bisherige Sprecher der Judenschaft zur Zeit Ulmanns Lippmann Moses und Hajum Gumpel, richteten mehrere Gesuche an die herzogliche Regierung mit der Bitte um Unterstützung des Bauvorhabens. So schrieben sie am 5. Juli 1770 an den Herzog⁹⁹ und baten ihn um Holz- und Baumaterial aus den benachbarten Waldungen. Als Grund für ihre Bitte führten sie auf: ihre Gebete für Herzog und Land, Beiträge zur Brandversicherung und das herzogliche Waisenhaus in Stuttgart sowie ihre Schutzgelder. Ein weiteres Gesuch ganz ähnlichen Inhaltes existiert vom 9. Juli 1770. Der Rentkammerrat reichte es mit folgendem Kommentar an die Regierung weiter: »Da diese Judengemeinde erst vor zwei Jahren das sogenannte Judenschlößle in loco Freudental erkaufte und bereits 2000 fl daran bezahlt hat, auch kürzlich für die dem Einfall ausgesetzt gewesene Synagoge dem Juden Ulmann 280 fl bezahlen und sodann gänzlich abrechnen müssen, so ist es wohl zu glauben, daß sie die Wiedererbauung derselben um so mehr hart ankommen muß, als unter denen etlich umb 30 in loco etablierten Juden nur wenige etwas Vermögen haben, alle übrigen aber sehr arme Leute sind, und da die Judenschaft gleich wollen jährlich über

400 fl Schutzgeld bezahlet, aus der Synagoge selbstnen einen jährlichen Canonen von 6 fl gibt, auch denen mit Herzoglichen Patenten versehenen Christen Handreichungen tut, und mit einem jährlichen Beitrag zum Waisenhaus Stuttgart concurriret, so wollen Eure Herzogliche Durchlaucht gehorsamst Subsignierte in Untertänigkeit anheimstellen, ob Höchstdieselbe Ihro zu diesem Ihrem Synagogenbau etwa 6 Eichen aus den Freudentaler Kammerschreiberei Waldungen ohntgeltlich succuriren zu lassen, gnädigst geruhen wollen...«⁶⁰. Schon am 6. August erhielten sie die Genehmigung für die 6 Eichen. Allerdings kann die Beitragszahlung der Freudentaler Juden an das Stuttgarter Waisenhaus nicht ganz stimmen, denn am 24. 7. 1770 antwortete der Waisepfleger Ehrhart aus Stuttgart auf die Anfrage, wieviel denn die Freudentaler Juden an das Waisenhaus bezahlen: »... aber von der dortigen Judenschaft wird dem dieseitigen Instituto nichts geliefert«⁶¹, doch meinte er, vielleicht würden die Beiträge an das Waisenhaus in Ludwigsburg bezahlt. Ebenfalls im Juli 1770 baten die drei Vertreter der Judenschaft die Regierung um ein Baudarlehen von 1000 fl auf 1–2 Jahre⁶², denn man mußte ja auch Baumaterial und Bauleute bezahlen.

Nimmt man an, daß sich die Ulmannsche Synagoge in dem Gebäude zwischen Judenschlößle und Treppenturm befand, so wurde dieser eingestürzte Bau abgetragen, man beließ allerdings den Keller mit Eingang. Die neue Synagoge wurde im südlich dahinter angrenzenden Garten errichtet, den die fünf Juden mit dem Judenschlößle zusammen 1769 erworben hatten.

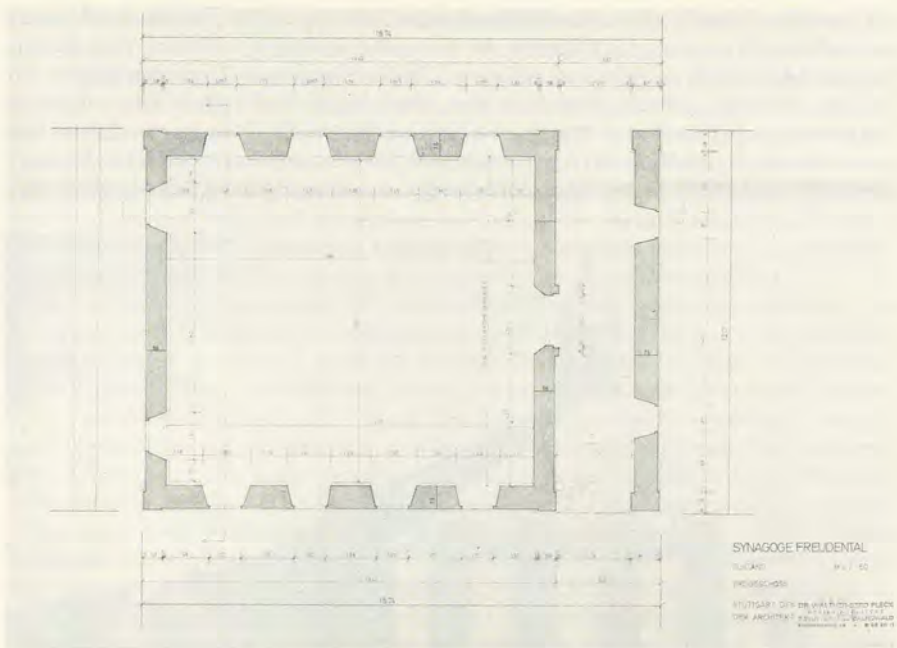
Das wahrscheinlich 1771 erbaute Synagogengebäude steht heute noch in Freudental in der Strombergstraße Nr. 25. Der Grundriß beträgt 16,74 m mal 12,17 m, die Gesamthöhe 13,85 m. Der an den Ecken durch Rustika-Lisenen gegliederte Baukörper trägt ein eindrucksvolles 7,5 m hohes Walmdach. Die Nord- und Südseite ist durch 5 gleiche, 2,85 m hohe und 1,45 m breite Segmentbogenfenster mit Keilsteinen unterteilt. Die Ost-



Freudentaler Synagoge 1932

(Thora-)Wand hat rechts und links die gleichen Fenster, dann zur Mitte hin zwei kleinere ovale 2,7 m lange Fenster und in der Mitte ein kleines 1,10 m hohes Segmentbogenfenster, den Oculus. Der westliche Teil hebt sich von der Gleichförmigkeit des Ganzen durch den mit Rustika-Lisenen gerahmten, 2,25 m breiten und 3,55 m hohen Korbbogen-Toreingang ab. Darüber befindet sich die 3,25 m große Frauenempore, mit je einem kleinen 1,45 m breiten wie hohen Segmentbogenfenster über dem Eingang. Der westliche Teil der Südseite ist genauso gestaltet, daß das Ganze wie eine Tordurchfahrt wirkt. Die Westmauer hat im Erdgeschoß zwei quadratische Fenster mit 1,35 m und auf dem Emporenstockwerk 2 gleiche Segmentbogenfenster wie über den Toreinfahrten. In der Mitte der Westseite ist auf der Höhe der Frauenempore eine kleine 0,85 m breite und 1,77 m hohe Türe, die man über eine überdachte, an der Westmauer angebrachte, schmale Holzterrasse erreichen kann. Das gesamte Gebäude ist aus Steinen aufgeführt, die Mauern 0,75 m stark, die Rustika-Lisenen sind Schilfsandsteinquader; an der rechten oberen Seite der Eingangstüre befindet sich ein Steinmetzzeichen. Die Nordmauer sitzt auf den Fundamenten des schon erwähnten älteren Gebäudes, die übrigen Mauern haben eigene Fundamente. Durch das nach Süden leicht ansteigende Gelände ist die Südmauer ungefähr 1,5 m tiefer im Erdreich. Auf den nach außen versetzten Mauerkronen sitzt der gewaltige, aus Eichenholz angefertigte Dachstuhl für das Walmdach. Da der ganze Innenraum von einem flachen, am Dachstuhl aufgehängten Muldengewölbe überspannt ist, war durch den verhältnismäßig geringen Konstruktionsraum eine besondere Dachkonstruktion notwendig. An den beiden Ecken des Walmdachfirstes waren zwei 1,5 m hohe Stangen mit einer kleinen Kugel auf halber Höhe angebracht. Das Innere der Synagoge betritt man durch den Toreingang; in der Mitte der Ortsmauer des Durchganges ist eine 1,60 m breite Eingangstüre. Der Innenraum im Erdgeschoß ist fast quadratisch, 11,85 m lang und 10,42 m breit. Im Zentrum befand sich der aus Holz durch ein Podium erhöhte Almemor oder Bima, zu dem im Gottesdienst die Thorarollen getragen und von dem aus sie vorgelesen und erläutert wurden. Um dieses Lesepult gruppierten sich die Sitzbänke der Männer, Synagogenstühle genannt. An der Ostwand befand sich der durch einige Stufen erhöhte Thoraschrein, darüber das kleine Fenster. Der Oculus sollte die Thorawand betonen. In der nordwestlichen Ecke des Raumes stand der Beschneidungsstuhl für die Brit Mila. Ebenfalls dort, in der westlichen Innenmauer, befand sich ein Schränkchen mit den kultischen Geräten zur Beschneidung durch den Mohel, wie Beschneidungsbesteck, Tellerchen und ein Beschneidungsbecher für den Wein. An der südwestlichen Rückwand des Toreinganges befanden sich wahrscheinlich Regale mit religiösen Büchern sowie Gebetsbüchern. An der Innenseite der Nord-, Ost- und Südwand läuft in 1,7 m Höhe ein kleiner Sims, der durch die Fenster unterbrochen wurde. Der Raum besitzt eine gute Akustik. Wahrscheinlich waren die Innenwände mit Ornamenten farbig ausgemalt. Untersuchungen des Denkmalmamtes ergaben 1982, daß die Decke ursprünglich mit einem blauen Himmel und goldenen Sternen ausgemalt war, welches den talmudischen Vorschriften entsprach.

Der hier beschriebene Zustand der Freudentaler Synagoge ist oder war der 1771 angenommene. Natürlich wurden an ihr verschiedene bauliche Veränderungen vorgenommen. So wurden die ovalen Ostfenster vermutlich im 19. Jh. zugemauert. Die besondere Dachstuhlkonstruktion brachte es mit sich, daß die Last des Daches auf die großenteils freistehenden Wände drückte, so daß das Mauerwerk Risse und bis heute um 30 cm große Ausbuchtungen bekam. Diese Mängel müssen sich ziemlich früh nach der Fertigstellung der Synagoge gezeigt haben, deshalb mußten Zerrbalken in der Höhe des Traufes angebracht werden, die nun mitten durch das Muldengewölbe gehen. An der Nord- und Südwand wurden außen ebenfalls Balken zur Sicherung der Mauerkrone angebracht. Im 19. Jh. wurde auch eine Ofenheizung an der Südmauer eingebaut, denn

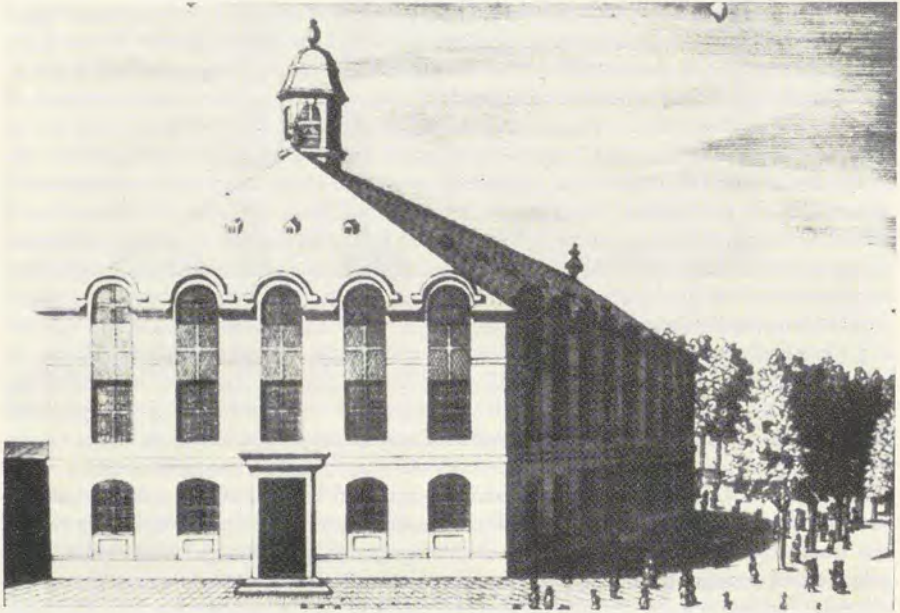


Erdgeschoßgrundriß der Synagoge Freudental

zwischen dem 3. und 4. Fenster der Südmauer ist ein Kamin. 1895 baute man an der Südseite des Toreinganges eine kleine Toilettenanlage an. Nach dem 1. Weltkrieg wurde eine Gefallenen-Gedenktafel aus Holz im Vorraum des Toreinganges angebracht. 1932 war dieser Toreingang durch eiserne Staketengittertore abgegrenzt.

Leider fanden sich von 1770/71 keinerlei Baupläne, Hinweise über den Bau oder über den Baumeister. Natürlich gab es Bauvorschriften für Synagogen. So genehmigte ein christlicher Landesfürst in Franken 1791 den Synagogenbau nur »wenn nicht wieder Kirchenfenster an dem Gebäude angebracht wurden«⁶³. Diese Forderung, wie auch andere, z. B. Bau an unauffälliger Stelle nur im jüdischen Wohnbereich eines Ortes, zeigen deutlich die Duldung nur unter Ausnahmegesetzen. Auch die Freudentaler Synagoge stand 1771 unauffällig, von der Straße zurückgesetzt und nicht sofort für jedermann zu sehen, am Ortsrand. Es gab auch jüdische Bauvorschriften aus dem Talmud. So muß die Synagoge nach Osten – Jerusalem – weisen. Die Forderung, daß sie wegen der Mikwe in unmittelbarer Nähe von Quellwasser stehen müsse, wurde im 18. Jh. nicht überall mehr erfüllt. Dann mußte die Synagoge eine architektonische Akzentuierung im Ortsbild darstellen und sollte die umliegenden Häuser überragen. Um letzteres zu erreichen, behalf man sich in Fürth mit Stangen auf dem Dachfirst⁶⁴. Ob deshalb auf der Freudentaler Synagoge die zwei verhältnismäßig hohen Stangen waren, um den Bau des Judenschlößchens zu überragen? Auch für die Innenhöhe einer Synagoge gab es Aussagen im Talmud. Deshalb wohl auch in Freudental das Muldengewölbe – nicht nur der Akustik wegen – mit einer Gesamtraumhöhe von 7,80 m und nicht eine Flachdecke, die leichter zu konstruieren und zu bauen gewesen wäre. Auch gab es jüdische Vorschriften für die Anzahl der Fenster. Zählt man in Freudental nur die großen, so sind es gerade 12, wie vorgeschrieben. Wurden vielleicht deshalb die ovalen später wieder zugemauert?

Obwohl es keine Baupläne für die Freudentaler Synagoge mehr gibt und der Baumeister unbekannt ist – war es vielleicht der Landesbaumeister des Herzog Carl Eugen, Johann Adam Groß der Jüngere, der auch in Brackenheim und Güglingen baute? – so ließ die damalige jüdische Gemeinde ihre »beth-ha-knesseth« nach den kultischen Vorschriften, aber auch nach dem damals üblichen Baustil für Synagogen erbauen. Die Amerikanerin Helen Roseman⁶⁵ stellte fest, daß die meisten westeuropäischen Synagogen des 17. und 18. Jh. in dem Hugenottentempel von Charenton bei Paris ihr gemeinsa-



Temple de Charenton bei Paris 1623

mes Vorbild haben. Bei der 1621–23 erbauten Kirche griff der Architekt Salomon de Brosse auf den Plan der Basilika des antiken Architekten Vitrus zurück. Der Temple de Charenton, der in einer Reihe von Kupferstichen publiziert wurde, war im Äußeren ein schmuckloser Blockbau mit langgezogenen Fenstern und einem hohen Walmdach. Im Inneren befanden sich auf der fast quadratischen Grundfläche rundumlaufende Emporen, und der Altar stand im ersten Drittel der Längsachse, damit das Zentrum des Geschehens von allen Plätzen aus gut zu sehen war. Besonders eindrucksvoll war das Muldengewölbe, welches den gesamten Innenraum überspannte. Hugenotten wie Juden, in gleicher Weise nur geduldete Religionsgruppen, übernahmen diesen Bauplan. Nach außen machte er nicht den Eindruck einer katholischen Kirche und schloß doch an antike Traditionen an. Die innere Raumaufteilung entsprach den kultischen Vorschriften und Vorstellungen. So wurde der Tempel zum Urtyp vieler Synagogen vor der Emanzipation und erfuhr durch die Veränderung der Emporen eine Reihe von Variationen.

Da die Freudentaler Juden durch ihre Handelsreisen, auch außerhalb des Herzogtums und durch ihre Verbindungen zu anderen Judengemeinden in Franken, Baden, dem Rheinland, Frankreich und Holland bestimmt viele Synagogen kannten, sahen sie, was für eine schöne, große Synagoge üblich war. Da gab es Beispiele in Frankfurt a. M., Offenburg, Ansbach und Fürth, aber auch in der näheren Umgebung wie Rexingen

(1710), Michelbach a. d. L. (1757), Braunsbach am Kocher (1733), alles Gotteshäuser, die nach dem Vorbild von Charenton erbaut worden waren. Eine besondere Ähnlichkeit mit der Freudentaler Synagoge hatte die kleine, 1748 erbaute Synagoge in Neuwied. Daß der Baustil »große Mode« war, zeigten die große Anzahl von Synagogen, die nach der Freudentaler noch bis in die Mitte des 19. Jh. im ländlichen Bereich gebaut wurden: Hechingen (1775), Ichenhausen (1781), Baisingen (1782), Heimsheim (1796), Wertheim (1799), Illereichen (1802), Olmhausen (1810), Mühringen (1810), Heilbronn-Sontheim (1827), Hochberg (1828) und Wiesenbach bei Crailsheim (1852). Wahrscheinlich gäbe es noch weit mehr Orte – auch für die Zeit vor 1771 – zu nennen, würde man Baubeschreibungen oder Bilder über Synagogen aus den jüdischen Gemeinden besitzen.

Der unbekannt Baumeister der Freudentaler Synagoge muß nicht unbedingt das Charenton'sche Vorbild selbst gekannt haben, wohl aber den Bautyp. Die fast quadratische Grundform gelang ihm durch die Besonderheit, die Frauenempore auf die Westwand zu beschränken und über dem Toreingang anzuordnen. Der Tempel von Charenton hat seinen Haupteingang im Westen. Die Besonderheit der Freudentaler Synagoge, den Haupteingang auf die Längsseite zu verlegen, wurde wohl durch die Platzbedingungen notwendig, ist aber keine einmalige Ausnahme. Es gab Synagogen wie in Neuwied, Ansbach und sogar in Berlin (1714), wo ebenfalls der Haupteingang auf die Seite einer Längswand, unter Verzicht auf ein weiteres Großfenster, angeordnet wurde. Brigitte Reinhardt meint⁶⁶, daß die Freudentaler Synagoge wegen ihrer rustizierenden Lisenen und hohen segmentbogigen Fenster eine barocke Gliederung aufweist. Das wäre unter allen vergleichbaren Bauten das Einmalige in Freudental. Architekt Dr. W.-G. Fleck, Stuttgart, betrachtet den Gesamtbau allerdings schon als frühklassizistisch. Die Freudentaler Synagoge war nach ihrer Fertigstellung 1771 trotz ihrer etwas versteckten Lage als einzige Synagoge im ganzen damaligen Herzogtum ein repräsentativer Bau, ein einmalig schönes Beispiel für den Synagogenbau im 18. Jh. und damit ein Vorbild für weitere Synagogenbauten bis in die Mitte des 19. Jh. Heute ist das unter Denkmalschutz stehende Gebäude ein einmaliges Denkmal, da alle vergleichbaren Synagogen zerstört, abgetragen oder umgebaut wurden.

Rabbiner Alexander Nathan Elsässer

Im Judenedikt der Reichsgräfin von Würben wurde den Freudentaler Juden 1731 die Einrichtung und Besetzung der vier Ämter: Rabbiner, Vorsänger, Totengräber und Schulklopfer, zugestanden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Freudentaler Juden sofort einen Rabbiner anstellten, doch 1738 wurde bei der ersten Auflistung aller Juden auch ein Rabbiner genannt, mit Frau und Kindern. Leider gibt es keine Angaben über seinen Namen und seine Person. In der Personenaufzählung von 1755 wegen der Judenknichte gab es zwar einen Totengräber, aber die anderen Ämter fehlten – was allerdings noch kein Beweis dafür ist, daß es zu dieser Zeit keinen Rabbiner gegeben haben sollte. In den jahrzehntelangen innerjüdischen Auseinandersetzungen zwischen den Freudentaler Juden und ihrem Vorsteher David Ulmann, wurde ebenfalls nie die Stellungnahme eines Rabbiners erwähnt. Vielleicht hatte der erste Freudentaler Rabbiner von 1738 ein anderes Rabbinat übernommen oder war verstorben. 1769 beantragte der schon mehrmals erwähnte Sprecher der Judenschaft Lippmann Moses unter anderem, daß der in Aldingen wohnende Rabbiner Alexander Nathan Elsässer Rabbiner in Freudental werden solle⁶⁷. Ein für die Anstellung notwendiger Vertrag zwischen Judenschaft und Rabbiner kam wohl zustande, ist aber nicht mehr erhalten. Auch der damalige, noch nominelle Vorsteher David Ulmann hatte wohl nichts gegen die Anstellung, denn es gibt in seinem umfangreichen Schriftverkehr über die Streitigkeiten mit den Freudentalern hier keinen Hinweis. Allerdings wurde ihm 1771 – wohl nicht mehr als Vorsteher, aber doch noch



*Rest einer Grabsteintafel auf dem
Alleenfeldfriedhof*



*Grabstein des Freudentaler Rabbiner
Alexander Nathan Elsässer 1817*

Mitglied der Freudentaler Judenschaft – der Vorwurf gemacht: »Ulmann trage nichts zur Bezahlung des Rabbiners bei, alles muß die Judenschaft aufbringen«⁶⁸.

Rabbiner Elsässer betreute die Freudentaler Judenschaft von 1769 bis zu seinem Tode 1817, beinahe 50 Jahre lang und prägte die Gemeinde durch sein theologisches Wissen und seine reiche Lebenserfahrung entscheidend. Er wurde Reb Sender Freudental genannt und war ein Jugendfreund des berühmten Rabbiners Jeckeskel in Prag. Alexander Nathan Elsässer wurde 1729 in Wittersheim im Elsaß geboren, weshalb er sich später Elsässer nannte. Über seine Jugend und Ausbildung ist nichts bekannt, aber er muß ein sehr begabter Mann gewesen sein, wurde er doch schon mit 24 Jahren von den Aldinger Juden als Rabbiner verpflichtet. 1750 hatte Herzog Carl Eugen diesen Ort erwerben können und übernahm damit auch eine kleine Gruppe von Juden, die nach dem Vorbild des Freudentaler Edikts von 1731 eine Ordnung erhielten. Nathan war für diese sowie für die in Stuttgart lebenden Hofjuden Rabbiner. Es ist zu vermuten, daß Elsässer die Freudentaler Stelle annahm, weil sie repräsentativ und finanziell bedeutungsvoller war, denn nach seinem Fortgang wurde in Aldingen kein weiterer Rabbiner mehr verpflichtet. Die erste große Aufgabe dieses zweiten Freudentaler Rabbiners war der Neubau der Synagoge. Bestimmt hat er den Synagogenbau wesentlich beeinflusst und zur Wahl des neuen Bautyps nach dem Vorbild großer europäischer Synagogen beigetragen, auch wenn es hierfür keine Belege gibt.

Neben den rabbinischen Pflichten in Freudental übernahm Rabbiner Alexander Nathan Elsässer auch solche in anderen Judengemeinden. Nicht jede kleine Judengemeinde konnte einen eigenen Rabbiner verpflichten, denn sie mußte ihn bezahlen. So wandten sich jüdische Gemeinden oder einzelne Juden oft in Einzelfragen an einen Rabbiner um Rat, baten um Eheschließungen oder übertrugen ihm für ihre Gemeinde

nur Teilaufgaben. Gottesdienstliche Aufgaben oblagen einem Rabbiner ja weniger, das war vor allem die Aufgabe des Vorsängers. Bereits 1770 übernahm Rabbiner Elsässer die gesamten Aufgaben eines Rabbiners für die jüdische Gemeinde in Hochberg. Das änderte sich auch nicht, als der Ort in württembergischen Besitz übergang und 1780 Herzog Carl Eugen die Hochberger Judenordnung erließ, die das Freudentaler Edikt von 1731 zum Vorbild hatte. Hochberg gehörte bis zur generellen Neuordnung 1832 zum Rabbinat Freudental. Vermutlich übernahm Elsässer auch Teilaufgaben in den anderen benachbarten Judengemeinden wie Aldingen, Stuttgart, Eppingen, Flehingen, Godesheim, Horkheim, Massenbachhausen, Sontheim, Talheim und Zaberfeld. Von den Talheimer Juden existiert ein Rabbinatevertrag mit seinem Nachfolger von 1828⁶⁹, so daß wohl auch Elsässer schon rabbinische Aufgaben dort wahrgenommen hat, ganz genau kann die Abgrenzung zu anderen Rabbinate nicht festgestellt werden. Es ist vor der staatlichen Neuordnung der Staaten Württemberg und Baden unklar, wo ständige Rabbinate um Freudental lagen. Auf jeden Fall gab es im Badischen, Pfälzischen und Hohenlohischen weitere.

1788 trat Rabbiner Elsässer erstmals an den württembergischen Herzog mit dem Gesuch heran, ihm alle Geschäfte eines Rabbiners bei allen Juden des württembergischen Herzogtums zu übertragen⁷⁰. Er begründete dieses Anliegen eines »Landesrabbiners« mit seiner 25jährigen Tätigkeit als Rabbiner. Die Regierung zog bei den jüdischen Gemeinden Erkundigungen ein. Die Aldinger Juden antworteten: »Sie könnten sich einen erbitten, wo sie wollten« und lehnten einen Landesrabbiner Elsässer ab, denn »der Freudentaler Rabbiner wolle das Amt, weil er ein mittelloser Mann sei«. Nach eigenen Angaben hatte Rabbiner Elsässer damals 10 Kinder und es wird schon so gewesen sein, daß Elsässer hoffte, seine geringen Einkünfte in Freudental und Hochdorf durch Zahlungen anderer Gemeinden und eventuell der Staatskasse aufbessern zu können. Ob auch der moderne Gedanke, Rabbiner wie die evangelischen Pfarrer als Staatsbeamte zu sehen (und wie das dann 1832 durchgeführt wurde) und eine Zentrierung religiöser Aufgaben im Herzogtum, bei Elsässer eine Rolle spielte, ist nicht zu sagen. 1789 erneuerte er seinen Wunsch und die Aldinger stimmten diesmal zu. Über die Zaberfelder Juden wurde allerdings ausgesagt, daß es dort nur arme Juden gäbe, die keinen Rabbiner zahlen könnten.

Durch den Tod des Herzogs 1793 und die politischen Veränderungen in und um Württemberg ist die Sache wohl in Vergessenheit geraten. 1805 soll es dann zwischen Rabbiner Alexander Nathan Elsässer und dem Kurfürsten und späteren König Friedrich I. in Freudental zu einer Begegnung gekommen sein, bei der die Angelegenheit eines »Oberlandesrabbiners« erneut besprochen wurde. Abraham Schweizer⁷¹ berichtete darüber: »An einem frühen Sommermorgen fuhr der Fürst in den Wald. Als der fürstliche Jagdwagen in die Nähe der Synagoge kam, da bemerkte der hohe Herr einen stattlichen, ehrwürdigen Greis, der in den Gebetsmantel gehüllt und die Gebetsriemen auf dem Haupt, im Synagogenhof stand und laut fremdklingende Worte sprach, sodann aber in der Synagogenhalle seinen Blicken entschwand. Der Fürst, angezogen durch seine Erscheinung, hatte die Lust zum Jagen verloren und kehrte in sein Schloß zurück. In den Vormittagsstunden hielt ein Hofwagen vor dem Rabbinatehause (dem sog. »Schlößchen«, das einst die Thüngen bewohnten). Ein fürstlicher Hoflakai trat in die Wohnung des Rabbiners ein mit dem Auftrage, der Rabbi möge alsbald vor Seiner Durchlaucht erscheinen. Der Rabbiner, nicht wenig erstaunt, legte sein Festgewand an, um dem fürstlichen Befehle sogleich Folge zu leisten. Die Rabbiner der damaligen Zeit hatten ihre eigene Tracht, einen dreieckigen Hut, einen Frack mit breiten Schößen, kurze Beinkleider, lange seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen. So erschien der Rabbi, geleitet von dem diensthabenden Adjutanten, vor dem Fürsten. Gnädigst empfing der

Fürst den Greis im Silberhaar und hieß ihn Platz nehmen. Durch einige Fragen nach den Lebensverhältnissen des Rabbiners und nach dem Stand seiner Gemeinde hatte er schon die Überzeugung gewonnen, daß ein hervorragender israelitischer Geistlicher vor ihm stand. »Wie alt seid Ihr?« fragte ihn der Fürst. »78 Jahre habe ich mit Gottes Hilfe zurückgelegt!« antwortete der Rabbi. »Wie groß ist Eure jährliche Besoldung?« fragte der Fürst weiter. »175 Gulden Durchlaucht«. – »Wie stark ist Eure Familie?« »Zwölf Kinder hatte ich und sechs sind noch am Leben«. – »Und wie könnt Ihr bei so geringem Einkommen Eure Familie ernähren?« fragte der Fürst erstaunt. »Durchlaucht« erwiderte Rabbi Alexander, »die Thora ist ein Baum des Lebens für die, so an ihr festhalten!« »Was habt Ihr denn heute morgen gesprochen, als ich Euch an der Synagoge stehen sah?« »Den Segen, den jeder Jude zu sprechen hat, wenn er seinen Landesfürsten sieht: Gelobt seist Du Ewiger unser Gott, König der Welt, der Du von Deiner Majestät einen Teil auf den irdischen König übertragen hast!« Der Fürst reichte dem Rabbi die Hand, sichtlich erfreut über die patriotische Gesinnung des Rabbiners. Tags darauf erfolgte ein fürstliches Dekret, wonach Rabbi Alexander Elsässer zum fürstlichen württembergischen Oberlandesrabbiner ernannt wurde, mit einem jährlichen Gehalt von 600 Gulden. Daran hatte zu zahlen: der Rabbinatsbezirk 200, die Stuttgarter Isrealiten besonders 200 und die Staatskasse 200 Gulden.

Am 14. 4. 1812 sei dann das Gehalt für den Freudentaler Rabbiner, so berichtete A. Schweizer weiter, vom König auf 800 Gulden festgesetzt worden. Auch sei der Rabbiner Elsässer noch öfters vom König Friedrich ins Freudentaler Schloß gerufen worden, damit er sich mit dem an Erfahrung reichen Rabbiner unterhalten könne. Leider gab A. Schweizer zu seinem Bericht keine Quellen an. Auch der Enkel Alexander Elsässers behauptet in einer Eingabe, daß sein Großvater Alexander Nathan Elsässer mit einem Jahresgehalt von 800 fl zum Oberlandesrabbiner ernannt worden sei. A. Tänzer aber sagte dazu: »Eine Bestätigung dieser Angabe vermochte ich nicht zu finden«⁷².

1789 war Rabbiner Elsässer de facto ein »Landesrabbiner«, denn er hatte in den jüdischen Gemeinden Freudental, Hochberg, Aldingen, Stuttgart und Zaberfeld rabbinische Aufgaben. Mehr jüdische Gemeinden gab es aber auch im alten Herzogtum Württemberg nicht. Bei dem Bericht A. Schweizers in Frage zu stellen ist, vor allem das Datum. 1806 erhielt Friedrich den Königstitel, von da an nahm seine Jagdleidenschaft zu, und erst 1810 dürfte der Plan in ihm entstanden sein, das Grävenitz'sche Schloß zu einem Sommer- und Jagdsitz umbauen zu lassen. Wenn überhaupt, dann hat die Begegnung König Friedrichs mit Rabbiner Elsässer 1811 stattgefunden. Das Datum 14. 4. 1812 könnte eher stimmen, wenn man davon ausgeht, daß der König zwischen dem 7.–9. April 1812 den Rabbiner traf, denn zu dieser Zeit weilte der König in Freudental⁷². Auch hatte der Titel Oberlandesrabbiner« keinerlei funktionelle Aufgaben zur Folge gehabt, sondern wurde nur wegen der finanziellen Bedürftigkeit des Rabbiners und seiner patriotischen, sprich königstreuen Gesinnung verliehen.

Ob Oberlandesrabbiner oder keiner, der Rabbiner Alexander Nathan Elsässer in Freudental war für die Freudentaler Judenschaft und weit darüber hinaus, eine bedeutende Persönlichkeit, durch seinen Sachverstand und durch die in den vielen Jahren seiner Amtsführung gewonnene Erfahrung und Weisheit. Deshalb konnte A. Schweizer seinen Bericht mit dem berechtigten Satz schließen: »Sein Andenken lebte noch lange fort im Herzen der dankbaren Freudentaler«. Wie der Neubau der Synagoge 1771, so machte auch die lange Amtsführung des zweiten Freudentaler Rabbiners bis 1817 Freudental zum geistig-religiösen Mittelpunkt der Judenheit im schwäbischen Unterland.

Anmerkungen

- 1 Franke, Hans: »Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn« 1963
- 2 Sattler, Chr. Fr.: »Allgemeine Geschichte Württembergs 1764 I, S. 176f.
- 3 StAL G 135, Bü 18 (Fürstliches Oberschloß)
- 4 StAL G 135, Bü 18
- 5 StAL G 135, Bü 17, S. 13b
- 6 Ortsarchiv Talheim: Dorfordnung von Talheim 1599, Kopie 1754, S. 26
- 7 HStAS A 212, Bü 411
- 8 HStAS A 52, Bü 22 (Schutzbrief des Eberhard Ludwig 1719)
- 9 HStAS A 212, Bü 410
- 10 HStAS A 434, Bü 3
- 11 HStAS A 434, Bü 3
- 12 HStAS A 434, Bü 3 (1. Schutzbrief für Freudentaler Juden)
- 13 Siehe Quellenangabe 3
- 14 HStAS A 434, Bü 3 (2. Schutzbrief für Freudentaler Juden)
- 15 HStAS A 434, Bü 3 (Grävenitz'sches Judenedikt)
- 16 StA Koblenz, Bestand 1, C 92 fol. 3: »Zeugnis über den sogen. Judenbischof zu Trier«, Katalog »Monumenta Judaica« Ausstellung 1963 Köln, B. 3. Judenbischof – Judenmeister
- 17 HStAS A 434, Bü 3 (Klage gegen David Ulmann)
- 18 Tänzer, A.: »Die Geschichte der Juden in Württemberg«, Frankfurt 1937, S. 10
- 19 HStAS A 434, Bü 3
- 20 HStAS A 434, Bü 3
- 21 Bolay, Theodor: »Freudental«, Zeitschrift des Zabergäuvereins 1963, Nr. 1, S. 41
- 22 GLA Karlsruhe 125/980
- 23 HStAS A 434, Bü 3
- 24 Bolay, a.a.O., S. 44
- 25 HStAS A 434, Bü 3
- 26 HStAS A 212, Bü 410
- 27 HStAS A 434, Bü 3
- 28 S. Anm. 19
- 29 S. Anm. 23
- 30 HStAS A 434, Bü 3
- 31 HStAS A 434, Bü 3 (Bestätigung des Schutzbriefes für David Ulmann)
- 32 HStAS A 434, Bü 3 (Stadt Güglingen)
- 33 HStAS A 434, Bü 3
- 34 HStAS A 434, Bü 3 und auch Bolay, »Freudental«, S. 49
- 35 Bolay, a.a.O., S. 50 und HStAS A 434, Bü 3 und 9
- 36 Jeggle, Utz: »Judendörfer in Württemberg«, Tübingen 1969, S. 55
- 37 StAL D 41, Bü 1467
- 38 Jeggle, a.a.O., S. 56
- 39 Schwäbische Heimat«, Zeitschrift des Schwäbischen Heimatbundes, 1982, Heft 1, S. 59/60
- 40 Bauer, E.: »Die Geschichte der jüdischen Minderheit in Archshofen«, S. 24
- 41 Bolay, a.a.O., S. 51
- 42 Bolay, a.a.O., S. 55/56
- 43 Jeggle, a.a.O., S. 47/48
- 44 Marx, Julius: »Georg Kaiser, ich und die anderen«, Bertelsmann-Verlag 1970, S. 11/12
- 45 HStAS A 213, Bü 5821
- 46 Bolay, a.a.O., S. 50
- 47 HStAS A 213, Bü 5738
- 48 Bolay, a.a.O., S. 49/50
- 49 Marx, a.a.O., S. 20
- 50 S. Anm. 48
- 51 HStAS A 213, Bü 5724
- 52 Scharfe, Martin: »Die Juden in Freudental«, Tübingen 1962, S. 11

- 53 Jeggle, a.a.O., S. 20/21
 54 Bettelheim, A.: »Berthold Auerbach«, S. 37
 55 Bolay, a.a.O., S. 50/51
 56 HStAS A 434, Bü 7
 57 HStAS A 213, Bü 5729
 58 HStAS A 213, Bü 5821 u. A 434, Bü 2, A 21, Bü 654-657
 59 HStAS A 282, Bü 1866
 60 StAL G 130, Bü 178
 61 HStAS A 282, Bü 1866
 62 HStAS A 213, Bü 5821 (Baudarlehen)
 63 StA Würzburg, Gebr. A VII P 80/65
 64 Kirchner, P. Chr.: »Jüdisches Cerimoniel« Nürnberg 173. (sic!), S. 19
 65 Roseman, Helen in Joseph Gutman: »The Synagoge: Studies in Origins, Archaelogy and Architecture«, New York 1975, S. 309-315
 66 Reinhardt, B./Weyrauch, S.: »Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg« in »Denkmalpflege in Baden-Württemberg« 1979, Heft 2, S. 70ff.
 67 HStAS A 213, Bü 5821
 68 HStAS A 434, Bü 3
 69 The Jewish Historial General Archives Jerusalem, Sig. JNV/1018/3
 70 HStAS A 213, Bü 5718
 71 Schweizer, Abraham: »König Friedrich und der Rabbiner« im »Schwäbischen Merkur« 1929, Nr. 109, S. 5
 72 Tänzer, a.a.O., S. 88

Pater Augustin Fischer aus Ludwigsburg – letzter Kabinettssekretär Kaiser Maximilians von Mexico

von Norbert Stein

I. Eine Jugend in Württemberg

Steht man heute vor dem Hause Schorndorfer Straße 33 in Ludwigsburg, so erinnert nichts an diesem Neubau daran, daß hier ein Mann das Licht der Welt erblickte und seine Kindheit verlebte, der zweifellos zu den interessantesten und eigenwilligsten Persönlichkeiten zu zählen ist, die die Stadt Ludwigsburg hervorgebracht hat. Es wäre freilich vermessen, diesen Mann den vier großen Ludwigsburgern Kerner, Mörke, Vischer und Strauß an die Seite stellen zu wollen; indes sein mehr als abenteuerliches Leben, das auf schmalen Pfaden zwischen Gesetz und Verbrechen, Moral und Unmoral, Materialismus und Idealismus den Metzgersohn zum Geistlichen und endlich gar zum Politiker emporsteigen ließ, sollte unserer Beachtung wert scheinen, um dieser bis heute umstrittenen Persönlichkeit zumindest mehr Profil geben zu können, als dies bisher geschah.¹

August Ludwig Gottlieb Fischer, von dem hier die Rede sein soll, wurde als viertes von acht Kindern des Metzgermeisters Carl Samuel Fischer und dessen Frau Friederike Elisabeth, geb. Maurer, beide evangelischen Bekenntnisses, am 22. Juni 1825 in Ludwigsburg geboren.² Die achtbaren, nicht unvermögenden Eltern, die die offenbar früh zu Tage tretende Begabung ihres Sohnes erkannten, brachten ihn zunächst im Lyceum der Stadt unter, welches sich zu jener Zeit in der Oberen Marktstraße, im sog. Tübinger



Das Lyceum im Tübinger Amtshaus in der Oberen Marktstraße zu Ludwigsburg

Amtshaus befand. Hier machte aber der Knabe nicht die erhofften Fortschritte, was jedoch weniger auf Mangel an Begabung als auf seine schlechten Manieren und fehlenden Fleiß zurückzuführen war. In dieser Zeit lebte im Fischer'schen Hause ein entfernter Verwandter der Familie, der spätere Oberst August von Schäffer (1821–1900), der über den vier Jahre jüngeren Fischer wie folgt urteilte:

»Er war ein Ausbund von Händelsucht und Widerspenstigkeit, der mit seinen roten Haaren und den Sommersprossen im trotzigen Gesicht einen widerwärtigen Eindruck machte.«³

Trotz der damaligen strengen schulischen Zucht war es offensichtlich weder den Lehrern noch den Eltern möglich, Widerspenstigkeit, Trotz und den immer wieder hervorbrechenden Aggressionstrieb des Jungen zu brechen, so daß man sich schließlich im Jahre 1837 dazu entschließen mußte, den schwer erziehbaren Knaben in die neugegründete Kinderrettungsanstalt Lichtenstern bei Löwenstein unweit Heilbronn einzuliefern. Doch Fischer schien die dadurch bewirkte Trennung vom Elternhaus nicht zu verkraften: der damalige Komiteevorstand der Anstalt, der Löwensteiner Stadtpfarrer Hegler, erinnerte sich später:

»Er zeigte sich bald als ein Knabe mit allem städtischen Verderbnis in hohem Grade behaftet. Er war sehr begabt, wußte bald die anderen zu beherrschen und steckte mit dem Verderben, in dem er selbst lebte, dieselben an. Ernst und Liebe vermochten nichts.«⁴

Tiefere Einblicke in die Verhaltensweise des jungen August Fischer in der Anstalt Lichtenstern gestattet der folgende Brief des Hausvaters und Lehrers Christian Bandle an den Stadtpfarrer Hegler vom 12. Oktober 1837:

»Verehrtester Herr Stadtpfarrer!

Ich habe Ihnen diesmal Unangenehmes zu berichten. Gleich bei meinem Eintritt (1. 9. 1837) bemerkte ich, daß der Knabe Fischer in der Frau Gaussin Haus wandelte, unter Vorgebung, daß er verwandt sei; ich untersagte ihm dies mit Hinweisung auf die Hausgesetze. Am Montag erfuhr ich, daß er mehrere lateinische Bücher von Frau Gaussin erhalten und also wieder ungehorsam gewesen sei; ich nahm ihm die Bücher ohne weiteres weg, um sie Ihnen zu zeigen. Am Sonntag sagte mir Frau Betz, daß er sich geäußert habe, er wisse schon, wie er es anzufangen habe, um fortzukommen, er gehe zu der Gaussin und bleibe dort ein paar Tage, dann lasse er anspringen und fahre nach Ludwigsburg. Am Dienstag nachmittag betrug er sich gegen die übrigen Knaben sehr unverschämt; er schimpfte sie Spitzbuben, Schlingel usw. Als einem Pflegling machte ich ihm kurzen Prozeß und schlug ihm den Hintern voll. Des Abends ging er nun wirklich zu Frau Gaussin, um wahrscheinlich seinen Plan auszuführen. Nach dreimaligen vergeblichen Rufen und Bitten, die Frau Gaussin möchte den Fischer zurückgeben, mußte ich ihn endlich selbst holen, erklärte ihm, das sei das erste und letzte Mal, daß ich ihm nachlaufe; am Sonntag werde das übrige nachfolgen. Da sein Pfleger (Aug. Setzinger) ihm nicht gewachsen ist, übergab ich ihn dem Karl Schilling mit einem dünnen Seil ihn an sich zu binden. Gestern hielt er sich. Diesen Morgen, unmittelbar vor der Schule, als die Knaben aus dem Arbeitszimmer ins Lehrzimmer gingen und ich der Meinung war, er gehe mit den anderen in die Schule, benutzte er den Umstand und ging, während ich im Arbeitszimmer war, zur Frau Gaussin. Diese kam später und sagte: der Fischer wolle nach Hause gehen, weil er hier angebunden sei, und die Strafe nur immer ärger werde. Noch muß ich bemerken, daß die Gaussin sich hätte verlauten lassen, sie wolle ihn in Kost nehmen. Soeben hatte der Sohn die lateinischen Bücher wieder abgeholt. Ich bitte nun um Verhaltensbefehle, noch lieber wäre es mir, wenn Herr Stadtpfarrer selbst käme und namentlich der Frau Gaussin das Nötige sagten.

Mit herzlicher Empfehlung

Lichtenstern, den 12. 10. 1837

Bandle«⁵



Kinderrettungsanstalt Lichtenstern bei Löwenstein

Fischer war also nach wie vor ungehorsam, aufsässig und trotzig; seine Neigung zur Aggression konnte allerdings durch pädagogisch höchst fragwürdige Erziehungsmethoden, indem beispielsweise ältere, besser erziehbare Knaben den schwerer erziehbaren als »Pfleger« übergeordnet und mit dem Rechte des bedingten Strafvollzugs wie der Fesselung an ein Seil ausgestattet wurden, wohl kaum abgebaut, eher doch nur noch mehr genährt werden.

Zu den äußeren Zwängen traten innere: Auf freiwilliger Basis entwickelte Fischer plötzlich einen gewissen Lerneifer; er liebte sich lateinische Bücher aus, um doch wohl weiter in dieser Sprache zu lernen und zu lesen, mit der er auf dem Lyceum bekannt gemacht worden war. Man nahm dem Jungen die Bücher weg, entzog ihm die Möglichkeit freiwilliger Weiterbildung. Er mochte sich in einen Panzer von Anstand, Moral, Gehorsam und Pflicht eingezwängt fühlen, aus dem es auszubrechen galt. Seine Fluchtpläne mußten gefördert werden durch die Sehnsucht nach der gewohnten, ihm vertrauten Umgebung, durch ein starkes Heimweh und – durch die Sehnsucht nach der Mutter. So jedenfalls wird die eigentümliche Beziehung zu Frau Gaussin, der Gattin des in Lichtenstern stationierten Revierförsters, erklärlich. Auf sie projiziert der Junge – psychologisch gesehen – das Bild der Mutter; sie tritt in die Mutterfunktion ein. Das deutet auf eine sehr starke Bindung an die Mutter. Diese ist es auch – nicht etwa der Vater –, die wegen ihres Sohnes den Briefverkehr mit der Anstalt Lichtenstern unterhält; sie ist es, die in einer Zeit des ausgesprochenen Patriarchats offensichtlich die dominante Rolle in der Familie spielt. Vielleicht liegen in diesen Sachverhalten psychologische Motivationen für Fischers späteres, stark ausgeprägtes Verhältnis zu Frauen begründet. –

In den ersten Novembertagen des Jahres 1837 führte der Knabe tatsächlich seinen Fluchtplan aus, ohne allerdings – wie man hätte erwarten können – sogleich nach Hause zu eilen. Besorgt schrieb die Mutter, Friederike Fischer, am 14. November 1837 an Stadtpfarrer Hegler:

»Euer Hochwürden!

Muß ich mit dem größten Schmerz und Bekümmernis die Nachricht erteilen, daß unser Sohn August sich bis jetzt noch nicht bei uns eingestellt hat. Wir erlauben uns nun die gehorsamste Bitte und Anfrage, was wir nun anzufangen haben, da wir es womöglich vermeiden möchten, einen Aufruf in öffentliche Blätter ergehen zu lassen. Mit jedem Tag haben wir auf die Ankunft des August gewartet, wo wir dann sogleich mit Euer Hochwürden Erlaubnis denselben der Anstalt wieder übergeben hätten, da wir die feste Überzeugung haben, daß er ganz gut da aufbewahrt ist. Gewiß werden Euer Hochwürden uns gerne glauben, wie unendlich leid es uns ist, daß unser Sohn der Anstalt eine solche Ungelegenheit verursacht, wir können daher nur bitten, es uns nicht dadurch entgelten zu lassen, daß Sie Ihre gute Meinung für uns aufgeben.«⁶

Wenige Tage später konnte Friederike Fischer die endliche Ankunft ihres Sohnes in Ludwigsburg mitteilen:

»Euer Hochwürden!

werden vor einigen Tagen ein Schreiben erhalten haben, worin wir uns die Freiheit nahmen, dieselben um Ihren gütigen Rat zur Herbeischaffung unseres Sohnes August anzugehen. Dieser ist nun gestern als am 19. dieses hier angekommen, nachdem er einige Tage früher schrieb, ohne jedoch den Ort seines dermaligen Aufenthaltes anzugeben, daß man ihn abholen solle. Wir nehmen uns nun die Freiheit, ihn der Anstalt mit Ihrer gütigen Erlaubnis wieder zurückzustellen und wünschen, daß nie wieder ein solch unangenehmer Fall für Sie eintreten wird. An guten Ermahnungen haben wir es bei ihm nicht fehlen lassen, auch hat August hier eine körperliche Züchtigung erlitten.

Wir bedauern nochmals sehr, daß August der Anstalt so viel Unangenehmes verursachte und empfehlen ihn nun schließlich wiederholt aufs angelegentlichste Ihrer ferne-
ren Nachsicht und Geduld.«⁷

Doch Heglers Geduld wurde überstrapaziert. Fischer muß sich nach seiner unfreiwilligen Rückkehr in die Anstalt innerhalb weniger Tage derartig aufgeführt haben, daß er schon am 3. Dezember 1837 entlassen wurde. Wahrscheinlich war dies Zweck und Ziel seines Betragens. Noch einmal wandte sich die schmerzgeprüfte Mutter brieflich an Pfarrer Hegler:

»Euer Hochwürden!

kann ich unmöglich unseren Jammer über diesen unverbesserlichen Sohn beschreiben, der Drang der Umstände gestattet uns nur kurz unsern innigsten Dank für das einsichtsvolle Benehmen, welches Sie Ihrerseits gegen uns beobachten, auszusprechen...«⁸

Nach Fischers im Jahre 1839 vollzogener Konfirmation⁹ in der evangelischen Stadtkirche schien es den Eltern das Vernünftigste, den Jungen einem Schmied in die Lehre zu geben. Ein anstrengendes Handwerk – so mochte man argumentieren – versprach vielleicht, die überschüssigen Kräfte zu absorbieren, den Hang zur Aggression in vernünftige Bahnen, in diesem Falle auf Blasebalg, Hammer und Amboß zu lenken. Doch auch jetzt blieb den Eltern eine schwere Enttäuschung nicht versagt. Im Sommer des Jahres 1840 geriet August Fischer mit einem weiteren Mitarbeiter der Schmiedewerkstatt in eine schwere und folgenreiche Auseinandersetzung, in deren Verlauf der aufgebrachte Halbwüchsige den Gegner mit einer Eisenstange niederschlug und lebensgefährlich verletzte. Nun trat Fischers Vater in Aktion und schaffte den Sohn noch in derselben Nacht über die badische und französische Grenze nach Straßburg. Die Eltern waren offensichtlich zu der Überzeugung gelangt, daß ihrem unverbesserlichen Sohne nach diesem unerhörten Vorfall nun endgültig der Weg in eine gesicherte Zukunft versperrt war. In allen Bereichen ohne jeglichen Abschluß einer geregelten Ausbildung und vorbestraft – hätten sich ihm später überhaupt berufliche Aussichten eröffnet? Schließlich mußte auch die Reputation der Familie in Bedacht gezogen werden, und

letztendlich hatte der Vater bis jetzt ein gutgehendes Metzgergeschäft, das immerhin für den Lebensunterhalt der Familie sorgte.

Man entschloß sich also, ihn – der möglichen gerichtlichen Bestrafung zu entziehen und ihn – der Zufall traf sich eben – in Begleitung der Schwester von Frau Fischer, der Witwe des Kameralverwalters Gehring von Großbottwar, die eben im Begriffe stand, mit ihren Kindern nach Amerika auszuwandern, nach Übersee reisen zu lassen. Wie schwer wird dem Jungen die Trennung vom Elternhause, die Trennung von der Mutter als Folge seiner unbedachten Tat gefallen sein.

Auf dem Schiff, das den jungen Fischer und Familie Gehring rheinabwärts zunächst nach Holland brachte, ereignete sich ein weiterer merkwürdiger Zufall.¹⁰ Nachdem man Köln passiert hatte, erkannte Fischer in einem der Bordgäste Stadtpfarrer Hegler, der sich damals auf Reisen nach Holland und Paris befand. Dem verwunderten Pfarrer, den der Halbwüchsigen zunächst nicht erkannte, entgegnete dieser: »Ich bin der Fischer, den sie von Lichtenstern weggeschickt haben; ich gehe jetzt nach Amerika«. Die wahren Hintergründe seiner unfreiwilligen Amerikareise gab Fischer nicht preis; er äußerte lapidar, daß die Eltern nichts mehr mit ihm anzufangen gewußt und ihn deshalb nach Amerika geschickt hätten. Hegler, dem der junge Fischer zutraulicher als früher schien, hat sich dann seiner während der ganzen Reise bis Le Havre, wo der Junge seekrank eintraf, angenommen, nahm ihn dort mit ins Wirtshaus und begleitete ihn dann noch auf das Schiff, nicht ohne ihm zahlreiche gute Ratschläge und Mahnungen mit auf den Weg zu geben. Fischer ließ die Eltern, insbesondere die Mutter, herzlich grüßen, bevor das Schiff ablegte und bald darauf – einer ungewissen Zukunft entgegensteuernd – den Blicken entschwand.

II. Erste Anfänge in der Neuen Welt

Die Ankunft in Amerika stand unter einem unglücklichen Stern. Bereits in Küstennähe erlitten die Reisenden Schiffbruch, und viele Menschen – unter ihnen Frau Gehring mit ihren Kindern – ertranken. Der junge Fischer indessen, nun völlig auf sich selbst angewiesen, wurde gerettet.¹¹

Er betätigte sich zunächst als Metzgergehilfe, als der er sich wenigstens mancher in der väterlichen Metzgerei zu Ludwigsburg erworbener Kenntnisse erinnern haben mag.¹² Im Gefolge von Viehtreibern und Kolonisten, unter denen er als Schreiber und Rechner notdürftig sein Leben fristete, gelangte er um 1845 nach Texas,¹³ welches sich 1835 von Mexico unabhängig gemacht hatte und noch im Jahre 1845 offizielles Mitglied der Vereinigten Staaten wurde. In San Antonio fand er eine Anstellung als Kanzleischreiber in einem Notariat. Da brach im Jahre 1848 in dem kurz zuvor von Mexico an die USA abgetretenen Staate Californien das Goldfieber aus, und Fischer – mit seiner geringen Stellung in Texas unzufrieden – machte sich dorthin auf den Weg, um sich unter die in Massen herbeiströmenden Goldgräber und Abenteurer zu mischen. Ob seine Bemühungen in diesem neuen Betätigungsfelde von Erfolg gekrönt waren, ist leider ebenso unbekannt wie die Dauer seines Aufenthaltes in Californien, wo er offenbar einige Zeit in der schnell aufblühenden Stadt San Francisco lebte. Hier jedenfalls scheint er nochmals in einer Anwaltskanzlei beschäftigt gewesen zu sein, bis er eines Tages die Aufmerksamkeit jesuitischer Missionare auf sich zog, die ihn zum Glaubenswechsel überredeten und zum Geistlichen ausbildeten. Bis heute ist umstritten, ob Fischer dem Jesuitenorden selbst beitrat oder nicht. Ein hundertprozentiger Beweis seiner Mitgliedschaft konnte nicht erbracht werden, und doch sprechen mehrere Indizien – wie wir noch sehen werden – dafür, daß er Jesuit war oder doch dem Orden wenigstens äußerst nahestand. Auch



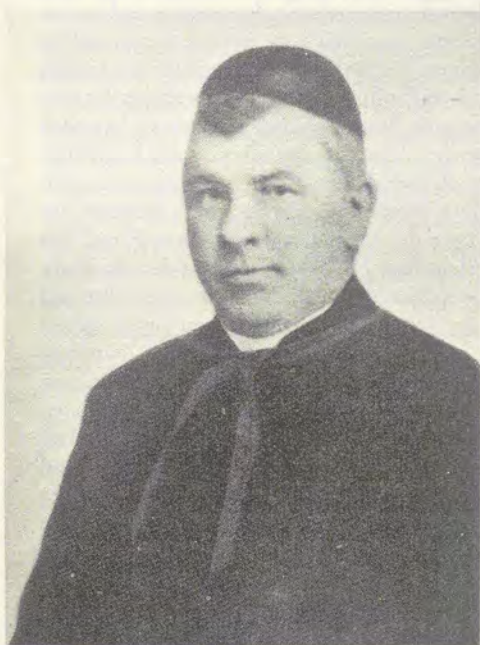
Goldsucher in Californien um 1848

hinsichtlich der Motive, die ihn zum Glaubenswechsel veranlaßt haben könnten, sind wir gänzlich auf Mutmaßungen angewiesen. Hatte er sich in der Anwaltskanzlei Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen, die ihn zwangen, völlig neue Wege zu gehen? Oder war er von dem Wunsche beseelt, nun endlich eine abgeschlossene Ausbildung, der er als Kind ermangelte, zu durchlaufen, um eine feste und Dauer versprechende Betätigung nach dem bisherigen, so unsteten Lebensweg zu finden? Daß er die ihm verabreichten Lehren jedenfalls auch selbständig anzuwenden wußte, bewies er hinlänglich damit, daß er eine ihm wohl noch in Californien bekannt gewordene Protestantin ebenfalls für den Glaubenswechsel zu überzeugen wußte. Daß er hingegen von Moral und geistlichem Ethos nichts oder nur wenig hielt, das beweist die folgende Tatsache: Fischer, im Begriffe Priester zu werden, nahm die durch ihn ebenfalls Konvertierte zur Frau und zeugte mit ihr zwei Kinder.¹⁴ Tatsächlich erwies sich dieser Sachverhalt, der lange Zeit in Mexico, nachdem der Pater zu Rang und Einfluß gelangt war, in Form eines Gerüchtes kursierte,¹⁵ im Frühjahr 1867 – wie wir noch sehen werden – als wahr. Ob ihn schon früher die Jesuiten zu weiterer Betätigung und zum Empfang der Priesterweihe nach Mexico gewiesen hatten, oder ob erst jetzt die Art seines Lebenswandels ein ferneres Verbleiben in den Vereinigten Staaten unmöglich machte, wenn er nicht abermals einen völlig neuen Anfang wagen wollte, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Wir finden Fischer erst im Jahre 1852 in Durango, der Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Staates, wieder, wo er durch José Antonio Laureano López de Zubiría y Escalante, Bischof von Durango, die Priesterweihe empfing.¹⁶ Von Frau und Kindern hatte er sich demzufolge zuvor getrennt.¹⁷ Nun durfte er wohl darauf rechnen, daß etwa aufkommenden Gerüchten in dieser Richtung in Anbetracht der ohnehin bekannten Dekadenz des mexikanischen niederen Klerus kein allzu großes Gewicht beigemessen wurde. Fischer

blieb zunächst am Bischofssitz und betreute als Kurator das Sakramentshaus der dortigen Kathedrale.¹⁸ Seine Intelligenz und Redegewandtheit ließ ihn das Vertrauen des Bischofs gewinnen, der ihn schließlich zu seinem Sekretär ernannte. In dieser Position dürfte der junge Padre Fischer erstmals mit den Kreisen des hohen Klerus und der klerikal-konservativen Partei der durch ständige innere Kämpfe erschütterten Republik in Berührung gekommen und dadurch allmählich mit den kirchlichen und politischen Gegebenheiten des Landes näher vertraut geworden sein. Doch wieder verspielte Fischer die ihm hier gebotene Chance. Dem Bischof wurde ein Verhältnis zwischen seinem Sekretär und einer jungen, im Haushalt beschäftigten Dienerin bekannt, worauf er sich zur Entlassung Fischers veranlaßt sah. Der Pater verließ Durango und nahm die junge Frau mit sich.¹⁹ – Wieder verliert sich seine Spur für einige Zeit im Dunkel.

III. Vom Pater zum Priesterdiplomaten

Wir finden Pater Fischer in dem kleinen Städtchen Parras im Staate Coahuila wieder, wo er endlich eine Anstellung als Pfarrer gefunden hatte.²⁰ Seine Intelligenz, Redegewandtheit und Überzeugungskraft zogen das Interesse und die Aufmerksamkeit eines der ersten und einflußreichsten Großgrundbesitzer im Lande auf sich, des in den nördlichen Gebieten Mexicos reich begüterten Don Carlos Sánchez Navarro. Es gelang dem Pater sogar, dessen Freundschaft und Protektion zu gewinnen. Durch Navarro mag Fischer hier mit den führenden Kräften der ultrakonservativen Partei, den Generalen Leonardo Márquez und Miguel Miramón, mit Pater Francisco Javier Miranda, einem sehr kämpferischen, scharfsinnigen und bei den Konservativen hochangesehenen Prie-



Pater Augustin Fischer (1825-1887)



*Pater Francisco Javier Miranda
(ca. 1820-1864)*

ster mit politischen Ambitionen,²¹ und mit zahlreichen anderen Großgrundbesitzern, Angehörigen des höheren und niederen Klerus und des Militärs in nähere Berührung gekommen sein.

Der bekannte Romanautor und Reiseschriftsteller Friedrich Gerstäcker, der Mexico im Herbst 1867 besuchte, sprach in seinen Reiseberichten von einer »sehr unangenehmen Juwelengeschichte«, deren man den Pater »ganz unverhohlen« bezichtigt habe.²² Diese Gerüchte besagten, daß Fischer zur Zeit seines Aufenthaltes in Parras den Juwelenschmuck des Heiligenbildes in der Pfarrkirche gegen eine Imitation ausgetauscht und unterschlagen hätte. Man habe ihm jedoch nichts nachweisen können.²³

Dieses Gerücht enthält zweifellos einen wahren Kern, der allerdings zugleich Pater Fischer entlastet; denn am 21. August 1860 hatte der damalige Erzbischof von Mexico, Lázaro de la Garza, die geistlichen Autoritäten angewiesen, den konservativen Präsidenten Miramón in seinem Kriege gegen die Liberalen unter Benito Juárez finanziell dadurch zu unterstützen, daß sie ihm alles Gold und Silber sowie Juwelen, welche sich in den Kirchen und geistlichen Besitztümern fänden, ausfolgen sollten.²⁴ Auf eine derartige Weisung hin könnte also auch Pater Fischer den Juwelenschmuck des Heiligenbildes in Parras im Herbst 1860 entfernt und den Bevollmächtigten des Generals Miramón übereignet haben, ohne daß ihn diesfalls das Odium der Unterschlagung träfe.

Der dreijährige blutige Bürgerkrieg, der von 1858 bis 1860 dauerte und schließlich mit dem Siege der liberalen Partei unter Benito Juárez endete, hatte die Staatsverschuldung im Auslande auf enorme Dimensionen anschwellen lassen, die letztthin die bewaffnete Intervention Spaniens, Englands und Frankreichs im Jahre 1862 zur Folge hatte.²⁵ Zugleich hatten ultrakonservative mexikanische Exulanten vor allem am französischen Hofe für die Errichtung einer erblichen Monarchie in Mexico plädiert, die zum einen die Konsolidierung des verrotteten Staatswesens herbeiführen, zum anderen der klerikal-konservativen Partei und dem durch die Reformgesetzgebung des Juárez und seines Ministers Lerdo de Tejada entrechteten Klerus eine mächtige Stütze bieten sollte. Napoleon III. trat den ihm entgegengebrachten Gedanken um so näher, als er sich darüberhinaus die Schaffung einer französischen Einflußsphäre in Zentralamerika versprach, die den Expansionsdrang der Vereinigten Staaten Nordamerikas zu bremsen geeignet schien. So blieben denn die französischen Truppen nach Abzug der Engländer und Spanier allein im Lande, erklärten der Republik den Krieg und begannen den Vormarsch ins Landesinnere, um der künftigen Monarchie den Boden zu bereiten. Im Gefolge der Franzosen kehrten führende Köpfe der klerikal-konservativen Partei, die seit Miramóns Sturz im europäischen Exil gelebt hatten, zurück, so etwa der streitbare Pater Miranda, welcher die französische Intervention anfänglich besonders begrüßte und nun unter anderem dafür sorgte, daß sich der seit 1861 im Untergrund gegen Juárez kämpfende General Márquez mit seinen Truppen den Franzosen anschloß.²⁶ Zwischen Mexico City, welches im Frühsommer 1863 ohne Kampf eingenommen wurde, Paris, Rom und Wien wurden diplomatische Fäden gesponnen, um den als Thronkandidaten ausersehenen Erzherzog Ferdinand Maximilian, den Bruder des österreichischen Kaisers Franz Joseph I., zur Annahme der mexikanischen Kaiserkrone zu gewinnen. Während im Sommer 1863 auch der General und Ex-Präsident Miramón und im Oktober desselben Jahres Antonio Pelagio Labastida y Dávalos, der neue Erzbischof von Mexico, nach mehrjährigem Exil zurückkehrten, werden Fischer und sein Freund Sánchez Navarro, dessen reicher Grundbesitz durch die republikanische Regierung großenteils konfisziert worden war,²⁷ den Ereignissen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt sein. Mittlerweile waren eine dreiköpfige Regentschaft, der auch der künftige Erzbischof von Mexico angehörte, und eine aus 35, vorwiegend ultrakonservativen Mitgliedern – unter ihnen Pater Miranda²⁸ – bestehende Regierungsjunta gebildet worden.

Wie Fischer später selbst in seiner dem Hofe zu Wien vorgelegten Rechtfertigungsschrift schrieb, wurde er im Dezember 1863 zusammen mit einem Herrn Rubio vom Domkapitel der Diözese Durango erwählt, um in Rom die Ernennung eines Bischofs zu betreiben und noch andere Geschäfte und Angelegenheiten der Diözese zu erledigen²⁹. Da Fischer nach eigener Aussage erst im November 1864 nach Mexico zurückkehrte, hatte er vielleicht auch noch weitere *geheime* Aufträge³⁰. Vielleicht war er bestimmt, dem Jesuitengeneral Pater Beckx in Rom und Angehörigen der Kurie die Entwicklung der kirchenpolitischen Lage in Mexico auseinanderzusetzen. Vielleicht auch sollte er dem einflußreichsten der Exil-Mexikaner, Don José M. Gutiérrez de Estrada, der beständig auf Erzherzog Ferdinand Max im Sinne der Thronannahme einwirkte, Bedenken und Wünsche der höheren Geistlichkeit und der klerikal-konservativen Partei übermitteln. Auch galt es, in Erfahrung zu bringen, welchen Weg der künftige Thronprätendent in kirchenpolitischer Hinsicht einzuschlagen gedachte, und wie seine Ideen und politische Einstellung überhaupt beschaffen waren.

Unmittelbarer Anlaß für eine derartige zusätzliche Mission könnten die ersten, im Sommer 1863 aufgetretenen Spannungen zwischen dem mexikanischen Klerus und dem französischen Oberkommando unter General Forey gewesen sein.³¹ Die Klerikalen und Ultrakonservativen forderten nämlich die sofortige Rückerstattung der durch die Reformgesetze nationalisierten, größtenteils aber schon in private Hand weiterverkauften Kirchengüter, um – wenn irgend möglich – den künftigen Kaiser vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die Regentschaft mußte sich jedoch dem Drucke des Generals Forey beugen, der kategorisch die vorläufige Beibehaltung des status quo in der Kirchengüterfrage forderte. Der Konflikt steigerte sich um so mehr, als General Bazaine als Nachfolger des abberufenen, nun zum Marschall beförderten Forey im Herbst 1863 eine noch härtere Gangart bevorzugte und in dem anfangs Oktober nach Mexico zurückgekehrten Erzbischof Labastida einen in dieser Frage absolut unversöhnlichen Gegner fand, der durch manche administrative Maßnahmen die Regierungstätigkeit zu blockieren suchte.³² Auf Bazaines Betreiben mußte der Metropolit schließlich im November seinen Sitz in der Regentschaft – freilich nicht ohne gegen diese Maßnahme den energischsten Protest einzulegen – aufgeben. Der Bruch zwischen dem hohen Klerus und dem französischen Oberkommando war perfekt.

Pater Fischer, der sich im Dezember 1863 in der mexikanischen Hauptstadt aufhielt³³, mag jetzt womöglich in näheren Kontakt mit Erzbischof Labastida und anderen Angehörigen des höheren Klerus gekommen sein. Mit Sicherheit traf er jedoch nicht mit den Generalen Miramón und Márquez zusammen, denn diese waren im Verbands der französischen Okkupationsarmee unter Oberbefehl Bazaines im November 1863 ins nördliche Landesinnere vorgerückt³⁴ und verblieben bis zu ihrer späteren Abberufung um die Jahreswende 1864/1865 auf dem Kriegsschauplatz. Auch Pater Miranda war aus Europa zurückgekehrt, wo er am 3. Oktober 1863 dem Erzherzog Ferdinand Maximilian als Mitglied der mexikanischen Delegation vorgestellt worden war, die diesem im Schloß Miramar bei Triest offiziell die mexikanische Krone angeboten hatte.

Miranda, der sich als hochintelligenter und gewandter Politiker innerhalb der konservativen Partei größter Wertschätzung erfreute, fand noch vor seinem frühen Tode (7. Mai 1864) Gelegenheit, politischen Freunden seinen Eindruck vom künftigen Kaiser mitzuteilen. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß man sich mit der Wahl Maximilians getäuscht habe, daß er – und dieser Eindruck war durchaus richtig – liberalen Ideen zu offen gegenüberstand.³⁵ In Anbetracht der bestehenden Spannungen mit dem französischen Oberkommando und der Enttäuschung über die unter französischer Pression operierende Regentschaft eröffneten sich da der klerikal-konservativen Partei wenig günstige Aussichten für die Zukunft. Da zudem in Betracht gezogen werden mußte, daß



*Hauptplatz (Zocalo) mit Kathedrale und Sakramentshaus in Mexico City,
vom Palacio Nacional aus gesehen*

dem Erzherzog über das bisherige Gebaren des höheren Klerus wenig erbauliche Berichte zukamen, so wird man über neue Wege nachgesonnen haben, wie man den Kaiser den Wünschen des Klerus und der Konservativen gefügig machen, wie man der einst mächtigen Kirche Mexicos die ihr entzogenen Rechte restituieren konnte. Vielleicht kam damals in den Kreisen der Klerikalen der Gedanke auf, einen Vertrauensmann der Kirche in die unmittelbare Umgebung des Kaisers zu plazieren, dessen unbedingtes Vertrauen er zu gewinnen und bei Gelegenheit dem Kaiser gegenüber den Standpunkt der Kirche zu vertreten hätte.³⁶ Ein Mann wie Fischer konnte für eine derartige Aufgabe besser als jeder andere geeignet scheinen, war er doch seit nahezu 15 Jahren in Mexico ansässig und mittlerweile mit den kirchlichen und politischen Verhältnissen des Landes bestens vertraut; zum anderen versprochen sein gewandtes Auftreten, seine Intelligenz, Wortgewandtheit und Überzeugungskraft genügend Aussicht, die Aufmerksamkeit des jungen Kaisers hervorzurufen. Letztendlich war er selbst deutscher Abstammung und also fähig, sich dem Kaiser gegenüber in ihrer beider Muttersprache zu artikulieren.

Dazu sollte Pater Fischer bald Gelegenheit haben. Nachdem Maximilian am 10. April nach vielem Zögern die mexikanische Krone angenommen hatte, war er zunächst nach Rom gereist, um für sein wagnisreiches Unternehmen den Segen des Papstes zu erleben und einen Nuntius für Mexico zu erbitten. Wenn wir den Darlegungen Fischers in seiner späteren Rechtfertigungsschrift³⁷ Glauben schenken dürfen, so wurde er dem Kaiser in Rom vorgestellt und ihm von diesem der Auftrag erteilt, einen Bericht über den Zustand Mexicos zu erstatten. Fischer erinnerte sich in seinem Memorandum wie folgt:

»Ich erfüllte diesen hohen Befehl, indem ich mich über die geschichtlichen, sozialen und religiösen Verhältnisse des Landes in solcher Weise äußerte, wie es mir meine Kenntnisse und meine während eines zwanzigjährigen dortigen Aufenthaltes gesammelten Erfahrungen gestatteten, und indem ich Seine Majestät den Kaiser auf alle Schwierigkeiten aufmerksam machte, die sich Ihm in Mexico entgegenstellen dürften.«³⁸

Da Maximilian nur vom Abend des 18. April bis zum Morgen des 20. April in Rom weilte, werden wir davon auszugehen haben, daß Fischer seinen Bericht lediglich mündlich während einer Audienz erstattete. Wäre er schriftlich gewesen, hätte er – wenn Fischer am 19. April den Auftrag erhielt – dem Kaiser nachgesandt werden müssen, was wenig wahrscheinlich ist, oder wir müßten Fischers eigene Aussagen in seiner Rechtfertigungsschrift Lügen strafen und einen *bereits vorbereiteten* schriftlichen Bericht vermuten. Dann aber hätte sich der Pater dem Kaiser doch förmlich aufgedrängt, was er später auf das Entschiedenste abstritt.³⁹ Jedenfalls wurde der Weg zum Kaiser geebnet, doch war die Zeit für eine intensivere Betätigung in seiner Umgebung noch nicht reif.

Am 12. Juni 1864 traf Maximilian, während Fischer in Rom zurückblieb, in der mexikanischen Hauptstadt ein.

In der richtigen Erkenntnis, daß die latenten Spannungen mit dem Klerus ohne Abschluß eines Konkordats mit der Kurie zu Rom letztlich kaum überbrückbar waren, erwartete Maximilian sehnlichst die Ankunft des ihm auf der Durchreise in Rom versprochenen Nuntius, um nicht in die Lage versetzt werden zu müssen, die Kirchengüterfrage ohne Mitarbeit der päpstlichen Kurie zu lösen. Er schrieb damals an den in Europa verbliebenen Gutiérrez de Estrada:

»... Was den Clerus anbelangt, so ist ein gutes Concordat für diesen und ein Nuntius, begabt mit einem guten christlichen Herzen und mit einem eisernen Willen notwendig, um den Clerus zu bessern. Nur auf diese Art wird man den Clerus reorganisieren, wird man ihn katholisch (was er bis jetzt nicht ist) machen können, und wird dieser dann die gute Influenz, die er bis jetzt nicht besitzt, erhalten ...«.⁴⁰

Es blieb also auch nach der Ankunft des Kaisers bezüglich der Kirchengüterfrage vorerst beim status quo. Da er zudem zunächst mit gemäßigt liberalen Elementen



*Antonio Pelagio Labastida y Dávalos,
Erzbischof von Mexico*



*Maximilian, Kaiser von Mexiko
(1832–1867)*

regierte, wodurch er sich – leider vergeblich – einen Ausgleich in den bestehenden innenpolitischen Gegensätzen versprach, entfernten sich ihm innerlich die klerikal-konservativen Kreise, die ja gerade das Gegenteil erhofft hatten.

Bevor Pater Fischer im November 1864 nach Mexico zurückkehrte, besuchte er seine alte Heimatstadt Ludwigsburg. Nur folgende, allerdings höchst merkwürdige Einzelheiten sind bekannt⁴¹: In den ersten Tagen des September hielt sich Fischer in Ludwigsburg auf, besuchte das Grab seines im Jahre 1851 verstorbenen Vaters, wohnte bei seiner Mutter und ließ endlich am 12. September 1864 auf dem Ludwigsburger Rathaus seine Unterschrift unter einer Urkunde beglaubigen, durch die er auf jegliches väterliche, mütterliche und brüderliche Erbe zugunsten seiner älteren Schwester Wilhelmine Verzicht leistete.⁴² Den sieben Kindern seines Onkels Louis Fischer schenkte er jeweils einen württembergischen Dukaten. Über seine Vergangenheit und derzeitige Betätigung schwieg er sich jedermann gegenüber völlig aus. Auch dem Pfarrer Hegler, dem ehemaligen Komiteevorstand der Anstalt Lichtenstern, nunmehr Stadtpfarrer von Markgröningen, kam der Besuch des Paters in Ludwigsburg zu Ohren. Vielleicht ist er ihm damals selbst begegnet. Jedenfalls erinnerte er sich später in einem Briefe an seinen Freund, Pfarrer Eichenhofer in Waldbach, wie folgt:

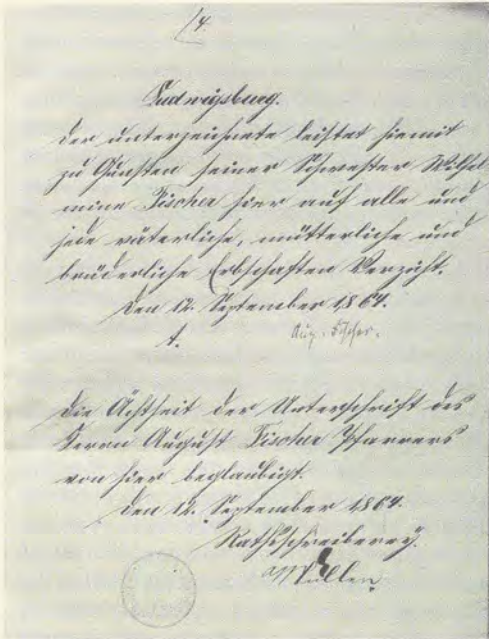
»Während dieser Zeit war er auf einer Mission nach Rom unterwegs in Ludwigsburg. Er war Jesuit geworden, hatte viel Geld und sprach nur wenig; der Vater war gestorben, er besuchte sein Grab, ging dann zu seiner Mutter, sonst kümmerte er sich nicht um die Verwandten. Sein Benehmen war ein streng von sich abweisendes, er sprach nur kurz in salbungsvollem Tone wie ein katholischer Heiliger zu dem ihn verehrenden Volke.«⁴³

An anderer Stelle äußerte sich Hegler später, Fischer sei »in der ganzen Haltung eines Priesterdiplomaten« in Ludwigsburg aufgetreten.⁴⁴

Daß er jedenfalls zu Lebzeiten der Mutter, die er doch so liebte, das Familienerbe ausschlug, dürfte diese schmerzlich berührt haben. Der Sachverhalt könnte ein Indiz dafür sein, daß Fischer wirklich Jesuit geworden war, auch wenn er – wie es scheint – niemals die Jesuitentracht trug. Erinnern wir uns an die Ordensstatuten, in denen vorgeschrieben wurde, daß »jeder Eintretende nach dem Rate Christi dafür halten soll, daß er Vater, Mutter, Bruder und Schwester und was er immer in der Welt hatte, verlassen und Sorge tragen muß, alle fleischliche Anhänglichkeit an die Blutsverwandten abzulegen und sie in geistliche umzuwandeln.«⁴⁵

Daß Fischers Name in den Verzeichnissen des Ordens nicht auftaucht,⁴⁶ ist schließlich kein hinlänglicher Gegenbeweis. Die Animosität Maximilians gegen Jesuitenerziehung und jesuitische Prinzipien⁴⁷ dürfte auch dem mexikanischen Klerus nicht verborgen geblieben sein. Zudem war das Verbot der geistlichen Orden, also auch der Jesuiten, im Zuge der Reformgesetzgebung bis jetzt nicht aufgehoben.⁴⁸ Hätte man ganz offen und unverhohlen einen Jesuiten in die engere Umgebung des Kaisers plazieren wollen, so wäre damit schwerlich den Zielen des mexikanischen Klerus zugearbeitet worden; dies um so weniger, als die Spannungen mit der Kurie sich verstärkten und den Verdruß Maximilians zunehmend steigerten. Wie die päpstliche Kurie in Mexico, so unterhielt auch Maximilian in Rom geheime Agenten.⁴⁹ Schließlich – auch dies ist eine Überlegung wert – könnte Fischer noch in Californien oder bereits in Mexico unter anderem Namen dem Orden beigetreten sein. –

Jedenfalls scheint er in Ludwigsburg im Besitz ausreichender, wenn nicht reichlicher pekuniärer Mittel gewesen zu sein. Als Pfarrer im Städtchen Parras wird er sich solche kaum verschafft haben können, zumal er sich dort auch seit Dezember 1863 nicht mehr aufgehalten hatte. Auch wird nicht allein die Kasse der Diözese Durango alle Ausgaben bestritten haben; eine Überlegung, die unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Kreise um Erzbischof Labastida lenkt, der mit der römischen Kurie in Kontakt stand. Es ist sehr



Erbschaftsverzicht Augustin Fischers
zugunsten seiner älteren Schwester
Wilhelmine, 12. Sept. 1864



Papst Pius IX. (1792–1878;
Pontifikat: 1846–1878)

wahrscheinlich, daß das lange Hinauszögern der Absendung des päpstlichen Nuntius mit dem Wirken Labastidas und dem Aufenthalt des Pater Fischer in Rom im Zusammenhang steht. Vielleicht sollten in Rom die zu treffenden Verhaltensmaßregeln abgestimmt, die Wahl des Nuntius beeinflußt, dieser auf die bevorstehende kritische Auseinandersetzung in Mexico vorbereitet und mit den speziellen Wünschen des mexikanischen Klerus vertraut gemacht werden. Dies könnte die Antwort auf die Frage sein, warum Ernennung und Abreise des päpstlichen Nuntius Pietro Francesco Meglia, Titularerzbischofs von Damaskus, sich um Monate verzögerten.⁵⁰ Nach seiner Rückkehr aus Europa zog sich Pater Fischer im November 1864 nach Coahuila in seine alte Pfarrei in Parras, wo er zudem ein Vikariat verwaltete, zurück.⁵¹

IV. Der kaiserliche Honorarkaplan und das mexikanische Konkordat

Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius Meglia, der im Dezember 1864 endlich in Mexico eingetroffen war, scheiterten im Februar 1865 völlig an den nahezu diametral gegensätzlichen Standpunkten der Kurie und Kaiser Maximilians.⁵² Während der Papst und mit ihm der mexikanische Klerus kategorisch die Erhebung des Katholizismus zur Staatsreligion, den Schutz des Kirchenvermögens, die Oberaufsicht der Kirche über den privaten wie auch den öffentlichen Unterricht, die Wiedereinführung der religiösen Orden und letztlich die Befreiung der Kirche von jedweder staatlicher Willkür

forderten, trat der Kaiser für Kultusfreiheit und Nationalisierung der Kirchengüter ein. Deren Restitution an den Klerus mußte schon allein deshalb problematisch erscheinen, da die Güter seit Ende der 50er Jahre vielfach weiterverkauft worden waren, und eine allgemeine Revision in die verschiedensten, privaten Besitzverhältnisse hätte eingreifen müssen, wodurch wiederum das Steuerwesen des Staates empfindlich geschädigt worden wäre. Darüberhinaus war der Kirche ohnehin die Verzinsung des Schätzungswertes ihres bisherigen Eigentums mit 6% zuerkannt worden, so daß sie nach wie vor mit bedeutenden Einkünften versehen war;⁵³ denn die Grundbesitzer hatten einst mehr als ein Drittel des gesamten Landes umfaßt.

Obgleich Maximilian zu Konzessionen bereit war wie etwa zur Anerkennung der katholischen Religion als Staatsreligion und zur kirchlichen Aufsicht über den Unterricht, lehnte Meglia, nicht ohne mit Erzbischof Labastida und den einflußreichsten Prälaten Rücksprache zu halten, jedes Entgegenkommen ab und beharrte in schroffster Form auf den von ihm zu vertretenden Standpunkten.⁵⁴ Als daraufhin Ende Februar der Kaiser einseitig die Kirchenfrage durch Dekrete regelte, die unter anderem die Einziehung der Kirchengüter aufrechterhielten, wurde der Bruch mit dem Nuntius komplett.

Noch im Februar – bevor Meglia nach Rom zurückbeordert wurde – sandte Maximilian eine dreigliedrige Kommission nach Rom, um mit dem päpstlichen Stuhle unmittelbar in Unterhandlungen zu treten. Der Kaiser, der natürlich erkannt hatte, daß der Nuntius in allererstem Einvernehmen mit dem mexikanischen Klerus handelte, wollte nunmehr versuchen, die Konkordatsfrage dem hemmenden und störenden Einfluß des mexikanischen Klerus zu entziehen, und sandte demzufolge ihm geeignet erscheinende Persönlichkeiten, den Staatsminister Joaquín Velázquez de León, den Staatsrat Joaquín Degollado und den eher gemäßigt liberalen Francisco Ramírez, Titularbischof von Caradro und Großkaplan des kaiserlichen Hofes, nach Rom, um dort weitere Verhandlungen in die Wege zu leiten.⁵⁵ Maximilian verkannte hierbei völlig die Schwierigkeiten, die sich ihm auch dort entgegenstellen mußten. Zum einen hatte er die Kirchengüterfrage durch seine Februardekrete ohne Mitwirkung der Kurie präjudiziert, zum anderen mußte die Kurie auf die *nationalen* Interessen des mexikanischen Klerus unbedingt Rücksicht nehmen, wenn sie nicht – wie dies schon einmal geschehen war – dort jegliche Autorität verlieren wollte.⁵⁶ Die mexikanischen Prälaten – allen voran Erzbischof Labastida – werden nichts unterlassen haben, sowohl dem Papst als auch dem Nuntius ständig diese Tatbestände vor Augen zu führen, und in diesem Sinne wird auch Pater Fischer in geheimer Mission bei der Kurie vorstellig geworden sein.

Es konnte also nicht verwundern, daß die dreigliedrige Kommission, die Anfang April 1865 in Rom eintraf, erst am 25. April offiziell von Papst Pius IX. empfangen wurde.⁵⁷ Einem Ausschuß von zehn Kardinälen unter Vorsitz von Kardinal Alessandro Franchi wurde die Überprüfung der von der Kommission überbrachten Vorschläge zur Lösung der anstehenden Probleme übertragen. Es wurden indessen keinerlei Fortschritte erzielt, und es war sehr fraglich, ob überhaupt je ein Konkordat unter den geschilderten Prämissen zustandekommen konnte.

Da schien sich im August 1865 dem Kaiser ein Ausweg zu eröffnen. Pater Fischer war nach relativ kurzem Aufenthalt im Staate Coahuila nach Mexico Stadt zurückgekehrt.⁵⁸ Er kam in offizieller Mission – mit Sicherheit mit Empfehlungen seines Freundes und Gönners Don Carlos Sánchez Navarro ausgewiesen – an den Hof des Kaisers. Der Pater trat nicht etwa mit einer kirchlich-religiösen Petition an Maximilian heran, sondern mit einer rein administrativ-politischen. Er war nämlich »fast einstimmig« von einer Volksversammlung mit dem Auftrag gewählt worden, die Interessen des Staates Coahuila, der sich durch ein im Frühjahr 1865 erlassenes Gesetz der kaiserlichen Regierung über Neueinteilung des Landes verletzt fühlte, zu vertreten.

Es handelte sich also offensichtlich um die Widerstände gegen das Gesetz vom 3. März 1865, welches die Einteilung des mexikanischen Gebietes in nahezu völlig autonom regierte Staaten aufhob und an deren Stelle eine Einrichtung von 50 *Departements* vorsah, welche ganz zentralistisch – durch Zwischenschaltung kaiserlicher Kommissare, denen jeweils mehrere *Departements* zugeordnet wurden – ausgerichtet werden sollten.⁵⁹ Carlos Sánchez Navarro, einer der ersten Großgrundbesitzer Mexicos,⁶⁰ mußte natürlich durch eine derartige administrative Maßnahme besonders getroffen werden. War ihm jetzt endlich durch das weitere Vordringen der französischen Okkupationsarmee ein großer Teil seines riesigen Grundbesitzes wieder verfügbar geworden, so drohte ihm nun durch das neue Gesetz Maximilians die Aufsplitterung seiner Güter innerhalb mehrerer *Departements*, was natürlich deren Verwaltung ungleich schwerer belasten mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sánchez Navarro und Augustin Fischer gemeinsam bei Maximilian vorstellig wurden, um ihm die durch das Gesetz hervorgerufenen Schwierigkeiten in allen Details auseinanderzusetzen. Maximilian muß nun mehr denn je durch die Überzeugungskraft und Redegewandtheit des Paters, der nun gänzlich andere als klerikale Interessen vertrat, gefesselt worden sein. Zudem hatte Fischer zuvor offenbar Mühe gefunden, ein Buch unter dem Titel »*Antigüedades americanas*« zu schreiben, das – wenngleich es eine Kompilation spanischer Chronisten darstellte – mit elegantem und flüssigem Stile altamerikanische und präkolumbianische Altertümer beschrieb, für die der Kaiser bekanntlich ein reges Interesse hegte.⁶¹ Angetan von der eindrucksvollen Persönlichkeit und Intelligenz dieses Mannes, reifte in Maximilian der Entschluß, Pater Fischer nach Rom zu entsenden, um seiner dort nun seit Monaten verweilenden Kommission, die vor einer unlösbaren Aufgabe zu stehen schien, die Wege zu bahnen.

Fischer erbot sich auf die Vorstellungen des Kaisers hin einen neuen Konkordatsentwurf auszuarbeiten und in Rom seine Annahme durchzusetzen. Um ihm mehr persönliches Ansehen zu verleihen, ernannte ihn Maximilian am 21. September 1865 zum Honorarkaplan des kaiserlichen Hofes.⁶² Tags zuvor wurde ein kaiserliches Handschreiben abgefaßt, welches Fischer als »eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des mexikanischen Klerus« beim Papst einführen sollte. Ferner sprach Maximilian in diesem Schreiben die Hoffnung aus, daß »dieses trotz der Zurückweisung aller bisherigen Versöhnungsversuche unternommene neuerliche Bemühen, zu einer Verständigung zu gelangen, nicht wieder an traurigen Mißverständnissen scheitern werde; allzu hart würde es der Kaiser empfinden, wenn er sich gezwungen sähe, nur mehr dem Gewissen des Souveräns allein zu gehorchen.«⁶³

Auf der Durchreise in New York im Oktober 1865 erkannte der scharfsinnige Pater, daß – nach Abschluß des für die Nordstaaten siegreich verlaufenen Sezessionskrieges – ein Krieg Mexicos mit den nun wieder erstarkten Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sowohl der französischen Intervention als auch einem *von außen* aufgerichteten mexikanischen Kaisertum im Sinne der Monroe-Doktrin mit äußerster Skepsis gegenüberstanden, letztendlich unvermeidbar sei.⁶⁴

Kaum war Pater Fischer in Rom angekommen, wurde er sogleich vom Papst empfangen.⁶⁵ Dieser Sachverhalt kann angesichts der Tatsache, daß Fischer bereits im Vorjahre viele Monate in Rom gewilt hatte, kaum verwundern.⁶⁶

In der Audienz anerkannte der Papst den Wunsch Maximilians, den mexikanischen Klerus zu reformieren, betonte Fischer gegenüber jedoch, daß kirchliche Reformen nur vom Heiligen Stuhl ausgehen mußten. Deshalb könnte auch in keiner Weise auf die Vorschläge der Kommission, deren Mitglieder überdies wenig diplomatisches Geschick zeigten, eingegangen werden.⁶⁷

Fischer wurden nun als weitere Verhandlungspartner Kardinal Franchi und Kardinal-

staatssekretär Giacomo Antonelli zugewiesen. Aber weder dem Pater noch den Kommissionsmitgliedern, die anfänglich nur ungern mit Fischer arbeiteten,⁶⁸ gelang es, greifbare Resultate zu erzielen. Obgleich von Seiten der Kommission neue Vorschläge erarbeitet, durch Maximilian weitere Konzessionen gemacht wurden, verblieb die Kurie bei ihrem »non placet«. Fischer suchte seine Mißerfolge durch lange, farbenreiche, mit Klatsch und Anekdoten angereicherte Berichte, die stets einen Hoffnungsschimmer durchblicken ließen, zu verschleiern.⁶⁹ Der Kaiser war – wie er an Fischer einmal schrieb – »entzückt von dem klaren Geiste und dem richtigen Verständnisse, die aus jeder Zeile leuchten. Hätte ich nur sechs Diplomaten wie Sie, und unsere Angelegenheiten würden anders stehen. Je mehr und je öfter Sie schreiben, desto zufriedener werden Sie mich stellen«.⁷⁰

Fischer hielt den Vorstellungen der Kurie entgegen, daß letztlich das Kaisertum fallen mußte, wenn Klerus und Kirche fortwährend gegen Maximilian arbeiteten; ob die dann folgenden staatlichen Umwälzungen allerdings der Kirche mehr Vorteile böten, bliebe wohl dahingestellt.⁷¹ Auch wurden die Verhandlungen durch das Intrigenspiel mexikanischer Geistlicher behindert, und Fischer beschwerte sich mehr als einmal über den Erzbischof von Michoacán, Clemente de J. Munguía, der als eifriger Parteigänger Labastidas die Konkordatsentwürfe ständig kritisierte.⁷² Der Pater schien also allmählich zur Überzeugung zu gelangen, daß der fortgesetzte Kampf des mexikanischen Klerus gegen Maximilian schließlich beide ins Verderben stürzen mußte, wenn nicht eine endliche Aussöhnung im Wege eines Konkordats zur Konsolidierung des Kaiserreiches beitrug. Auch er wünschte das engste Band zwischen Kirche und Kaiser,⁷³ nur war es auf dem Wege, den der hohe Klerus ihm vorzeichnete, bestimmt nicht erreichbar. Er sah, daß Maximilian die Hand zur Versöhnung bot, und er sah, daß die andere Seite sie ausschlug. Dies mußte ihn innerlich dem hohen Klerus, der ihn nun selbst mit Kritik bedachte, entfremden und langsam in die geistige Nähe des Kaisers bringen, der ihm ehrliches Vertrauen entgegenbrachte und offener als die versteckt agierenden Prälaten.

Seinen Diplomatenstatus in der Ewigen Stadt genoß er freilich in vollen Zügen, vielleicht auch um sich innerlich von der ihm begegnenden Misere abzulenken. Er gab in dem von ihm auf Staatskosten bewohnten Palazzo Braschi opulente Dinners, lud andere Diplomaten – wie etwa Kurd von Schlözer – zu sich ein, und rauchte – wie Schlözer berichtet – mit ihnen »prachtvolle Havannazigarren«.⁷⁴ Er verkehrte viel in literarischen Kreisen, traf hier vielleicht auch mit Ferdinand Gregorovius zusammen und sammelte Erzeugnisse der schönen Literatur, so etwa Briefe des frühvollendeten Dichters Giacomo Conte di Leopardi (1798–1837).⁷⁵ Auch hat Fischer – wie er selbst später bezeugte – in näherer Beziehung zum päpstlichen Hausprälaten, Robert Graf von Lichnowsky, gestanden.⁷⁶

Schließlich aber mußte auch er zu der Erkenntnis gelangen, daß trotz aller Bemühungen ein vernünftiges Konkordat mit der Kurie nicht zustandekommen konnte. Immerhin äußerten sich – wie später bekannt wurde – sowohl Kardinalstaatssekretär Antonelli⁷⁷ als auch der Papst⁷⁸ vertrauten Kreisen gegenüber, daß den Wünschen und Vorstellungen Maximilians in keiner Weise entsprochen werden konnte. Auch war der Kurie bekannt geworden, daß Maximilians Lage in Mexico im Laufe des Jahres 1866 immer unhaltbarer wurde, als Napoleon III. aufgrund massiver Vorstellungen der Vereinigten Staaten damit beginnen mußte, entgegen früheren Vereinbarungen seine Truppen vorzeitig aus Mexico zurück zu berufen. Demzufolge mußte sich die Bereitschaft zu Konzessionen natürlich verringern. Das einzige greifbare Resultat der Verhandlungen war die Erlaubnis der Kurie zu einer Bischofssynode in Mexico, welche die bisher vorliegenden Entwürfe prüfen und gegebenenfalls neue ausarbeiten sollte.⁷⁹

Fischer mag erkannt haben, daß ein derartiges Resultat der Unterhandlungen, welches die Konkordatsfrage zunächst wieder in die Hände des mexikanischen Episkopats zurücklegte, seine persönliche Anwesenheit in Mexico erforderte.⁸⁰ Dort konnte er seinen bisherigen Einfluß und seine Überzeugungskraft in die Waagschale werfen. Man sollte ihm ein ehrliches Bemühen in dieser Angelegenheit nicht abstreiten, und es ginge sicher zu weit, seinem Entschluß zur Rückreise die Angst vor der Entdeckung, daß er in Rom nichts erreicht habe, als Motiv zu unterschieben.⁸¹ Von Paris aus, wo er Anfang Juli 1866 in Gesprächen mit französischen Ministern klar erkannte, daß Napoleon III. den Kaiser ganz im Stiche gelassen habe, von Frankreich also keine weitere Unterstützung zu gewärtigen sei, und ungeheure Gefahren für Mexico bevorständen,⁸² schrieb er dem Kaiser:

»Ich bringe Euer Majestät zwar kein Konkordat mit, aber dennoch solche Vorschläge von Seiten des Heiligen Vaters, welche nach meiner Meinung zu einem schleunigen und günstigen Ende führen werden.«⁸³

Nach seiner Ende August 1866 erfolgten Rückkehr versicherte der Padre, die Dinge stünden zwar günstig, der Abschluß des Konkordates werde dennoch wohl erst in fünf bis sechs Monaten erfolgen können;⁸⁴ er gab sich also durchaus keinen Illusionen bezüglich eines schnellen Ausgangs der Verhandlungen mit den Bischöfen hin.

Ein Brief des Bischofs Ramírez an Pater Fischer vom 8. August 1866, der ihm von Rom nach Mexico nachgesandt wurde, beweist nachdrücklich, wie sehr der Pater in Rom der Motor der bisherigen Konkordatsverhandlungen war. Diesen, bislang völlig unbekannt gebliebenen Brief wollen wir in vollem Wortlaut folgen lassen:

»Querido hijo.

Pongo a V(sted) esta solo para saludarlo pero sin el billete de la secretaria de . . . sino con todo el afecto y cariño q(ue) sabe le profeso.

N(ues)tras cosas no caminaran hasta q(ue) V(sted) escriba o vuelva y Dios quiera traermelo y sin novedad. No agradezco a V(sted) el q(ue) me halla dejado en medio de tanto calor intrínseco y extrínseco: pero paciencia, hijo mío, y venga más.

Hoy salio para esa el D(octo)r y todos los de esta su cosa es decir Degollado, Aguirre y yo saludamos a V(sted) con afecto y yo le ruego me traiga unas tortillas enchiladas al uso de rancho pues aunq(ue) lleguen duras yo las calentare.

Mil cosas a S. S. M. M. [Sus Majestades] y V(sted) mande loq(ue) guste a este su pobre Padre q(ue) le deseo todo bien.

Ramírez⁸⁵

(Geliebter Sohn!

Ich schicke Ihnen diesen Brief, nur um Sie zu grüßen, aber ohne das Billet des Sekretariats [der Kurie]⁸⁶, dafür aber mit aller Zuneigung und Wertschätzung, die dieser Stand kennt.

Unsere Angelegenheiten kommen nicht voran, als bis Sie schreiben oder zurückkommen werden. Gott möge Sie mir herbringen, oder es wird keine Neuigkeit geben. Ich bin Ihnen dafür nicht dankbar, daß Sie mich inmitten so großer innerer und äußerer Hitze zurückgelassen haben; aber Geduld, mein Sohn, Geduld, und mehr wird kommen.

Heute ging ich in dieser Angelegenheit aus. Der Doktor [Velázquez de León] und alle, die in dieser Ihrer Sache tätig sind, nämlich Degollado, Aguirre und ich grüßen Sie herzlich; und ich bitte Sie, mir einige »tortillas enchiladas«⁸⁷ nach Farmerart zu senden. Wenn sie haltbar ankommen, werde ich sie aufwärmen.

Tausend Grüße an Ihre Majestäten und an Sie sendet derjenige, der sich in dieser Sache als Ihr armer Padre gefällt, und der Ihnen alles Gute wünscht.

Ramírez)

Aus diesem Briefe wird klar ersichtlich, welches Vertrauen Pater Fischer allmählich bei den Kommissionsmitgliedern gefunden hatte, und welchen Rang er unter ihnen einnahm. Man erwartete sehnlichst die Nachrichten aus Mexico über die Verhandlungen mit den Bischöfen, und man hoffte auf des Paters Rückkehr, der tatsächlich der Motor in diesen Verhandlungen gewesen zu sein schien. Wenn Ramírez von der Konkordatsfrage als von »dieser Ihrer Sache« spricht, so bedeutet das nichts anderes, als daß sich Fischer die Angelegenheit zueigen gemacht hatte, daß er wirklich um die Lösung der Kirchenfrage gerungen und sich ehrlich bemüht hatte, und daß seine eigene Geduld – wie dies der Brief andeutet – auf die Probe gestellt wurde.

Sofort nach seiner Rückkehr nahm Fischer mit den Bischöfen Kontakt auf und berief sie zu einer auf den 10. Oktober angesetzten Konferenz nach Mexico Stadt, um mit ihnen über den Konkordatsentwurf zu verhandeln.⁸⁸ Wie der preussische Gesandte Anton von Magnus am 28. September 1866 nach Berlin mitteilte, hätte nach den Versicherungen Pater Fischers der Papst sich im voraus bereit erklärt, den Entwurf mit den von den mexikanischen Bischöfen etwa vorzuschlagenden Abänderungen genehmigen zu wollen.⁸⁹ Die Hürden, die jetzt noch überwunden werden mußten, lagen also im bisherigen Widerstand des Klerus begründet. Hier konnte Pater Fischer hoffen, daß seine Gewandtheit und Überzeugungskraft ihn nicht im Stiche ließen, und somit die endliche Versöhnung zwischen dem Klerus und der kaiserlichen Regierung gelingen würde. Schon Mitte September trafen die ersten Bischöfe in der Hauptstadt ein. Ein bisher unbekannter Brief des Bischofs von Puebla, Carlos María Colinas, an Fischer vom 12. September 1866 ist ein Beweis der Wertschätzung, die Teile der höheren Geistlichkeit dem Pater noch immer entgegenbrachten.

»S(eño)r P(res)b(ite)ro D(on) Agustín Fischer
México, Setiembre 12 de 1866

Mi siempre fino y muy apreciable S(eño)r

D(on) Agustín.

Consiguiente á lo que escribí á V(sted) de Puebla, llegué á México ayer á las Oraciones de la noche: vivo en el Arzobispado y me ofresco á la disposición de V(sted).

Quiero ahora que me haga V(sted) el favor de presentar mis respetos á S(u) M(ajestad) el Emperador, pidiendole de mi parte se serva, si lo tubiere á bien, designarme día, hora y lugar, en que me va presentarme personalmente p(ar)á saludarle.

Y contando con que V(sted) se dignará transmitirme su contestación, concluyo descando á V(sted) todas felicidades, y mandandole con todo afecto mi Episcopal bendición.

Carlos María, Ob(is)po de Puebla.«⁹⁰

(Mein lieber und hochgeschätzter Herr Don Augustin!

In Befolgung dessen, was ich Ihnen aus Puebla schrieb, kam ich gestern nacht in Mexico an. Ich wohne im erzbischöflichen Palais und halte mich Ihnen zur Verfügung.

Nun hätte ich gern, daß Sie mir den Gefallen tun, Seiner Majestät dem Kaiser meine Empfehlungen weiterzuleiten und ihn im meinem Auftrag zu bitten, ob es ihm recht wäre, mir Tag, Stunde und Ort zu bezeichnen, wo ich mich ihm persönlich vorstellen kann, um ihn zu begrüßen.

Und ich zähle darauf, daß Sie so gütig sind, mir seine Antwort zu übermitteln. Ich schließe, indem ich Ihnen alles Glück wünsche und Sie mit Hochachtung meines bischöflichen Segens versichere.

Carlos Maria, Bischof von Puebla)

Die Konferenz wurde vorbereitet, und der Kaiser, der bereits eine Ansprache an die Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches ausgearbeitet hatte,⁹¹ schien – wie Fischer – zuversichtlich. Am Jahrestage der mexikanischen Unabhängigkeitserklärung, am 16. September 1866, ernannte der Kaiser den Pater in Ansehung seiner Verdienste zum Wirklichen Hofkaplan.⁹² Die Synode aber – nochmals vom 10. Oktober auf ein späteres Datum verlegt – kam nicht mehr zustande, weil die politische Entwicklung den Kaiser im Herbst 1866 in eine immer enger werdende Sackgasse trieb, und die Frage der Thronentgung Maximilians in den Vordergrund allen Interesses rückte.

V. Auf dem Wege zum Kabinettssekretär Maximilians

Aus der Zeit nach der Rückkehr des Paters aus Rom sind uns zwei lebensvolle Schilderungen seines äußeren Gebarens und Auftretens überliefert, die seiner Persönlichkeit ein interessantes Profil verleihen.

Prinzessin Agnes Salm-Salm, die von New York kommend zu ihrem Mann, der als Oberst im Stabe des Kaisers Dienst genommen hatte, nach Vera Cruz reiste, begegnete dem Pater im August 1866 auf dem Dampfschiff »Manhattan«:

»Unter den Passagieren befand sich eine wichtig und breitspurig aussehende Person, die »Monsignore« genannt und mit äußerster Ehrfurcht behandelt wurde, wenn sie das Verdeck mit ihrer Gegenwart beehrte, was indessen sehr selten geschah, da sie die Gesellschaft einer mit ihr reisenden Freundin vorzog; wahrscheinlich eine Schwester im Geist, denn der sechs Fuß hohe, breitschultrige, behäbige und hochmütige Würdenträger der römischen Kirche war – der wohlbekannte Vater Fischer, der mit einer Mission betraut, hieß es, zu Kaiser Maximilian ging.«⁹³

Ein anderer aufmerksamer Beobachter war der österreichische Arzt Dr. Samuel Basch, der am 18. September seine Funktion als kaiserlich mexikanischer Hofarzt antrat, wie nunmehr auch Fischer der engsten Umgebung des Kaisers angehörte und ein wichtiger Zeuge für die jetzt sich anbahnenden Ereignisse wurde. In seinen »Erinnerungen aus Mexico« zeichnet er von Fischer, der ihm erstmals an der kaiserlichen Hofstafel im Schlosse Chapultepec begegnete, folgendes Bild:

»In Pater Fischer lernte ich bei dieser Gelegenheit einen Mann kennen, den man seiner derben, wuchtigen Gestalt nach eher für einen tüchtigen Haudegen, als für einen Geistlichen hätte halten sollen. Diese Gestalt, sowie das glatte wohlgenährte Gesicht, das eben nicht auf eine ascetische Lebensweise schließen ließ, kontrastierten seltsam genug mit einem gewissen süßlichen, salbungsvollen Tone, den er seiner Rede zu geben pflegte, und mit der Art, wie er seinen Blick bald zur Decke emporschlug, bald wieder zu Boden senkte, wenn irgend ein Thema zur Sprache kam, das ihm verfänglich dünken mochte.«⁹⁴–

Die politische Lage Maximilians verschlechterte sich zusehends. Napoleon III. teilte dem Kaiser unumwunden mit, daß er ihn weder mit Geld noch mit Truppen weiterhin unterstützen könnte, und empfahl ihm die Abdankung.⁹⁵ Die Mission der Kaiserin Charlotte, die nach Paris und Rom gereist war, um Hilfe und Unterstützung zu erbitten, scheiterte völlig. Die finanzielle Misere und die bisherigen Enttäuschungen, die er mit den früheren Ministerien erlebt hatte, veranlaßten ihn bereits Ende Juli, eine neue Regierung mit dem konservativen Ministerium Lares zu bilden.⁹⁶ Dieses wurde durch die im September auf französischen Druck erfolgte Abberufung der Generale Osmont und Friant, die Ministerposten bekleidet hatten, geschwächt. Schließlich lehnten Ministerium und Staatsrat die von Maximilian stets genährte Idee eines Nationalkongresses, der über

die künftige Regierungsform entscheiden sollte, ab, da die Konservativen befürchteten, daß ein allgemeiner Kongreß die Stellung ihrer Partei eher schwächen würde.

Nun wurde wieder Pater Fischer tätig. Er fungierte jetzt als einer der vertrautesten Ratgeber Maximilians, dem er riet, den Abzug der französischen Armee, deren Intervention er stets als ein Unglück für das Land betrachtet habe, nicht hintanzuhalten.⁹⁷ Im Gegensatz zu seinen konservativen Freunden machte er Vorschläge für die Einberufung eines Nationalkongresses mit Hilfe der Vereinigten Staaten.⁹⁸ Der Pater versuchte auch zur Konsolidierung der Regierung beizutragen, indem er Maximilian ihm geeignet erscheinende Persönlichkeiten vorschlug, welche das konservative Element im Staatsrat verstärken sollten.⁹⁹ Eher liberale Elemente wie etwa den persönlichen Freund Maximilians, Staatsrat Stefan Herzfeld, der beständig dem Kaiser die trostlose Lage vor Augen hielt, suchte er behutsam der engeren Umgebung des Kaisers zu entziehen.¹⁰⁰ Fischer wollte offenbar dem Kaiser Vertrauen in die Zukunft einflößen, wollte ihm beweisen, daß er sich auf die Klerikal-Konservativen stützen konnte, und daß so – auch nach dem Abzug der Franzosen – eine Konsolidierung des Staates möglich wäre. Der Pater befand sich auf dem Wege zum Politiker, sein Einfluß und sein Ansehen stiegen von Tag zu Tag.

Wurde so – trotz aller Widrigkeiten – im Kaiser doch noch die Hoffnung auf eine positive Entwicklung der politischen Verhältnisse wachgehalten, so mußte die am 18. Oktober eingetroffene Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin, die während einer Papstaudienz in Rom dem Wahnsinn verfallen war, das genaue Gegenteil bewirken. Der Kaiser entschloß sich noch am selben Tage, das Land zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Staatsrat Herzfeld riet ihm unbedingt zur Abreise; der Leibarzt Dr. Basch – um seine Meinung befragt – stimmte ebenfalls zu, nur riet er, die Ausführung des Entschlusses nicht zu übereilen.¹⁰¹ Pater Fischer hingegen drückte – wie er selbst später schrieb – seine »Mißbilligung offen und unumwunden« aus.¹⁰² Er fand, daß es für den Kaiser unmöglich sei, das Land zu verlassen, ohne die vielen Angelegenheiten, die noch der Lösung harren, zu ordnen. Der Kaiser dürfte seine Anhänger nicht vergessen. Schließlich entspräche es nicht der kaiserlichen Würde und Ehre, auf diese Weise zu *fliehen*. Das war eine harte und deutliche Sprache aus dem Munde des Hofkaplans, die aber geschickt auf Werte anspielte, die dem Kaiser nahezu heilig waren.

Maximilian verblieb jedoch bei seinem Entschluß und verkehrte mit Pater Fischer, den er in den nächsten Tagen bis zur Abreise nicht mehr vorließ, nur über Dr. Basch.¹⁰³ Ihn hatten Fischers Argumente zwar berührt, aber die sehr offene Sprache des Paters doch wohl auch entrüstet.

Die bevorstehende Reise sollte vorerst nur nach Orizaba gehen, von wo die Hafenstadt Vera Cruz jederzeit schnell zu erreichen war. Doch das konservative Ministerium, dem man die Absicht des Kaisers, das Land zu verlassen, verschwieg, ahnte die wahren Hintergründe und reichte durch Ministerpräsident Lares am 20. Oktober seine Demission ein. Ohne einen offiziellen Auftrag erhalten zu haben, suchte Fischer noch am selben Nachmittag die Minister auf und machte ihnen energische Gegenvorstellungen. Es gelang dem Pater, die Minister davon zu überzeugen, daß ihre Demission gerade das Gegenteil dessen, was sie wünschten, provozieren würde. Des Kaisers Mißtrauen in die Situation würde nur gesteigert, und er selbst zur unmittelbaren Abreise nach Europa bewegen werden. Das einzige Mittel, die Abdankung wenn nicht zu verhindern, so doch aufzuschieben, wäre die Rücknahme der Demission.¹⁰⁴ – Fischers Überzeugungskraft trug endlich den Sieg davon: Die Minister gaben ihren Widerstand gegen die Reise nach Orizaba auf und verblieben im Amte.¹⁰⁵

Am 21. Oktober trat der Kaiser unter Begleitung eines geringen Gefolges – darunter Pater Fischer, Dr. Basch und Professor Bilimek, einst Benediktinermönch, jetzt Direktor des Naturhistorischen Museums in Mexico Stadt¹⁰⁶ – die Reise nach Orizaba an. Staatsrat

Herzfeld blieb vorläufig in der Stadt zurück, um im Auftrage des Kaisers notwendige, aber geheim zu haltende Dispositionen für die Abreise Maximilians nach Europa zu treffen.¹⁰⁷

In Ayotla – der ersten Mittagsstation – vermied der auch gesundheitlich angegriffene Kaiser das Zusammentreffen mit Napoleons Sonderbeauftragten, General Castelnau, welcher den Abzug der französischen Truppen beschleunigen und dem Kaiser die Abdankung nahelegen sollte. Im Verlaufe der letzten Monate hatte sich Maximilians Verdruß über das Gebaren der französischen Regierung und über die Maßnahmen des Marschalls Bazaine, der den Juaristen allmählich alle bisher besetzten Gebiete räumte, unendlich gesteigert.

Am Nachmittag desselben Tages entschloß sich der Kaiser in der Hacienda Socyapan zur *sofortigen* Abdankung.¹⁰⁸ Dr. Basch und Pater Fischer rieten ab, und empfahlen – da Maximilian kein weiteres Blutvergießen wünschte – die Aufhebung des berühmten Gesetzes vom 3. Oktober 1865, wodurch sämtliche mit der Waffe in der Hand angetroffenen Dissidenten für vogelfrei erklärt und mit der Todesstrafe belegt wurden, und einen vorläufigen allgemeinen Waffenstillstand. Die entsprechenden Weisungen ließ Maximilian durch Fischer an Marschall Bazaine und Ministerpräsident Lares ergehen.¹⁰⁹

Am 27. Oktober 1866 traf Maximilian in Orizaba ein, wohin ihm Staatsrat Herzfeld – wider jede Weisung – vorausgeeilt war, um ihm auf das Dringendste zur sofortigen Abdankung zu bestimmen.¹¹⁰ Wohl auf Anraten Fischers entfernte jetzt der Kaiser den Freund aus seiner Umgebung und sandte ihn voraus, um »die Wege für die Rückreise zu bereiten«. Von Havanna aus schrieb der ahnungslose Herzfeld an Fischer unter anderem:

»Drängen Sie den Kaiser fort um jeden Preis – Ich habe dem Kaiser gehorcht, weil meine Gegenwart nutzlos, ja schädlich wurde – Ich bekam den Kaiser nicht mehr zu Gesichte; wußte nichts mehr, war plötzlich in Ungnade, ohne nur entfernt das geringste verschuldet zu haben. Nur noch Stunden fehlten zur Erfüllung der Aufgabe, die ich mir in Europa gestellt und in Mexiko durch vier Monate mit Logik und Energie durchgeführt hatte. [...] Ihnen ist nun die Vollendung des Werkes von der Vorsehung beschieden – Retten Sie den armen edlen Gebiether – Östreich, Europa, das kaiserliche Haus wird es Ihnen danken. Seien Sie fest – Lassen Sie sich nicht von Mexiko aus beeinflussen – Sie haben Ihre Pflichten gegen Ihre Standesgenossen treu erfüllt, erfüllen Sie nun die Pflichten der Religion, retten Sie den Kaiser, den Menschen – [...] Unterstützen Sie mich, vertheidigen Sie mich gegen ungerechte Anschuldigungen, wie ich es Ihnen gegenüber immer gethan [...] Leben Sie wohl, und gedenken Sie in Freundschaft Ihres

ergebenes Freundes Herzfeld«¹¹¹

Aber wie Fischer gegen die Abreise – freilich nicht offen – opponierte, so auch Dr. Basch, der gegen eine übereilte Abreise war, die keine Zeit gelassen hätte, noch wichtige Probleme – wie etwa das Schicksal der österreichischen und belgischen Freiwilligenverbände – zu lösen. Basch erinnerte sich später:

»Pater Fischer konnte mich in diesem meinen Vorgehen nur unterstützen. Jeder Aufschub, jede Verzögerung kam auch seinem Plane zu Gute, jeder Tag, den der Kaiser länger in Orizaba verweilte, war auch für ihn ein gewonnener, und so manövrierte er denn so geschickt, daß er, jedem offenen Ja oder Nein sorgfältig ausweichend, durch allerlei Mittel und Mittelchen, durch das Vergessen und Verschieben von die Abreise betreffenden Aufträgen im Rücken des Kaisers gegen dessen Pläne und Absichten operierte. Vor letzterem selbst hatte Fischer nie den Mut, die Wahrheit zu sagen. Fragte ihn der Kaiser: »soll ich abdanken?« so war ich im Voraus gewiß, daß Pater Fischer ihm mit einem Seufzer sein Einverständnis zuhauchte; folgte dann die Frage: »soll ich

wegreisen ohne abzdanken?» so antwortete Fischer mit ominösem Achselzucken wieder »Ja«.¹¹²

Maximilian traf noch immer weitere Vorbereitungen zu seiner Abreise. So wurden unter anderem mit wenigen Ausnahmen auch der gesamte mexikanische Hofstaat und die Dienerschaft entlassen. Da Fischer am 30. Oktober 1866 zur Hilfskraft des Oberstkämmerers ernannt wurde¹¹³ – ein weiterer Vertrauensbeweis des Kaisers –, oblag ihm die unangenehme Pflicht, die Entlassungen vorzunehmen. Der preußische Gesandte Anton von Magnus meldete über diese Tätigkeit Fischers: »[Er] scheint die politischen und die persönlichen Angelegenheiten des Kaisers zu leiten. Die den Hofbeamten zugekommenen Entlassungsdekrete sind vom Padre Fischer unterzeichnet und durch Form und Inhalt wohl geeignet, auch die treuen persönlichen Diener des Kaisers durch die rücksichtslose Art ihrer Abfassung zu entfremden.«¹¹⁴

Über Art und Form der Abdankung Maximilians wurde fortwährend debattiert. Pater Fischer – im Prinzip dagegen – riet dem Kaiser eines Abends, zugunsten Napoleons abzudanken, worauf Maximilian – wie Basch bezeugt – antwortete: »Diese Idee ist machiavellistisch; da wäre es schon besser, wenn ich wegginge ohne abzudanken.«¹¹⁵ Fischers natürlich nicht ernst gemeinter Rat verrät eine enorme diplomatische und psychologische Finesse; denn er wußte ja von Maximilians Animosität gegen Napoleon III., den die Kaiserin unter Aufbietung aller Kräfte vergeblich zu erweichen gesucht hatte, der ihn nun im Stiche ließ und ihm sogar die Abdankung anempfahl. Des Paters Bemerkung war geeignet, gerade diese Wunde aufzureißen und den Kaiser dazu zu verleiten, aus Trotz gegenüber den französischen Wünschen erst recht im Lande zu verbleiben.

Seit Anfang November änderte sich allmählich die Lage der Dinge. Fischer, zwar



General Leonardo Márquez (1820–1913)



*Pater Augustin Fischer
als Kabinettssekretär*

isoliert und klug genug, nicht offen gegen die Abdankung zu opponieren, erhielt in seinem Begehren, den Kaiser im Lande zu halten, von verschiedenen Seiten Unterstützung. Der britische Gesandte, Sir Peter Campbell Scarlett, – auf der Durchreise nach Europa in Orizaba – sprach sich direkt gegen die Abreise des Kaisers aus. Er wollte zwar noch einen Handelsvertrag durch den Kaiser sanktionieren lassen, fest steht aber auch, daß er während seines 14tägigen Aufenthaltes in Orizaba stundenlange Unterredungen mit Pater Fischer hatte.¹¹⁶ – Bald darauf traf Fischers alter Freund Don Carlos Sánchez Navarro aus der Hauptstadt in Orizaba ein, der mit ihm von Parras nach Mexico gegangen war und schließlich an demselben Tage, als Fischer Wirklicher Hofkaplan wurde, zum Chef des Oberkammerherrenamtes avancierte,¹¹⁷ und welchem der Pater seit dem 30. Oktober als Hilfskraft zugeordnet war. Er riet dem Kaiser – wie zu erwarten – gleichfalls von der Abdankung ab.¹¹⁸

Pater Fischer entwickelte nunmehr eine ungeheure Energie und versuchte mit den Konservativen, die jetzt nach und nach und immer häufiger in Orizaba vorstellig wurden, den Kaiser davon zu überzeugen, daß er sich, wenn er nur bliebe, auf die Konservativen unbedingt verlassen könnte. Sie besäßen den besten Willen und würden über ungeahnte finanzielle Hilfsquellen verfügen. Noch aber ließ sich Maximilian in seinem Entschlusse nicht beirren, wenn er auch – da leicht beeinflusbar – zu zögern begann. Mitte November kehrten die beiden ultrakonservativen Generale Miramón und Márquez, die der Kaiser im Dezember 1864 auf Betreiben der Liberalen entfernt und zu diplomatischen Missionen verwandt hatte,¹¹⁹ nach Mexico zurück. Diese bewährten Offiziere boten Maximilian ihr Schwert und neue Truppen an, damit ein erfolversprechender Kampf gegen die Juaristen – auch nach Abzug der Franzosen – geführt werden könnte. Noch immer zögerte der Kaiser, der für den 24. November 1866 den vereinigten Staats- und Ministerrat nach Orizaba berief, um die ihm übertragene Macht in die Hände der mexikanischen Nation zurückzulegen. Fischer bot alles auf, um die Generale bei Geduld zu erhalten. Er äußerte sich zu ihnen:

»Was wollen Sie tun? Der Kaiser geht in seiner jetzigen Stimmung nicht nach Mexico. Wollen Sie ihn vielleicht in den Palast tragen? Es wäre so, als ob Sie von einem Kranken verlangten, daß er aufstehen und arbeiten solle. In dem Zustande, in dem der Kaiser sich befindet, können Sie nur mit Geduld etwas erreichen, Sie sehen, daß ich mich auch gedulde.«¹²⁰

Dr. Basch beobachtete die Vorgänge in Orizaba sehr genau. Er erinnerte sich später:

»Es war ein seltsames Spiel, welches in diesen Wochen die Conservativen und Pater Fischer miteinander trieben; Fischers Endziel war das Concordat, den Conservativen war das vorderhand Nebensache; für sie handelte es sich nur um die Restitution des Besitzes. Beide konnten die Realisierung ihrer Pläne nur im Kaiserreich finden, und es war somit natürlich, daß die Conservativen den Pater Fischer, welcher jetzt dem Kaiser nahe stand, solange als Werkzeug zu benutzen suchten, bis sie auf eigenen Füßen stehen würden. Ich muß Fischer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er es immer ehrlich mit den Conservativen meinte und ihre Interessen fortdauernd auf das Wärmste vertrat ...«¹²¹

Auch mit General Márquez, einer der Säulen der klerikal-konservativen Partei, stand Fischer in vertraulichen Unterhandlungen. Márquez schrieb Fischer am 21. November 1866:

»R(everen)do Padre y fino amigo. Espero á U(ste)d en esta su casa á las tres de la tarde como me dice; pues sabe que esta siempre á sus ordenes su af(ectisi)mo amigo que mucho lo aprecia.

B(esa) S(u) M(ano)
L. Márquez«¹²²

(Hochwürdiger Padre und lieber Freund. Ich erwarte Sie in Ihrem Haus um drei Uhr nachmittags, wie Sie mir sagten. Sie sollten wissen, daß Ihnen Ihr treuer Freund, der Sie hoch verehrt, immer zu Ihrer Verfügung steht.

Ich küsse Ihre Hand
L. Márquez)

Der General bot also Fischer, den er schon seit langem zu kennen schien,¹²³ unterwürfig, ja demutsvoll seine Dienste an, die offenbar darin bestehen sollten, den Kaiser durch Versprechungen von seinem Abdankungsvorhaben abzubringen.

In Anbetracht der bevorstehenden Beratungen mit den Ministern und Staatsräten brachte Fischer seinem kaiserlichen Herrn gegenüber nochmals den Standpunkt der Ehre – offenbar mit sehr deutlichen Worten – ins Spiel. Er selbst erinnerte sich in seiner späteren Rechtfertigungsschrift wie folgt:

»Ich vertrat hiebei die Ansicht, Seine Majestät möge, wenn schon das Aufgeben des Kaiserthrones beschlossen werden wolle, mindestens früher die schwebenden Fragen ordnen, oder deren Ordnung einleiten; nur möge Er nicht wie ein Abentheurer aus dem Lande fliehen, sondern wie es sich für einen Kaiser, für einen österreichischen Prinzen ziemt, nach einer öffentlichen Kundgebung und mit Würde das Land verlassen.«¹²⁴

Doch Fischer brauchte sich nicht zu sorgen: Die Verhandlungen mit dem vereinigten Staats- und Ministerrat unter Führung von Ministerpräsident Teodosio Lares und dem Vorsitzenden des Staatsrates José M. Lacunza, die mehrheitlich für Maximilians Verbleiben votierten, ihm finanzielle und militärische Unterstützung und sogar des Kaisers Wunschidee, einen Nationalkongreß, zusicherten, waren letztlich ausschlaggebend für Maximilians Entschluß, *vorläufig* im Lande zu bleiben, bis ein Kongreß über die künftige Regierungsform entschied.¹²⁵

Maximilian gewann seine innere Ruhe und Zuversicht zurück, er unternahm mit Professor Bilimek und Dr. Basch naturkundliche Ausflüge in die schöne Umgebung von Orizaba. Basch berichtet:

»An den Spaziergängen nahm in der letzten Zeit auch Pater Fischer teil. Derselbe war kein Freund vom Gehen, und ich leistete ihm, während der Kaiser mit Professor Bilimek Zoologie trieb, im Wagen Gesellschaft. Bei einer solchen Gelegenheit eröffnete mir einmal Pater Fischer sein Herz. Seine Brust war voll von Freude und Seligkeit, daß er das Vertrauen des Kaisers nun ganz besaß. Dies freudige Gefühl, meinte Pater Fischer, würde nur durch einen einzigen Gedanken getrübt.

»Ich bin überzeugt«, sagte er mir, »daß der Kaiser an meine Redlichkeit und Offenheit glaubt, aber ich fürchte, er hält mich für unmoralisch.« So komisch mir als Arzt, der ich doch nicht gewohnt bin, den allerstrengsten Maßstab an die sogenannte geistliche Moral zu legen, diese Äußerung Fischers erscheinen mußte, so fühlte ich mich doch verpflichtet, ihn zu trösten und mit der Versicherung zu beruhigen, daß ich wenigstens von einem Verdachte seitens des Kaisers gegen die Moralität Pater Fischers keine Kenntnis besäße.

Diese Ängstlichkeit Pater Fischers hatte ihren Grund in den mannigfachen Gerüchten, welche über sein Privatleben kursierten, und die vielleicht, wie er fürchtete, auch den Weg zum Kaiser gefunden hatten.«¹²⁶

»Für seinen eigentlichen Plan – das Concordat – konnte Fischer natürlicherweise in Orizaba Nichts tun. »Der Kaiser geht wieder nach Mexico«, sagte er eines Abends freudestrahlend, als die Rückkehr des Kaisers nach der Hauptstadt an Wahrscheinlichkeit gewann. »Nun werde ich an meine eigentliche Arbeit gehen, an das Concordat.«¹²⁷ Nach diesem Zeugnis war sich Fischer seiner menschlichen und moralischen Schwächen voll bewußt. Er selbst scheint stets um eine sorgfältige Trennung von Privatsphäre und öffentlich-politischem Amte bemüht gewesen zu sein. Daß er die Konkordatsfrage,

wodurch ja letztlich eine Konsolidierung des Kaiserreiches erzielt werden sollte, nach wie vor als ureigenste Interessenssphäre betrachtete, ist doch eigentlich ein Beweis für sein redliches Bemühen um die mögliche Erhaltung der derzeitigen Regierungsform. Die störenden Faktoren waren – seiner Ansicht nach – nicht eigentlich in der Person Maximilians begründet, sondern traten von außen hemmend und behindernd in die staatliche Entwicklung hinein – die enorme Finanzmisere, die es von Anfang an zu lösen galt, die aber durch die französische Politik eher noch intensiviert wurde; die prekäre militärische Lage, die der Abzug der französischen Truppen schuf und die schleunige Verstärkung der nationalen Armee nötig machte, welche wiederum durch die französische Politik schwer behindert wurde; Faktoren wie die Erkrankung der Kaiserin, die den sensiblen Kaiser besonders treffen mußte. Alle diese Sachverhalte mußten den wankelmütigen Kaiser in immer größere Verzweiflung treiben, mußten in ihm den Gedanken der Thronentsagung in steigendem Maße reifen lassen. Pater Fischer wollte Maximilian wieder Vertrauen in die politische Lage einflößen; er war sich wohl auch der Verantwortung bewußt, die die klerikal-konservative Partei übernommen hatte, als sie Maximilian ins Land rief. Seit Juli 1866 – also *bevor* Fischer aus Rom zurückkam – hatte Maximilian sich ihr zugewandt, hatte er mit ihr die Regierung und Administration des Landes gewagt.¹²⁸ Sie durfte ihn nun nicht enttäuschen, wenn sie nicht selbst mit ihm untergehen wollte. Und Fischer tat alles, um das Ministerium gefügig zu machen und Maximilian von dessen Fähigkeiten zu überzeugen. Wie es selbst Geld und Truppen, jetzt sogar auch den Nationalkongreß versprach, so versprach auch er und überschätzte dabei sowohl die Möglichkeiten als auch die Fähigkeiten der konservativen Partei.

Nun aber hatte Pater Fischer das unbedingte Vertrauen des Kaisers gewonnen, waren seinen Bemühungen verschiedene, von ihm völlig unbeeinflusste Faktoren zu Hilfe gekommen, die das – zumindest vorläufige – Verbleiben des Kaisers in Mexico zur Folge hatten. Er hatte im Lande eine sehr einflußreiche Stellung gewonnen, die er natürlich auch nicht dadurch verlieren wollte, daß dem Menschen Fischer menschliche Schwächen, die in diesem von Jugend auf begründet waren, die er aber selbst erkannte, vorgeworfen wurden, die zu Zweifeln an seiner Redlichkeit und Offenheit führen konnten. –

Am Abend des 11. Dezember 1866 – nachdem der Kaiser durch ein Manifest den Mexikanern seinen Entschluß, vorläufig im Lande zu bleiben, kundgetan hatte¹²⁹ – feierten die Minister und Pater Fischer den Sieg der konservativen Sache und die für den nächsten Tag angesetzte Rückkehr des Kaisers nach Mexico Stadt. Der Leibarzt mußte sich anderntags des Paters annehmen, und das hatte – wie jener schreibt – folgenden Grund:

»Mit feurigem Champagner wurde die neue Aera begrüßt, und Pater Fischer, der sonst Tüchtiges in diesem Fache leistete, mußte diese Nacht wohl von seiner Bravour im Stiche gelassen worden sein, denn am andern Morgen klagte er gegen mich über heftige Kopfschmerzen. Während der Fahrt nahmen dieselben mehr und mehr zu, und in Acultzingo, wo wir Mittagsstation hielten, ward dem armen Pater plötzlich so übel, daß er erklärte, nicht weiter reisen zu können. Das Unwohlsein Fischers machte die Minister im höchsten Grade besorgt. Es war wohl weniger das persönliche Mitgefühl, als die Befürchtung, daß mit ihrem treuesten und tüchtigsten Gesinnungsgenossen, wenn er in diesem kritischen Augenblicke den Kaiser verlassen müßte, zugleich auch ihre festeste Stütze verloren ginge.

Das war ein Rennen und Debattiren, als handelte es sich um eine große Staatsangelegenheit, die Minister erklärten endlich, den kranken Pater nicht verlassen zu können und trugen dem Kaiser die Bitte vor, die Reise so lange zu sistieren, bis Fischer, dessen Zustand sich wahrscheinlich bald bessern würde, in der Lage sei, die Strapazen wieder zu ertragen.

Der Kaiser frug mich, ob das Unwohlsein Fischers von Bedeutung sei, und als ich ihm die beruhigende Versicherung gab, daß der Zustand desselben nur eine Folge des gestrigen Banketts und nichts zu fürchten wäre, beschloß er, die Reise ruhig fortzusetzen, und ließ Fischer durch mich bitten, nachzukommen, sobald er sich erholt haben würde. Ich überbrachte diesen Bescheid den Ministern, und diese, in der Meinung, es sei nur mein Betrieb, waren sichtlich ungehalten über meine Rücksichtslosigkeit. Erst als ich General Marquez ausdrücklich erklärte, daß der Kaiser es so wünsche, gaben sie sich zufrieden.

Fischer blieb die Nacht über in Acultzingo, reiste des andern Morgens nach und holte uns in Palmar, unserer zweiten Nachtstation ein.«¹³⁰

Fischer wurde also von den Ministern selbst als deren wichtigste Stütze bei Maximilian betrachtet. Fiel diese einmal aus, so fühlten sie sich zu völliger Hilflosigkeit und Schwäche verurteilt.

Am 14. Dezember erreichte man das Landgut Xonaca bei Puebla, wo Maximilian bis zum 22. Dezember verblieb. Der Kaiser war gesundheitlich wiederhergestellt und hatte zu innerer Ruhe, Besonnenheit und Zuversicht zurückgefunden.

»Nach dem Diner wurde« – wie Dr. Basch erzählt – »im Garten mit Pistolen nach der Scheibe geschossen. Der Beichtvater des Kaisers, Pater Weber – Feldcaplan im österreichischen Corps – der einmal vom Kaiser zum Diner geladen war, nahm beherzt Anteil an diesen Schießübungen, während Professor Bilimek, dessen schwache Nerven das Knallen nicht vertragen konnten, sich regelmäßig aus dem Staube machte. Auch Pater Fischer, jetzt zum wirklichen Cabinetssekretär ernannt, war ständiges Mitglied dieses Schützenbundes.«¹³¹

Fischer, der bereits in den vergangenen Wochen weitgehend die Geschäfte eines Sekretärs versehen hatte, wurde offiziell am 22. Dezember zum Kabinettssekretär ernannt.¹³² Diese Ernennung steht möglicherweise mit einem Ereignis in Zusammenhang, durch welches der Pater seinen Einstand als *politischer* Diplomat gab. Am selben Tage nämlich, am Samstag, den 22. Dezember, fand nun endlich die lange verschobene Unterredung zwischen Maximilian und General Castelnau, dem Sonderbevollmächtigten Napoleons III., statt, an der Pater Fischer teils direkt, teils im Hintergrund beratend mitwirkte.¹³³

Am Vorabend traf Fischer auf Weisung Maximilians mit General Castelnau zusammen und bedeutete diesem, daß der Kaiser nur mit ihm, nicht aber mit dem französischen Gesandten Alphonse Dano, der offiziellen diplomatischen Charakter habe, zudem auch unsympathisch und wenig flexibel wäre, eine Unterredung wünsche. Auf die Frage Castelnaus, in welcher Zeit der Kaiser zu einem definitiven Entschluß kommen würde, antwortete Pater Fischer, daß dies frühestens in einem Monat der Fall wäre. Castelnau wurde also in seinen Bemühungen, den Kaiser zur Abdankung zu veranlassen, von Pater Fischer, der jetzt wissen konnte, daß der Kaiser vorläufig überhaupt nicht abdanken würde, bewußt hingehalten.

Als Castelnau am nächsten Tage den Kaiser von der trostlosen Lage zu überzeugen suchte, wurde ihm von Maximilian ein – offensichtlich gefälschtes – Telegramm des Marschalls Bazaine gezeigt, worin dieser dem Kaiser das Verbleiben im Lande anempfahl und seine Unterstützung versprach. Mit diesem geschickten, aber nicht ganz lauter diplomatischen Manöver sollte offensichtlich zwischen Bazaine, der ja zuletzt immer zur Abdankung geraten hatte, und Castelnau Zwietracht gesät werden, was vollständig gelang. Der Kaiser hatte sich mittlerweile gegen jedwede französische Einmischung innerlich zunehmend aufgelehnt und sich in Zorn über die Haltung Frankreichs verstiegen. Fischer – ein Feind der Intervention – mußte in dieser Hinsicht bei Maximilian jetzt ein offenes Ohr finden. Seine diplomatische Finesse schreckte auch bisweilen vor

unlauteren Methoden nicht zurück, die er in diesem Falle dem Kaiser anempfohlen haben wird.¹³⁴

An demselben Abend, nachdem Castelnau und damit Napoleon III. unmißverständlich darüber informiert worden waren, daß Maximilian im Lande verbleiben würde, avancierte Augustin Fischer zum kaiserlichen Kabinettssekretär, dem die Kommunikation zwischen Maximilian und dem Ministerium oblag. Damit hatte Fischer eine sehr einflußreiche Stellung im Kaiserreiche gewonnen und – nunmehr 41jährig – den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht.

VI. Fischer und die letzten Monate des mexikanischen Kaiserreiches

Nach Mexico Stadt zurückgekehrt, berief Maximilian nochmals den Staats- und Ministerrat zu einer Junta ein, die den Kaiser dazu drängte, die Pazifikation des Landes durch Weiterführung des Krieges – auch nach vollendetem Abzug der Franzosen – zu erreichen.¹³⁵ Namentlich Sánchez Navarro, nun Minister des kaiserlichen Hauses, und sein Freund Pater Fischer sprachen sich energisch für einen derartigen Pazifikationskrieg aus, und Maximilian – in der Hoffnung, dadurch die Liberalen zu Verhandlungen zwingen zu können, um den von ihm angestrebten Nationalkongreß zu konstituieren – willigte schließlich ein: Der Ausbau der nationalen Armee wurde zügig vorangetrieben. Da der Abzug der Franzosen wie auch das Verbleiben Maximilians nunmehr feststanden, glaubte man auf keiner der beiden Seiten irgendwelche weiteren Rücksichten nehmen zu müssen. Nachdem Ministerpräsident Lares in einem scharf gehaltenen Schreiben an Marschall Bazaine Kritik an der Passivität der französischen Truppen und ihres Oberkommandos geübt hatte,¹³⁶ brach letzterer den Verkehr mit dem Ministerium ab und teilte dies in einem Brief vom 28. Januar 1867 dem Kaiser mit, worin er sich mit folgenden Worten über die konservativ-klerikale Partei beschwerte:

»Je crois, en effet, rendre encore service à l'Empereur en essayant de l'éclairer sur les tendances et sur les insinuations perfides d'une faction qui ne réunit que peu de sympathies, et dont les chefs abusent de l'ascendant qu'ils croient avoir, ou de la confiance qu'ils ont su inspirer, pour préparer au Mexique et à V(otre) M(ajesté) une ère de sanglantes représailles, de douloureuses péripéties, de ruine, d'anarchie et d'humiliations sans nombre...«¹³⁷

Der Offizier, der diesen Brief überbrachte, wurde von Pater Fischer empfangen.¹³⁸ Dieser ließ ihn nicht zum Kaiser vor und nahm den Brief selbst an sich, um ihn – wie er jedenfalls sagte – dem Kaiser persönlich zu zeigen. Einige Minuten später kehrte er zurück und händigte das Schreiben dem Offizier wieder aus. Wahrscheinlich auf Fischers Rat hin hatte Maximilian die Annahme des Briefes verweigert. Vielleicht handelte er aber auch in eigener Machtvollkommenheit. Er übergab dem Offizier jedenfalls ein eigenes Schreiben an den Marschall, welches folgenden Wortlaut hatte:

28 Janvier, 7 heures du soir

»Monsieur le Maréchal,

S. M. l'Empereur m'ordonne à l'instant de retourner à V. E. la lettre ci-jointe, ne pouvant admettre que Vous parliez de ses ministres dans les termes qui s'y trouvent employés.

A moins que V. E. ne juge opportun de donner une satisfaction sur ces termes, S. M. m'ordonne de faire savoir à V. E. que, dans ces conditions, Elle ne veut plus à l'avenir avoir aucune relation directe avec V. E.

J'ai l'honneur d'être, etc.

Fischer.«¹³⁹

Damit war der Bruch zwischen Bazaine und der kaiserlichen Regierung perfekt. Der Marschall wurde auch – wohl auf Betreiben Fischers, über den die Audienzgesuche liefen – bis zu dessen Abreise von Maximilian nicht mehr empfangen.

Dessenungeachtet versuchte der französische Generalstabschef Osmont im Namen des Marschalls Bazaine über das kaiserliche Kabinettssekretariat für französische Offiziere und Mannschaften, die sich im Kaiserreiche ausgezeichnet hatten, Verleihungen mit dem Guadalupe-Orden zu erwirken, worauf ihm, ohne daß der Kaiser unterrichtet wurde, folgendes Schreiben des Kabinettssekretärs zukam:

»Confidentielle et réservée
Mexico, le 1^{er} février 1867.

Mon cher général,

Vous n'ignorez pas que la ligne de conduite observée ces derniers jours par le maréchal Bazaine a donné pour dernier résultat que Sa Majesté s'est déterminée, bien à son regret, à cesser toute relation avec le maréchal.

A raison de cet incident lamentable, j'ai cru devoir m'abstenir de soumettre à l'approbation de Sa Majesté l'état de proposition que vous m'avez adressé avant-hier, car je considère qu'il ne ferait qu'augmenter le déplaisir de l'Empereur.

Mais le respect que je vous dois et ma haute estime pour vos mérites me font vous parler avec cette franchise.

Désireux cependant de ne pas laisser sans la récompense méritée les bons services de dignes militaires compris sur ces états, je viens soumettre à votre choix deux moyens qui, à mon avis, seraient bons pour réussir. Demandez-les vous-même à l'Empereur, non pas au nom du maréchal, mais au vôtre.

Ou bien adressez-moi une lettre particulière dans le même sens, et, dans ce cas, j'éprouverai grande satisfaction à provoquer la haute approbation de Sa Majesté.

Le secrétaire de l'Empereur,
Augustin Fischer¹⁴⁰

Dieser Brief Fischers mußte das französische Oberkommando natürlich auf das Empfindlichste reizen. Ein Geistlicher, der sich übrigens seit seiner Ernennung zum Kabinettssekretär in bürgerlicher Kleidung zeigte,¹⁴¹ maßte sich in eigener Machtvollkommenheit an, dem französischen Generalstab Verhaltensmaßregeln zu erteilen. Der Chef des französischen Militärkabinetts, Napoléon Boyer, ließ denn auch in seiner Antwort manchen Seitenhieb auf den Pater, den man durchaus als den Urheber der kaiserlichen Ungnade zu erkennen meinte, einfließen:

Mexico, le 2 février 1867

»Monsieur l'abbé,

S. E. le maréchal Bazaine, auquel le général Osmont a communiqué votre lettre du 1^{er} février, confidentielle et réservée, me charge d'avoir l'honneur d'y faire réponse.

Votre ignorance des usages militaires vous fait adresser au général Osmont une double proposition qui témoigne du désir que vous avez de ne point voir priver de braves soldats d'une récompense à laquelle ils attachent du prix.

Vous ajoutez que vous ne croyez pas devoir soumettre les états de proposition à S. M. l'empereur du Mexique, à cause du lamentable accident qui s'est produit dans ces jours derniers.

Il est regrettable, en effet, que des propositions faites depuis longtemps aient été envoyées dans des circonstances aussi peu favorables; mais, Monsieur l'abbé, on ne

saurait admettre que le désir particulier que vous témoignez d'être agréable au général Osmont autorise cet officier général à s'écarter des règles de la hiérarchie qui, dans l'ordre militaire comme dans l'ordre religieux, constitue la base de la discipline.

Quant à l'incident que vous invoquez, vous ne sauriez ignorer qui l'a provoqué, et, en mettant de l'ordre dans les faits, vous vous apercevriez peut-être que la loyauté méconnue, le sentiment et la dignité offensés, ont nécessité, de la part du maréchal, une première rupture dont la conscience de vos amis politiques seule restera chargée.«¹⁴²

Nicht ohne Wohlgefallen wird Pater Fischer am 5. Februar 1867 den Abzug der letzten französischen Kolonnen mit Marschall Bazaine, General Castelnau und dem Generalstab an der Spitze verfolgt haben. In traurem Einvernehmen mit diesen, welches sich in den zurückliegenden Jahren nie recht hatte einstellen wollen, verließen allerdings auch mehrere hohe geistliche Würdenträger – unter ihnen Erzbischof Labastida – Stadt und Land Mexico, verließen das sinkende Schiff. Pater Augustin Fischer aber blieb als einer der wenigen, welche sich gerade in den letzten Monaten besonders exponiert hatten, und welche im Falle des bevorstehenden Unterganges des Kaiserreiches auf wenig Gnade der letztlich triumphierenden liberalen Partei hoffen durften. –

Als nach vollendetem Abzuge der Franzosen General Miramón eine empfindliche Niederlage durch den juaristischen General Mariano Escobedo erlitt, drangen sowohl Ministerpräsident Lares als auch General Márquez¹⁴³ in den Kaiser, sich nunmehr selbst an die Spitze der Armee zu stellen und sich in Querétaro mit den Truppen der Generale Miramón, Mejía und Méndez zu vereinigen. Pater Fischer war absolut dagegen, daß Maximilian die Hauptstadt verließ, und äußerte gegenüber Dr. Basch:

»Der Kaiser muß in der Hauptstadt bleiben, nicht seiner Sicherheit halber, denn ich glaube, daß er nirgends sicherer ist, als inmitten seiner Armee; aber des Principes wegen, denn der Kaiser gehört in die Residenz.«¹⁴⁴

Diesmal fruchteten Fischers Vorstellungen beim Kaiser nichts. Er erhielt vielmehr die Weisung, in Mexico Stadt zu verbleiben und dem Ministerium gegenüber die Ansichten und Wünsche Maximilians zu vertreten. Nach dem Abmarsch des Kaisers nach Querétaro versuchten nun die Minister, sich der Kontrollfunktion des kaiserlichen Sekretariats zu entziehen, weil Fischer, durch den sie doch bisher alle Ziele erreicht hatten, als rechte Hand des Kaisers unbequem wurde. Man suchte seine Vorstellungen zu hintertreiben, seinen Briefverkehr mit Maximilian zu unterdrücken und sogar die Gehaltzahlung einzustellen. Maximilian – von der Leistung seines Ministeriums in höchstem Grade enttäuscht – schrieb ihm am 28. Februar 1867:

»Wenn Briefe von Ihnen verloren gegangen sind, so ist nur möglich, daß dieselben von Unsern Ministern unterschlagen wurden.

Daß man das Secretariat zerstören will, ist mir längst bekannt. Es ist der Beweis der Schwäche für die Herren, die jetzt am Ruder sind, denn nur Schwache scheuen sich vor Controлле und verfolgen die Arbeitsfähigkeit Anderer. Sie werden Lares sagen, daß Geld für das Secretariat gegeben werden muß, daß dies Mein ausdrücklicher Wille ist. [...]

Sie müssen fortfahren jedem Ministerrathe beizuwohnen und darauf dringen, daß man bei sicherer Gelegenheit Mir die Verbalprocesse des Ministerrathes und die einzelnen Ausweise über die Arbeiten in den verschiedenen Ministerien überschickt.«¹⁴⁵

Fischer selbst äußerte sich in einem Schreiben an den Generalstabsoffizier Wilhelm von Montlong:

»Aus Ihrem Schreiben entnahm ich, daß Seiner Majestät nicht alle meine Berichte zugekommen seien, während ich doch mit jeder Post geschrieben habe. Der Minister de Fomento [= öffentliche Arbeiten] hatte mir gesagt, daß jeden zweiten Tag Depeschen an den Kaiser abgehen, und diese Gelegenheit habe ich bisher immer regelmäßig benutzt und fahre fort, dieß zu thun.

Was mich selbst anbelangt, so bin ich hier durchaus nicht auf Rosen gebettet. Was mich am meisten in Verzweiflung bringen kann, ist, daß ich in meiner Stellung trotz des besten Willens nicht immer Alles das thun kann, was ich für nothwendig und nützlich halte. Mir sind die Hände gebunden, denn die Minister behalten sich selbst Alles vor und möchten mich am liebsten – als unbequem – ganz auf die Seite schieben.«¹⁴⁶

Maximilian anerkannte stets die Fähigkeiten und den Arbeitseifer seines Kabinettssekretärs. Längst waren ihm natürlich die Gerüchte um seinen Lebenswandel zu Ohren gekommen, doch wußte er den Menschen Fischer vom Sekretär zu unterscheiden. In Querétaro erfuhr er jetzt Näheres über des Paters Vergangenheit. In einem Schreiben vom 2. März 1867 an Professor Bilimek äußerte er sich hierzu wie folgt:

»Ihren Busenfreund und geistlichen Collegen Fischer habe Ich in Mexico zurückgelassen, wo er ein Opfer der peinlichsten Sorge für seine und der übrigen Staatsmänner Existenz ist. Dagegen habe Ich auf Meinem jetzigen Zuge Fischers aufgetrieben, Ich meine nämlich den vielbesprochenen Herd des frommen Hirten, oder um klarer zu sprechen, Ich bin endlich auf die Spur der Fischerschen Familie gekommen. Es ist keine dunkle Sage, kein Bild der Phantasie, die Fischers existieren in Fleisch und Blut ›verbum caro factum est!‹ Nur hat die Sache ihren bedenklichen Haken. – –

Ein Freund des Hauses, der die heitere Geschichte mit angesehen hat, der die Facta bis in die kleinsten Details kennt, hat Uns hier in Querétaro die jocose Wahrheit mitgetheilt. Ob außerdem noch amerikanische Fischers von der vorsündfluthlichen Zeit her bestehen, als Ihr Freund und Colleague noch amerikanischer Advocat war, weiß Ich nicht, darüber müssen Sie die Spuren verfolgend seiner Zeit Aufschluß geben.«¹⁴⁷

Als die verheerenden Zustände in der Regierung sich nicht besserten und die versprochenen Geld- und Truppensendungen ausblieben, sandte Maximilian Ende März 1867 den General Leonardo Márquez als Lugarteniente (= Generalstatthalter) in die Hauptstadt zurück und übertrug ihm die Auflösung des bisherigen Ministeriums. Welches Verhältnis nun Pater Fischer gegenüber General Márquez einnahm, der sich vollkommen als Diktator in der Hauptstadt gebärdete, ist unbekannt. Wir erfahren aus dieser Zeit lediglich, daß sich Fischer – als die Gefangennahme Maximilians in Querétaro bekannt wurde – ins feindliche Lager der die Stadt Mexico belagernden juaristischen Truppen begeben hat, um von General Porfirio Díaz Verwendung für das Leben des Kaisers zu erfliehen. Er fand jedoch kein Gehör. Als Fischer daraufhin die Erlaubnis zu erwirken suchte, selbst nach Querétaro eilen zu dürfen, um den Kaiser »auch in der höchsten Gefahr nicht zu verlassen«, wurde ihm dies, indem man sich für inkompetent erklärte, nicht gestattet.¹⁴⁸ So mußte sich der Pater darauf beschränken, dem Kaiser wenigstens dadurch seine Hilfe zukommen zu lassen, indem er auf eigene Empfehlung den Verteidigern des Kaisers den Rechtsanwalt Eulalio Ortega beordnete.¹⁴⁹ Auf Bitte des preußischen Ministerresidenten von Magnus stellte der mecklenburgische Konsul Conrad G. Paschen dem Pater Fischer seine Dienstwohnung als Asyl zur Verfügung, in die Fischer aber erst etwa vierzehn Tage vor dem Einmarsch der Republikaner (21. Juni 1867) einzog.¹⁵⁰

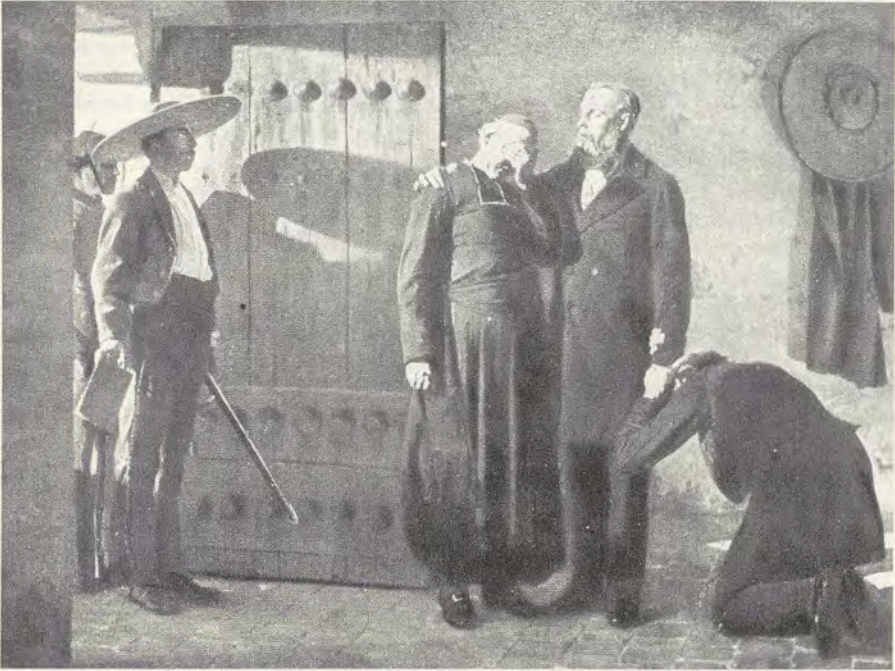
Paschen erinnert sich in einem Briefe an Kaiser Franz Joseph an das Verhalten Fischers wie folgt:

»Es wäre dem Pater ein leichtes gewesen, in dem Hause des ehrfurchtsvoll unterzeichneten, ganz unbemerkt eine Zeit lang verborgen zu bleiben und dann mit Hilfe seiner ihm treu ergebenen Anhänger sich durch die Flucht zu retten, wozu man ihm flehentlich rieth, und zu welchem Zwecke auch der unterthänigst unterzeichnete seinen ganzen Einfluß aufboth, indem er mit Recht für das Leben des Paters fürchtete. Aber alles Bereden war umsonst und scheiterte an der Unbeugsamkeit des Paters Fischer, der die schönen Worte zur Antwort gab: »Mein armer Kaiser hat sein Leben für dies Land

hingegen und ist wie ein Held gestorben, und ich sollte mich feig dem mir von der Vorsehung bestimmten Schicksale entziehen? Nimmermehr! Mit einer an Ergebung grenzenden Ruhe lieferte der Pater am Tage der Übergabe der Hauptstadt sich den republikanischen Behörden aus.«¹⁵¹

Als die am 19. Juni 1867 erfolgte Hinrichtung Maximilians in Europa bekannt wurde, meldete das »Ludwigsburger Tagblatt« in seiner Ausgabe vom 9. Juli 1867 (Nr. 158):

»Es wäre traurig, es wäre empörend, wenn sich das Gerücht bestätigen würde, daß ein Deutscher, ein *Württemberg*er, ein – *Ludwigsburger*, daß der Pater Fischer den im Abzuge begriffenen Kaiser durch übertriebene Versprechungen zum Bleiben bestimmt hat.«¹⁵²



*»Die letzten Augenblicke Kaiser Maximilians von Mexiko«,
Ölgemälde (1882) von Jean Paul Laurens*

Am 21. Juni wurde Fischer gefangengesetzt, aber seine Verurteilung noch hinausgezögert. Wie der österreichische Vizeadmiral Wilhelm von Tegetthoff, dem vom Wiener Hofe die Rückführung des Leichnams des erschossenen Kaisers übertragen worden war, am 19. August 1867 nach Wien meldete,¹⁵³ erkrankte der Pater Ende Juli im Gefängnis. Nach allgemeiner Meinung habe er damals in großer Gefahr geschwebt, hingerichtet zu werden. Der ehemalige Kammerdiener Grill – so teilte Tegetthoff weiter mit – hätte ihm versichert, »daß bedeutende Summen, sowohl in Wertpapieren als Wechseln in den Händen des Pater Fischer sich befinden, die unbedingt Eigentum weiland Sr. Majestät sind«.¹⁵⁴ Gerüchtweise vernahm Tegetthoff später, daß Pater Fischer mindestens die Verbannung auf die Insel Caballo im Pazifik drohe,¹⁵⁵ doch am 8. September 1867 konnte er mitteilen, daß Fischer am 6. 9. 1867 zu vierjähriger Haft verurteilt worden wäre.¹⁵⁶ Wie es hieße, sollte er diese Haft in Perote unweit Jalapa oder in Tehuantepec antreten. Auch

wäre die wegen ihres Klimas ungesunde Halbinsel Yucatán im Gespräch gewesen. Es wäre indessen keine Untersuchung vorgenommen worden, die die Anklagepunkte offengelegt hätte. – Fischer wurde in dem ehemaligen Kloster de la Enseñanza gefangen gehalten, wo er aber gut behandelt wurde.¹⁵⁷ Ihm war erlaubt, sich im Inneren des Gebäudes frei zu bewegen und Besuche zu empfangen.

Gegen Ende September erhielt er eigentümlicherweise die Erlaubnis, sich täglich vier Stunden lang in der Stadt Mexico frei zu bewegen. Wie Tegetthoff mitteilte, schien zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr die Absicht vorhanden zu sein, den Gefangenen an einen anderen Verwahrungsort zu überführen.¹⁵⁸

Anfang November reiste der ehemalige Privatsekretär Maximilians, José Luis Blasio, nach Europa ab, um – wie Tegetthoff erfuhr – in Wien Ansprüche auf ein ihm zugesichertes Legat im Testament Maximilians geltend zu machen. Da Tegetthoff ihm die Mittel zur Überfahrt verweigert hatte, scheint sich Blasio an Pater Fischer gewandt zu haben, der ihm offenbar Geld für seine Europa-Reise vorstreckte.¹⁵⁹ Tegetthoff warnte diesfalls vor etwaigen Gnadenakten und faßte seine Eindrücke über Pater Fischer – wie folgt – zusammen:

»Ich muß hier erwähnen, daß das Benehmen des genannten Pater Fischer mir gegenüber durchaus nicht der Art war, um mir besonderes Vertrauen einzulösen, und vielmehr geeignet erscheinen mußte, die von vielen Leuten vernommenen ungünstigen Urtheile über den letzten Cabinetschef des Kaisers Maximilian zu bestätigen.

Ich frug nämlich Pater Fischer bei meinem ersten Besuche, den ich ihm bald nach meiner Ankunft [= 31. August 1867] machte, ob er im Besitze von Documenten und Actenstücken sei, die für die allerhöchste kaiserliche Familie von Wichtigkeit wären, und bot mich an, diese zu übernehmen und in sicherer Weise an ihre Bestimmung gelangen zu lassen: ich bemerkte hierbei, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, von den mir eingehändigten Acten Kenntniss zu nehmen, ich ihn daher ersuche, mir solche in versiegelten Packeten zu überschicken. Pater Fischer erklärte sich damals bereit, dies zu thun, meinte jedoch, das Sortiren der Schriftstücke würde eine Reihe von Tagen erfordern, da er gezwungen sei, sich kleine Partien nach dem Gefängnisse kommen zu lassen, um aus diesen sodann jene von Wichtigkeit auszuwählen.

Es vergingen Tage und Wochen, mir kam jedoch nichts zu, gleichwohl Pater Fischer mittlerweile die Erlaubnis erhalten hatte, täglich für mehrere Stunden die Enseñanza zu verlassen, mithin ihm Zeit in Hülle und Fülle zu Gebote stand, die fragliche Arbeit vorzunehmen, und ich keinen der wiederholten im Gefängnisse gemachten Besuche vorübergehen ließ, ohne Pater Fischer auf das mit ihm getroffene Übereinkommen zu erinnern.

Ich that dies zuletzt in ganz eindringlicher Weise nach Empfang der hohen Weisungen, die mir Excellenz am 25. September zukommen ließen, und erhielt das Versprechen, daß mir nunmehr die bereits in Packeten geordneten Acten unverzüglich zugeschickt werden würden. Wiederum verstrichen vier Tage, ohne daß meine Erwartungen in Erfüllung gingen. Ich entsandte daher heute Morgens [= 7. November 1867] einen der mir beigegebenen Officiere zu Pater Fischer, um diesen kategorisch aufzufordern, allsogleich alle jene Acten auszuliefern, die dem Kaiser Maximilian gehörten und nun offenbar Eigenthum der allerhöchsten kaiserlichen Familie seien. Pater Fischer producirte auf diese Aufforderung ein in spanischer Sprache ausgefertigtes, vom Kaiser signirtes Certificat, welches ihm die Befugnis einräumt, das hier befindliche Archiv, sowie jenes von Miramar nach seinem Gutdünken zu benützen, erklärte, er könne mir nicht das Recht zuerkennen, ihm die Acten abzuverlangen, und er werde diese seiner Zeit nach Wien persönlich überbringen. Dieses jedenfalls befremdende Benehmen des Pater Fischer muß um so auffallender erscheinen, wenn man es den Gerüchten gegenüberstellt,

die seit einiger Zeit über den Ex-Cabinetchef Sr. Majestät des Kaisers Maximilian circuliren; man erzählt nämlich mit ziemlicher Bestimmtheit, Pater Fischer habe die Acten der hiesigen Regierung denunciirt, mit dieser irgend ein Arrangement getroffen, sei nun damit beschäftigt, eine Geschichte des Kaiserreiches im Sinne der gegenwärtigen Machthaber auszuarbeiten und keineswegs gesonnen, Mexico bald zu verlassen und nach Europa zu gehen.

Mir gegenüber gemachte Äußerungen des Ministers Lerdo sind gerade nicht geeignet, diese Gerüchte zu widerlegen; vor circa einem Monate erwähnte Lerdo gesprächsweise, als ich um einige Begünstigungen für die Gefangenen bat, Pater Fischer sei mit einer Arbeit für die Regierung beschäftigt, und gestern [= 6. November 1867] antwortete mir derselbe Minister auf meine Bitte, nunmehr wie allen Übrigen auch Pater Fischer die Freiheit zu schenken: letzterer habe selbst nie um selbe nachgesucht.

Es ist möglich, daß alles dies nur unbegründete Gerüchte sind, da aber Herr Blasio nach Wien zu gehen scheint und dort voraussichtlich seine und Pater Fischer's Ansprüche auf eine huldvolle Unterstützung seitens der allerhöchsten kaiserlichen Familie in grellen Farben und unter Hinweisung auf die nunmehr von Beiden angeblich erduldeten Leiden darzustellen beabsichtigt, glaubte ich die Aufmerksamkeit Eurer Excellenz auf die erwähnten Details lenken zu sollen, um vorzubeugen, daß allerhöchste Gnadenacte an Individuen verschwendet werden, die solcher möglicherweise vollkommen unwürdig sind.

Ich muß hier noch beifügen, daß weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian in Queretaro sich dem Baron Magnus gegenüber wiederholt sehr ungünstig über Pater Fischer ausgesprochen habe, und daß ferners Pater Fischer dem nach Queretaro berufenen Advocaten im letzten Momente einen verschlossenen Koffer, angeblich die für die Vertheidigung des Kaisers nothwendigen Acten enthaltend, mitgegeben habe, dessen Inhalt sich dann als eine Sammlung der officiellen Tagesblätter nebst einigen wenigen Actenstücken herausstellte, die die Advocaten selbst als vollkommen unbrauchbar bezeichneten.¹⁶⁰ [..]

P. S. 8. November Abends. Ich erfuhr soeben noch einige Details über Pater Fischer, die ich mir nachzutragen erlaube. Meine Gewährsmänner sind der gegenwärtige Finanzminister Iglesia[s] und ein Herr Payno, ehemals Finanzminister unter Präsident Comonfort und später mexikanischer Gesandter in London.

Die beiden genannten Herren theilten mir in vertraulicher Weise mit, daß Pater Fischer von der gegenwärtigen Regierung beauftragt sei, einen historischen Rückblick auf die letztvergangenen Jahre zu verfassen, daß Pater Fischer sich im Besitze einer Cassette mit geheimen Acten befinde, deren sorgfältige Aufbewahrung ihm weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian noch von Queretaro aus auf das Dringlichste anempfohlen habe, daß die von ihm unternommene Arbeit wichtige Enthüllungen über die Verhandlungen mit dem Kaiser der Franzosen und sonstige interessante Details in Aussicht stelle u. dgl., daß endlich Pater Fischer gar nicht gesonnen sei, nach Europa zurückzukehren, sondern seinem neuen Vaterlande fortan nützlich zu sein bestrebt sein werde.

Ich muß hier noch ausdrücklich erwähnen, daß Pater Fischer mir gegenüber nie mit einer Silbe der von ihm übernommenen Arbeit erwähnte, und beifügen, daß, wenngleich es immerhin noch möglich ist, der genannte Priester war und sei noch des von weiland Sr. Majestät in ihn gesetzten unbedingten Vertrauens würdig, ich jedoch nach den hier gehörten vielseitigen Urtheilen einer vollkommen entgegengesetzten Ansicht huldigen muß.¹⁶¹

Aus der sorgfältigen Berichterstattung Tegetthoffs ergibt sich ziemlich stichhaltig, daß Pater Fischer im Laufe des Septembers 1867 gegen das Versprechen wesentlicher Hafterleichterung ein derartiges Arrangement mit der republikanischen Regierung

getroffen haben muß, daß er daher die Herausgabe der Akten in der Folge fortwährend hinauszögerte und endlich am 7. November förmlich verweigerte. Die Echtheit des kaiserlichen Certifikats, welches bei dieser Gelegenheit präsentiert wurde, wird Tegetthoffs Adjutant nicht überprüft haben können. Zweifellos hätte Fischer Tegetthoff persönlich gegenüber hiervon bereits Anfang September Gebrauch machen können.¹⁶² Er tat dies damals nicht, sondern sicherte die Herausgabe der Akten zu. Fischer gelang es also, Tegetthoff über seine wahren Absichten zu täuschen und das Aktenmaterial vorläufig einzubehalten.

Nachdem Vizeadmiral v. Tegetthoff am 12. November mit dem einbalsamierten Leichnam des Kaisers die Rückreise nach Wien angetreten hatte, wurde Fischer nach weiteren Hafterleichterungen gegen Ende des Monats im Zuge der Amnestie gänzlich freigelassen.¹⁶³ In ihm regte sich nun offenbar doch das schlechte Gewissen, denn er nahm von seinem ursprünglichen, mit der Regierung ausgehandelten Vorhaben Abstand, verzichtete – wohl unter der Bedingung, das Land möglichst bald zu verlassen – auf die offiziöse Darstellung des Kaiserreiches und überließ einen Teil des von ihm verwahrten Aktenmaterials – wie es scheint – gegen eine finanzielle Entschädigung von 3000 Dollar der republikanischen Regierung, welche die Dokumente noch im Dezember – wie Friedrich Gerstäcker berichtet – im »Diario oficial« unter dem Titel »Documentos oficiales de los Traidores, para servir a la Historia de la intervencion« veröffentlichte.¹⁶⁴ Die Aufgabe, eine offiziöse Darstellung der Intervention und des Kaiserreiches im Sinne der republikanischen Regierung zu verfassen, übernahm im darauffolgenden Jahre Eugène Lefèvre unter Benutzung jenes Aktenmaterials aus der Kabinettskanzlei Maximilians.¹⁶⁵ Es war dem Pater aber doch gelungen, vor seiner Inhaftierung und vielleicht auch noch nach seiner Freilassung größere Teile des Archivs bei einem reichen, aus Böhmen stammenden Apotheker, Dr. Franz Kaska, und bei dem mecklenburgischen Konsul, Conrad G. Paschen, zu hinterlegen.¹⁶⁶ Es scheinen diese bei Paschen eingelagerten Papiere, die im Jahre 1868 »auf geheimen und gefährlichen Wegen« nach Europa geschafft wurden, vorwiegend Privatangelegenheiten und Geheimsachen betroffen zu haben, deren Auslieferung Tegetthoff verlangt hatte.¹⁶⁷ Die bei Kaska deponierten Archivalien stammten sowohl aus der Kabinettskanzlei als auch aus den Registraturen der Obersten Zentralbehörden und gelangten – allerdings sehr viel später – ebenfalls nach Wien.¹⁶⁸ Fischer, der übrigens in Lefèvre's Darstellung bezeichnenderweise nur ganz selten angegriffen wurde, hat also doch den größeren Teil der Akten mit der Maßgabe, sie später nach Wien zu senden, rechtzeitig retten können, und nur die Veruntreuung eines Teiles der Akten wird ihm zur Last gelegt werden können. In welchem Maße er darüberhinaus von Wertpapieren und Wechseln aus der Besitzmasse Maximilians Gebrauch gemacht hat, müssen wir dahingestellt sein lassen.¹⁶⁹ Möglich ist, daß er nicht unbeträchtliche Summen unterschlagen hat. Im Dezember 1867 begegnete ihm noch Friedrich Gerstäcker in den Straßen der Hauptstadt,¹⁷⁰ die Fischer am 27. Dezember verließ. Das Reisegeld nach Europa streckte ihm der gutgläubige Konsul Paschen vor,¹⁷¹ den Fischer vielleicht aus dem Grunde darum gebeten hatte, um den Verdacht einer etwaigen Veruntreuung nicht selbst noch zu nähren.

Ende Dezember schiffte sich der Pater in Vera Cruz ein, fuhr dann mit dem Dampfschiff »Australian« Mitte Januar 1868 von New York nach Europa ab und traf gegen den 10. Februar in Queenstown/England ein.¹⁷²

VII. Pater Fischer in Europa

Noch bevor man wissen konnte, wohin Fischer sich wenden würde, veröffentlichte Pfarrer Hegler – nun Stadtpfarrer in Cannstatt – im »Schwäbischen Merkur« vom 9. 2. 1868 (Nr. 35) einen ominösen Artikel über Fischers Vergangenheit und insbesondere dessen Aufenthalt in der Kinderrettungsanstalt Lichtenstern.¹⁷³ Dieser Artikel, der mit den Worten endete: »Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Genesis dieses Mannes kennen zu lernen«, und der zugleich als Korrespondenz in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« erschien,¹⁷⁴ konnte natürlich der ohnehin angeschlagenen Reputation des Paters im gesamten süddeutschen Raum nicht zuträglich sein.

Daß Fischer in Paris, wo er zweifellos Station gemacht haben dürfte, um eine Audienz bei Napoleon III. nachgesucht habe, scheint wenig wahrscheinlich:¹⁷⁵ Gerade Fischers vielgerühmte Intelligenz wird ihm wohl eher geraten haben, davon Abstand zu nehmen. Immerhin hatte er – wie wir sahen – nicht unwesentlich zum Bruche mit dem französischen Oberkommando beigetragen; und da andererseits Marschall Bazaine – zumindest bei Hofe – nach wie vor in Gunst stand, dürfte eher Fischer das odium der »persona non grata« getroffen haben.

In keinem Falle ist er jetzt zunächst nach Wien gefahren;¹⁷⁶ denn dies wäre der Berichterstattung des »Schwäbischen Merkur«, der die Reise des Paters sorgfältig verfolgte, nicht entgangen. Vielmehr traf Fischer bereits am 27. Februar 1868 in Stuttgart ein, wo er im damals hochrenommierten Hotel Marquardt Unterkunft nahm.¹⁷⁷ In seiner Begleitung befanden sich Prinz Agustín Iturbide, welchen Maximilian im Herbst 1865 in Ermangelung eigener Kinder adoptiert und zu seinem Nachfolger bestimmt hatte,¹⁷⁸ sowie dessen älterer Vetter Don José Noriega y Malo.¹⁷⁹ Mit der Familie dieser Nachfahren des ersten (neu-)mexikanischen Kaisers Agustín Iturbide (1822–1824) dürfte Fischer seinerzeit durch Carlos Sánchez Navarro, einem Freund der Familie Iturbide,¹⁸⁰ bekannt geworden sein. Auch hatte die Tante des Prinzen mehrfach mit Fischer in finanziellen Angelegenheiten verhandelt¹⁸¹ und zu diesem offenbar genug Vertrauen gewonnen, um ihm die Erziehung ihres Neffen in Europa anzuvertrauen.¹⁸²

Fischer muß natürlich gerade in Stuttgart in hohem Grade ein Gegenstand des öffentlichen Interesses gewesen sein, und so gelang es dem redengewandten und umgänglichen Manne, auch Eingang in adligen Kreisen – etwa in der Familie von Soden – zu finden.¹⁸³

Dennoch verblieb Pater Fischer zunächst nur wenige Wochen in Stuttgart. Er hatte sich nunmehr doch entschlossen, nach Wien zu gehen, um sich persönlich bei Hofe gegen die vielfach gegen ihn laut gewordenen Anschuldigungen zu verteidigen und seine politische Tätigkeit für Maximilian zu rechtfertigen. Die Aussicht, daß er sich bei Kaiser Franz Joseph Gehör verschaffen würde, stand nicht eben ungünstig. Immerhin hatte der Wiener Hof – trotz der Warnungen Tegetthoffs – den Privatsekretär Maximilians, José Luis Blasio, Mitte Januar 1868 sehr gnädig empfangen und diesem sogar ein Legat aus der verbliebenen Erbmasse des mexikanischen Kaisers zugesichert.¹⁸⁴ Auch hatte es der mecklenburgische Konsul Paschen, dem Fischer die wichtigsten Papiere des Kaisers zur Verwahrung übergeben hatte, in einem Briefe an Kaiser Franz Joseph unternommen, Fischer gegen den Vorwurf der Veruntreuung und Unterschlagung zu verteidigen und auf dessen Anhänglichkeit an Maximilian besonders hinzuweisen.¹⁸⁵

Nach Fischers Ankunft in Wien empfahl ihm Reichskanzler Graf v. Beust, sein Ansuchen schriftlich niederzulegen, welcher Aufgabe sich der Pater durch Abfassung eines umfangreichen Memorandums entledigte, worin er seine Unschuld am Untergange Maximilians beteuerte und zugleich betonte, daß er immer wieder gegen eine mit der Ehre und Würde eines Habsburgers unvereinbare *Flucht* Maximilians eingetreten sei.¹⁸⁶

Ferner übergab Fischer die nötigen Belege über die von ihm seit dem 27. Oktober 1866 vorgenommene Verwaltung der Privatkasse des Kaisers, um die Liquidierung der Rechnungen und etwaige auf Vorschüssen gegründete Rückzahlungen vornehmen zu lassen.¹⁸⁷

Beust befürwortete in seinem Vortrag vom 15. April 1868 die Eingabe Pater Fischers, »wenn die Dinge in der That den von Pater Fischer angedeuteten Verlauf genommen und seine dem unglücklichen Monarchen erteilten Rathschläge die in der Eingabe bezeichnete Richtung innegehalten haben«. ¹⁸⁸ Er stellte es dem Ermessen Kaiser Franz Josephs anheim, »ob Allerhöchstdieselben Sich bestimmt finden dürften, für die Sicherstellung der Zukunft dieses Mannes, der unter den unmittelbaren Befehlen Allerhöchstihres verewigten Herrn Bruders in so hervorragender Weise thätig war, Vorsorge zu treffen und in welcher Weise dies etwa geschehen könnte«. ¹⁸⁹

Kaiser Franz Joseph gewährte daraufhin Pater Fischer eine Audienz und versicherte ihm – wie Fischer sich später erinnerte – »daß es ihm eine freudige Pflichterfüllung sein werde, für [seine] Zukunft zu sorgen«. ¹⁹⁰ Doch scheinen Franz Josephs Zweifel an dem Gebaren und der Persönlichkeit Fischers nicht beseitigt worden zu sein. Auch mochte ihn befremden, daß ein Habsburger immer wieder an die ihm geziemende Pflicht, an Ehre und Würde von einem aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Pater, der ohnehin nicht den besten Ruf genoß, erinnert werden mußte, wie Fischer dies ungeschickterweise mehrfach in seiner Rechtfertigungsschrift betont hatte.

Eine schriftliche Resolution erfolgte jedenfalls nicht. Kaiser Franz Joseph verwies die Überprüfung der Kassenführung Fischers an seinen Bruder, Erzherzog Carl Ludwig; Vortrag und Eingabe des Paters wurden am 2. Mai 1868 zu den Akten genommen. ¹⁹¹

Einige Monate nach seiner Abreise von Wien erhielt Fischer dann ein Schreiben eines im Auftrage des Erzherzogs Carl Ludwig handelnden Rechtsanwalts, worin ihm bedeutet wurde, daß einige Posten seiner Rechnungen nicht hinlänglich erwiesen wären, und daß man sich damit beschäftigte, Untersuchungen einzuleiten, ob er nicht weitere Einnahmen als die angegebenen empfangen habe. ¹⁹²

Fischer befand sich mittlerweile wieder in Stuttgart, wo inzwischen – nach der Pressekampagne Pfarrer Heglers – noch zwei literarische Werke erschienen waren, die den Pater in wenig günstigem Lichte zeigten. Zum einen waren dies die Erinnerungen des Prinzen Felix Salm-Salm, der es nicht unterließ, auf Fischers wenig moralisches Vorleben hinzuweisen, ¹⁹³ und zum anderen die allerdings nur in Buchform veröffentlichte Tragödie »Kaiser Maximilian von Mexiko« von Johann Georg Fischer ¹⁹⁴, dem damals hochberühmten schwäbischen Dichter und Schriftsteller. Der letztere vermied es wohlweislich, Fischer mit Namen zu nennen, und stellte ihn lediglich als »Ein Pater, Beichtvater und Sekretär des Kaisers« vor. Indessen stand bei der Bekanntheit Pater Fischers außer Zweifel, wer gemeint war, wenn J. G. Fischer ihm folgende Worte in den Mund legte:

»Gewissen! was? Daheim war mir's zu enge;
Ich wollt' es weiter ziehen und probierte,
Was kaum ein Bubenschädel fassen kann;
Die Kirche, das Gericht, die Polizei,
Die Schule griff dem Sträfling nach dem Hals. –
Auf nach Amerika! In Havre kam
Mir eine Regung wie ein eng Gewissen
Zum letztenmal – ich dachte meiner Mutter. –
Jetzt hab' ich keine Mutter als die Eine,
Die allgemeine, deren Haus zu Rom ist,
Und ihre Kinder in der ganzen Welt ...« ¹⁹⁵

Johann Georg Fischer hatte also Heglers Zeitungsnotiz vom 9. Februar 1868 genau studiert, kannte aber – wie folgendes Zitat erweist – noch weitere Einzelheiten:

»*Bazaine* (zum Pater): Der Stich von neulich ist Euch nicht vergessen;

Doch nur mit *seinesgleichen* spricht mein Degen,

Das habt Ihr niemals mir zu bieten, denn

Der Fleischersohn ist Fleischer *selbst* geblieben.

Pater: Ja, um Euch Herz und Nieren bloß zu legen,

Darin Ihr Eurer Habsucht Plan versteckt!

(ab mit dem Geistlichen)

Lopez: Der Unverschämte! Diese Sprache Euch?

Dieß mahnt, daß wir uns tiefer noch verhüllen.

Bazaine: Er siedet Gift, wie alle Renegaten.

Des Kaisers unbegreifliches Vertrauen

Bläht ihm den Hals, dem plumpen Jesuiten;

Blind wie der eine, ist der andere frech.«¹⁹⁶

Ob der Pater dem Dichter Fischer in Stuttgart persönlich begegnet ist, kann nicht ausgeschlossen werden. Eine solche Begegnung hätte jedenfalls kaum nach der Veröffentlichung der vorgenannten Tragödie stattgefunden. Pater Fischer wurde hier als handelnder Vertreter der Politik der Kurie vorgestellt. Johann Georg Fischers Sohn, der Literaturwissenschaftler Hermann Fischer, stellte hierzu fest, daß man sich darüber nie ganz klar würde, wo der Schurke anfangen und der auf seine Weise das Recht wollende Mensch aufhören.¹⁹⁷

Der damals sehr bekannte, in Stuttgart wohnhafte Historiker und Publizist Wolfgang Menzel, der kirchenpolitischen Auswüchsen gegenüber ein doch sehr kritisches Auge



Pater Augustin Fischer



Wolfgang Menzel (1798-1873)

bewahrte und im Jahre 1873 das Jesuitentum in seinem Buche »Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland (1870–1872)« scharf angriff,¹⁹⁸ brachte Fischer gegenüber, der ihn während des Sommers 1868 mehrmals besuchte, manches Verständnis auf. In seinen Denkwürdigkeiten erinnerte er sich wie folgt:

»Die Zeitungen wußten viel von der Wirksamkeit Fischers in der klerikalen Partei auf einer Sendung nach Rom und am Hofe Maximilians zu reden, meist in einem für ihn sehr ungünstigen Sinne. Ich war jedoch geneigt, ihn zu entschuldigen, weil doch Alles, was man ihm vorwarf, sich darauf beschränkte, daß er von Anfang bis zu Ende im Interesse der Kirche gehandelt hatte. Das war nun freilich in den Augen der liberalen Presse schon an und für sich ein Verbrechen. Allein die klerikale Partei in Mexiko war die gewesen, die allein dem französischen Kaiser Muth gemacht hatte, in Mexiko zu interveniren, die allein den Erzherzog Maximilian zum Kaiser ausgerufen hatte, auf die allein sowohl die französische Expedition als Maximilian sich stützen und verlassen konnte. Also ist nicht Fischer anzuklagen, der das Band, welches die aus Europa herbeigerufenen Franzosen, Österreicher und Belgier mit der klerikalen Partei in Mexiko verknüpfte, als ein natürliches ansah und nicht gelöst wissen wollte, sondern nur die verdienten Vorwürfe, welche Maximilian riethen, sich von seinen einzigen Freunden zu trennen und mit der liberalen Partei zu experimentiren. Fischers Persönlichkeit war ansprechend. Ein großer, stattlicher Mann, verband er Ruhe und Würde mit einem scharfen Verstande, so daß ich gleich begriff, warum er so viel Einfluß auf Maximilian hatte gewinnen können.«¹⁹⁹

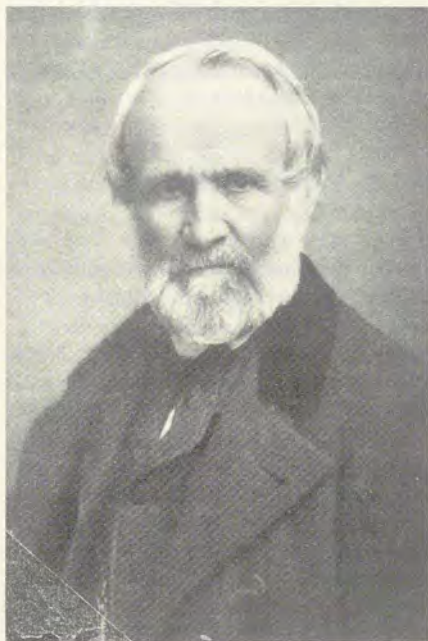
Fischers Persönlichkeit geriet im Laufe des Jahres 1868 in immer größerem Maße in den Blickpunkt des Interesses, als in Leipzig die Erinnerungen von Maximilians Leibarzt Dr. Samuel Basch,²⁰⁰ in Jena die Reiseberichte Friedrich Gerstäckers²⁰¹ und in Wien, Budapest und Leipzig der »politisch-soziale« Roman »Mexiko oder Republik und Kaiserreich« von Arthur Storch²⁰² erschienen. Sie alle zeichneten Fischers Persönlichkeit – auf ironisierende oder gar gehässige Weise – in den grellsten Farben. Die etwas anrühige Popularität, die Fischer auf diese Weise zuteil wurde, mag ihn dazu bestimmt haben, sich aus der Öffentlichkeit für einige Zeit zurückzuziehen. Es gelang ihm, am 27. Oktober 1868 von dem Bauern Johann Nachbaur das Schloß Gießen bei Laimnau (ehem. Oberamt Tettngang) im Bodenseegebiet um die Summe von 13 737 Gulden 33 Kreuzer zu erwerben.²⁰³ Da der Pater seit seiner Rückkehr nach Europa stellungslos war, wird er sich derartige Geldbeträge nur in Mexico teils durch Ersparnisse, teils durch finanzielle Transaktionen, teils wohl auch durch Veruntreuungen verschafft haben können. Auch mußten noch manche Beträge in die bauliche Instandsetzung des Wohnbereiches investiert werden, bis Fischer und Prinz Iturbide am 1. März 1869 das Schloß beziehen konnten.

Der Vetter des Prinzen, Don José Noriega y Malo verblieb vorläufig in Stuttgart, wo er in demselben Hause wohnte wie Agnese Schebest, die Gattin eines anderen berühmten Ludwigsburgers, David Friedrich Strauß. Unter den Damen der Hofgesellschaft, die bei Frau Schebest Gesangsunterricht erhielten, befand sich auch die Forstmeisterstochter Charlotte v. Kauffmann, in welche sich José Noriega verliebte.²⁰⁴ Er bat schließlich den bereits auf Schloß Gießen wohnhaften Pater Fischer, die Trauung selbst vorzunehmen. Fischer erklärte sich hierzu bereit, benötigte aber natürlich die Einwilligung der Diözese.

Dies mag womöglich der Anlaß gewesen sein, daß Pater Fischer in Rottenburg mit Bischof Karl Joseph Hefele (1809–1893) zusammentraf.²⁰⁵ Hefele war im Frühsommer 1869 zum Bischof gewählt worden. Anfangs Januar 1870 begab er sich auf das Vatikanische Konzil nach Rom, wo er bereits von Dezember 1868 bis Ende April 1869 geweiht hatte.²⁰⁶ Wenn wir dazu in Betracht ziehen, daß Fischer im Frühsommer 1870 – wie es scheint – Württemberg endgültig verließ, so kann er mit Bischof Hefele nur in der zweiten Jahreshälfte 1869 zusammengekommen sein. Wie rege ihr Verkehr war, und

welches der Gesprächsstoff ihrer Unterhaltungen gewesen ist, darüber können nur Vermutungen angestellt werden, da Fischers privater Nachlaß teils völlig verstreut, teils verschollen ist,²⁰⁷ und Bischof Hefele den größten Teil seiner privaten Papiere vor seinem Tode vernichtet hat.²⁰⁸ Es gab aber offenkundige Berührungspunkte – etwa in der Persönlichkeit des Papstes Pius IX., den sowohl Fischer wie auch Hefele persönlich kennengelernt hatten, mit dem die jetzt in geistiger Umnachtung zurückgezogen in Belgien lebende Kaiserin Charlotte von Mexiko verhandelt hatte (– die einzige Frau übrigens, der der Papst im Vatikan ein Nachtquartier bereiten lassen mußte –), und der nun die Infallibilität forderte. Indessen gab es noch eine andere Persönlichkeit, welche beiden Männern gut bekannt war: Pietro Francesco Meglia, ehemaliger päpstlicher Nuntius im Kaiserreich Mexiko, jetzt päpstlicher Nuntius am bayerischen Hofe zu München (1866–1874). Wie er seinerzeit nicht unwesentlich zum vorläufigen Bruch Maximilians mit dem hohen Klerus beigetragen hatte, so hat er in den Jahren 1867 und 1868 beträchtlichen Anteil an den sogenannten »Rottenburger Wirren« genommen und die Kirchenpolitik des Bischofs von Lipp angegriffen.²⁰⁹ Sein in beiden Fällen zutage getretenes taktloses, oftmals schroffes Benehmen, worüber sich schon Maximilian und Charlotte entrüstet hatten,²¹⁰ fand übrigens auch in München durch Robert von Mohl, damals badischer Gesandter am bayerischen Hofe, Bestätigung:

»Der päpstliche Nuntius Meglia war ein glatter, intriganter Pfaffe, welcher in den süddeutschen Kirchenverhältnissen sehr ungünstig wirkte und keinen Begriff von dem deutschen geistigen Leben hatte. Ich brach nach einiger Zeit jeden Verkehr mit ihm ab, da er sich in ungezogener Weise über das Verhalten der badischen Regierung äußerte, worauf ich ihm derb antwortete und den Rücken wendete.«²¹¹



Johann Georg Fischer (1816–1897)



*Karl Joseph Hefele,
Bischof von Rottenburg (1809–1893)*

Derselbe Nuntius Meglia war es aber auch, der Hefeles als Kirchenrechtler und Sachverständigen wegen seiner bisherigen Verdienste und seiner großen Liebe zur Kirche im Jahre 1868 nach Rom empfohlen hatte.²¹² All dies – wie auch die kirchenpolitischen und theologischen Fragen des bevorstehenden Vaticanums – dürfte genügenden Gesprächsstoff in den Unterhaltungen Hefeles mit Fischer geliefert haben. –

Nachdem Fischer die entsprechende Erlaubnis erhalten hatte, traute er am 25. November 1869 in der Eberhardskirche zu Stuttgart Don José Noriega y Malo und Charlotte v. Kauffmann.²¹³ Danach verblieb Fischer noch bis zum Juni 1870 auf Schloß Gießen, von wo er den jungen Prinzen Iturbide zu weiterer Ausbildung nach Augsburg gebracht hatte.²¹⁴ Daß Fischer von Schloß Gießen aus geheime politische Agitation im Sinne einer Wiedererrichtung der Monarchie in Mexiko betrieben hat, ist nicht ganz unwahrscheinlich,²¹⁵ hatte er doch einen Thronprätendenten in seiner Umgebung und Korrespondenzen mit dem mexikanischen Ex-Diktator Santa Anna in Händen, der die einst unterstützte, dann von ihm verlassene kaiserliche Sache wieder reorganisieren wollte und Pater Fischer gebeten hatte, Waffen, Munition und Geld aus Europa zu beschaffen, um die Erhebung gegen die liberale Partei möglich zu machen.²¹⁶ Mit Sicherheit sind entsprechende Gerüchte um den in seinem Schlosse verborgen wirkenden Pater Fischer entstanden. Eine polizeiliche Überwachung oder gar Ausweisung hat indessen aus den einschlägigen Akten nicht nachgewiesen werden können.²¹⁷ Wenn er am 19. Juni 1870 durch einen bevollmächtigten Rechtsanwalt in Ravensburg das Schloß Gießen wieder verkaufen ließ,²¹⁸ so waren entweder finanzielle Notwendigkeiten ausschlaggebend, oder aber auch nur das von Jugend auf an ihm feststellbare ewig Unstete, das ihn von einem Ort zum anderen trieb.

Für kurze Zeit verlieren wir Fischers Spuren. Nach Frankreich wird er in Anbetracht des bevorstehenden Krieges mit Sicherheit nicht gegangen sein. Auch ist wenig wahrscheinlich, daß er nach Österreich ging, wo er mit der Animosität des Wieners Hofes zu rechnen hatte. Vielleicht hielt er sich nun einige Monate in der Schweiz auf. Indes die überall ihm entgegengetretenen Anfeindungen hatten offenbar doch zu sehr an seinen Nerven gezehrt, als daß es ihn länger in Europa gehalten hätte.²¹⁹

VIII. Pater Fischer als Erzieher in Mexico und in Paris

Als die mexikanische Regierung im Oktober 1870 eine allgemeine Amnestie erließ, bemühte sich Pater Fischer um seine Wiedereinbürgerung in dem Lande, das ihm mehr als 15 Jahre eine zweite Heimat geworden war, und kehrte – wohl im Frühjahr 1871 – nach Mexico zurück.²²⁰

Mit Billigung des Erzbischofs errichtete er eine Erziehungsanstalt in Mexico Stadt. Fischer erinnerte sich später wie folgt an die ihm hier entgegnetretenden Schwierigkeiten:

»... die hiezu erforderlichen Geldmittel wurden mir vorgestreckt, jedoch nach einiger Zeit wieder zurückgefordert und ich mußte Schulden machen. Mit Sorgen und Noth kämpfte ich mich in dieser Weise fünf lange Jahre durch, bis ich mich entschloß, die Anstalt zu verkaufen, um meine Gläubiger zu befriedigen. Einstweilen wurde mir bei einer mexicanischen Familie die Stelle eines Erziehers zweier Kinder angeboten und ich nahm diese Stelle an. Bei meiner Unkenntniß der Geschäfte hatte ich aber für die Zahlungen, welche die Käufer der Erziehungsanstalt mir zu leisten hatten, nicht die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln angewandt und als nach zwei Monaten die Familie, bei welcher ich als Erzieher fungire, nach Europa abreiste, erklärten sich meine Schuldner insolvent und ich arbeite nun seither an der Befriedigung meiner früheren Gläubiger, die sich natürlich nur an mich halten.«²²¹

Da Fischer in seinem im Juli 1878 aus Paris an den ehemaligen Oberstallmeister Maximilians, Carl Graf von Bombelles, gerichteten Briefe für seine Lebensverhältnisse nach seiner Rückkehr nach Mexico den österreichischen Erblandmarschall Camillo Fürst von Starhemberg, der ihn auf einer Reise in Mexico besuchte, als Zeugen anrief,²²² besteht keine unmittelbare Veranlassung, an den Aussagen des Paters zu zweifeln.

Wie es scheint, war er mit der mexikanischen Familie, die ihn als Erzieher ihrer Kinder angestellt hatte, wieder nach Europa gegangen – wohl auch, um den drängenden Nachstellungen seiner Gläubiger zu entgehen. Er gelangte auf diese Weise im Jahre 1876 nach Paris. Dies jedenfalls teilte auch Fischers ältere Schwester Wilhelmine dem Oberst August von Schäffer, einem entfernten Verwandten der Familie, der gemeinsam mit Augustin Fischer einen Teil seiner Jugendzeit in Ludwigsburg verbracht hatte, mit.²²³

Dort traf ihn im folgenden Jahre sein jüngerer Vetter Heinrich Fischer, der von 1877 bis 1879 in einem Pariser Handelsgeschäft angestellt war.²²⁴ Fischer las damals – wohl aus Anlaß des 10. Todestages – für Kaiser Maximilian eine Messe in der Eglise St. Augustin. Heinrich Fischer besuchte den Pater daraufhin und verbrachte, nachdem er von diesem einer gewissenhaften, charakterlichen Prüfung unterzogen worden war, fortan einen Teil seiner Freizeit mit seinem – wie es scheint – nicht armen Vetter. Heinrich Fischer berichtete später über diese Zeit:

»Ich habe viel mit dem Pater und einigen andern hohen Würdenträgern des politischen Katholizismus verkehrt, bin auch öfters von ihm in das alte Bonapartistische Restaurant Magni über der Seine und in das Restaurant Jakob in der Nähe vom Pont des arts eingeladen worden. Der Preis für ein Déjeuner oder Diner bewegte sich zwischen 30 bis 50 Franken. Diese Herren verstehen zu leben und sich über die Menschheit lustig zu machen. Wiederholt hat mich diese fidele Gesellschaft gebeten, nie anderen Menschen etwas von ihren Gelagen zu erzählen; denn das verstehen Fernstehende doch nicht. Auch hörte ich die Äußerung, ein großer Diplomat müsse auch ein großer Spitzbube sein. Aus der Unterhaltung der Jesuiten konnte ich entnehmen, wie weit Einfluß und Macht derselben im Staatsleben reichen. Dies insbesondere bei Pater Fischer bezüglich seiner Vergangenheit in Mexiko. Er war eine willensstarke, entschlossene Persönlichkeit, offenbar mehr ans Befehlen als ans Gehorchen gewöhnt und weit entfernt von der Demut, die man bei Geistlichen zu finden erwartet. Über seinen Lebensgang seit dem Abgang von Ludwigsburg im beginnenden Jünglingsalter weihte er mich nicht ein; er versprach mir alles zu erzählen, hielt aber, meinen öfteren Bitten unerachtet, nie Wort.«²²⁵

Der Lebenswandel Pater Fischers in Paris läßt sich nach den Beobachtungen Heinrich Fischers kaum mit der finanziellen Notlage in Einklang bringen, von der Augustin Fischer selbst berichtete. Die früher mehr oder weniger legal zusammengerafften Geldbeträge waren mit Sicherheit zu Anfang der 70er Jahre aufgebraucht. Die späteren Einnahmen aus seiner Erziehungsanstalt und – seit 1876 – aus seiner Tätigkeit als Privatlehrer dürften ein derartig üppiges Leben – wie Fischer es in Paris offensichtlich führte – kaum finanziert haben können, zumal sie ja größtenteils zur Schuldentilgung verwandt werden mußten. Haben ihn die nun wieder zahlreich in Europa und vor allem in Paris vertretenen Exil-Mexikaner finanziell unterstützt, oder hat er einfach immer häufiger und in immer größerem Umfange Schulden gemacht und Kredite aufgenommen, um einen einmal erreichten Lebensstil, den er in früheren Jahren so lange entbehren mußte, nicht wieder aufgeben zu müssen? Schon in seiner Jugendzeit war – wie wir sahen – in ihm die Veranlagung herangebildet worden, äußeren und inneren Zwängen rücksichtslos entgegenzutreten, sie um keinen Preis anzuerkennen und – wenn immer nötig – sich ihnen durch Flucht zu entziehen. Auch dies war – psychologisch gesehen – eine Flucht aus der Realität; auch diesen Zwang, seine Lebensverhältnisse den Notwendigkei-

ten anpassen zu müssen, wollte er nicht anerkennen. Schließlich war Paris mit all seinem verführerischen Zauber für einen Mann von der Veranlagung Fischers der denkbar ungeeignetste Boden, um gute Vorsätze wie Bescheidenheit und Sparsamkeit in die Tat umzusetzen.

Das konnte natürlich auf Dauer nicht gutgehen, und das Ringen um die finanziellen Mittel zur Erhaltung seines Lebensstandards wird sich immer heikler und prekärer gestaltet haben. In dieser Situation kam Fischer im Sommer 1878, als in Paris soeben die große Weltausstellung bewundert wurde, auf die ihm einst in Wien gegebenen Versprechungen zurück, und er wandte sich brieflich an den ehemaligen Oberstallmeister Maximilians, Carl Graf von Bombelles, nachmaligen Obersthofmeister des unglücklichen Kronprinzen Rudolf, damit dieser sich für ihn bei Hofe verwende und vor allem die im Jahre 1868 versprochene, dann aber immer wieder hinausgeschobene Liquidierung seiner Rechnungen vorantreibe.²²⁶ Die Frage, die sich jedem stellen mußte, warum nämlich Fischer diese Angelegenheit nicht schon sehr viel früher wieder zur Sprache gebracht hatte, beantwortete dieser in seinem Schreiben an Bombelles selbst:

»Die Antwort ist sehr einfach. Als ich in Wien einsehen gelernt hatte, daß es sich hauptsächlich darum handelte, mich anzufeinden, mich zu verdächtigen, mich zu verschwären und als denjenigen hinzustellen, der allein die Catastrophe von Queretaro verschuldet und zu verantworten hätte, ging ich mit dem Entschlusse fort, Alles und Jegliches über mich ergehen zu lassen, ja selbst das Opfer abzugeben, welches die Sünden so vieler Anderer und selbst höchstgestellter Persönlichkeiten decken sollte, obgleich ich schon damals durch die einfache Veröffentlichung mancher Briefe, welche ich in meinem Besitze hatte und noch habe, diese Beschuldigung hätte zurückweisen können.«²²⁷

Diese Worte klingen natürlich überheblich und zeugen von nicht geringer Selbstüberschätzung Fischers; eben ein Charakterzug, der wiederum seinen Lebensstil – wir sahen es – nicht unbeeinflusst ließ. Im übrigen war der Pater gegen Ende der 60er Jahre auf eine finanzielle Unterstützung seitens des Wiener Hofes überhaupt nicht angewiesen: immerhin war es ihm noch im Jahre 1868 – trotz seines wirkungslosen Auftretens in Wien – möglich gewesen, ein Schloß zu erwerben. Die ersten Jahre nach seiner Ankunft in Europa klammerte Fischer jedoch in seinem Briefe wohlweislich aus.

Dessen ungeachtet genierte es Fischer nicht, in doch wohl etwas übertriebener Weise an Gewissen und Mitleid zu appellieren:

»Mein Gewissen sagt mir, daß ich es wahrlich nicht verdient habe, daß ich nun in meinen alten Tagen von der Familie desjenigen verlassen bin, dem ich meine treuesten Dienste gewidmet habe, auf dessen Ruf ich eine meine Bedürfnisse und mein Alter vollkommen sichernde Stellung verließ, für den ich endlich meine Freiheit eingebüßt und mein Leben gefährdet hatte! Daß ich nicht nur mein tägliches Brod im allermühseligsten Kampfe durch Schulmeisterei verdienen muß, daß ich aber auch um die wenigen Gulden kämpfen muß, die ich im Dienste und im Auftrage meines Kaisers ausgab und die Alles auf der Welt ausmachen, was mir noch übrig bleibt, nein, Herr Graf, Sie selbst müssen es zugeben, das war gewiß nie der Wille unseres unglücklichen Herrn und Kaisers! –

Alt und wie Sie sich wohl denken können, mit allen Plagen, welche das Alter mit sich bringt, behaftet, abgearbeitet, müde, arm und beinahe brodlos, erlaube ich mir bei Ihnen anzuklopfen und Sie zu bitten, einen Schritt in dem angedeuteten Sinne zu thun, für einen Mann, der keine andere Schuld auf sich hat, als nach seiner Überzeugung gehandelt und rücksichtslos das Wahre – wahr – die Unwahrheit – unwahr, das Gute – gut und das Schlechte – schlecht geheißt zu haben! –«²²⁸

Auch war Fischer der Ansicht, daß es Berücksichtigung verdiene, daß er die vielen Geheimnisse, die ihm Kaiser Maximilian anvertraut hatte, »in elf Jahren trauriger Verfolgungen« niemals ausgeplaudert hätte.²²⁹ Sollte das vielleicht heißen, daß er sich

nicht mehr an sein Schweigen gebunden fühlen sollte, wenn ihm – wie er sich ausdrückte – sein »heiliges Recht« nicht zuerkannt werden würde. So verstanden würden die Andeutungen des Paters nahezu an Erpressung grenzen, und es wäre nur verständlich, wenn der Brief – sollte er tatsächlich in dieser Form an den Adressaten gelangt sein – unbeantwortet blieb.

Dem offenbar ursprünglich als Reinschrift geplanten und – wie es scheint – von Heinrich Fischer nach Diktat des Paters geschriebenen Briefe²³⁰ fügte der letztere von eigener Hand einen sehr bezeichnenden Schlußsatz hinzu, worin er an Pflicht und Ehre des Grafen appellierte und zugleich die Dringlichkeit seines Anliegens unterstrich:

»Ich rufe Ihren Beistand an, als einer derjenigen, die unserem seligen Kaiser Max nahe gestanden sind, und die die Verhältnisse und Persönlichkeiten selbständig beurtheilen können; ich rufe Ihren Beistand als ein Mann, der befugt ist, auch über mich ein unparteiisches Urtheil geben zu können; ich rufe Ihren Beistand an als deutscher Mann und deutscher Ritter, der als solcher nicht unterlassen kann, dem Recht und der Billigkeit seinen Beistand zu verleihen und ich glaube, daß Sie es dem Mahnen unseres verstorbenen Kaisers schuldig sind mich nicht zu verlassen. Leben Sie wohl, Herr Graf, und verzeihen Sie jedenfalls Ihrem schwer geprüften, Ihnen aber mit ganzer Hochachtung ergebenden ...«²³¹

Die Eingabe, die Heinrich Fischer viermal ins Reine schreiben mußte,²³² blieb – wenn sie Graf Bombelles überhaupt je weiterleitete – ohne Erfolg. Daher wird sich Fischer entschlossen haben, Paris den Rücken zu kehren und wieder nach Mexico überzusiedeln. Die dortigen Zustände waren ihm letztlich vertrauter als die französischen; hier konnte er vielleicht am ehesten hoffen, noch einmal von kleinen Anfängen aus in eine möglicherweise einflußreichere Stellung emporzuwachsen.

Bevor er abreiste, ließ er es sich indessen nicht nehmen, dem Historienmaler Jean Paul Laurens (1838–1921)²³³ für dessen Gemälde »Die letzten Augenblicke Kaiser Maximilians von Mexiko« Modell zu sitzen. Der dargestellte Beichtvater des Kaisers, der unter Tränen von Maximilian Abschied nimmt, ähnelt in Haltung und Gestalt dem durch Photographien übermittelten Bilde Fischers²³⁴, obgleich dieser in Querétaro überhaupt nicht zugegen gewesen, und der Kaiser in seinen letzten Augenblicken von dem viel kleineren Padre Soria umgeben war. Wollte Pater Fischer vor aller Welt seine Treue und Anhänglichkeit an Maximilian auf ewig manifestiert wissen? War es der Schlußstrich, die innere Abkehr – symbolisiert durch die Abschiedsszene – vom maximilianischen Kaiserreich, vor allem vom Hause Habsburg, von dem er sich angefeindet sah, von dem er nun zum wiederholten Male enttäuscht worden war? Dies bleibt wie so vieles ein Geheimnis dieses vielschichtigen, schwer ergründbaren Charakters.

Das besprochene Bild wurde jedenfalls im Jahre 1882 im »Salon« zu Paris der Öffentlichkeit, unter der es nicht geringes Aufsehen erregte, vorgestellt. Später befand es sich in der Eremitage zu Moskau und schließlich in der dortigen Galerie Tretjakov.²³⁵

IX. Ausklang in Mexico

Als Pater Fischer im Jahre 1879 nach Mexico zurückkehrte,²³⁶ war das Land endlich – nach einer vorläufig letzten Phase des Bürgerkrieges zwischen den Juaristen und dem siegreich bleibenden General Porfirio Díaz – in ein Stadium der inneren Konsolidierung getreten. Fischer scheint zunächst wohl anfänglich in der Hauptstadt gelebt zu haben, bis er Anfang November 1881 wieder dort begann, wo er sechzehn Jahre zuvor aufgehört hatte. Er betätigte sich wieder als Geistlicher und als Landpfarrer, zunächst in dem idyllischen Bergstädtchen Taxco im Staate Guerrero.²³⁷ Mitte November 1883 wurde er

Pfarrer der Gemeinde San Antonio de las Huertas in der Hauptstadt Mexico, deren Kirche der Reformgesetzgebung des Jahres 1862 zum Opfer gefallen war.²³⁸ Daher hielt sie ihren Gottesdienst in der Kirche San Cosme in der gleichnamigen Vorstadt Mexicos ab, wo einst auch das französische Oberkommando residiert hatte. Im Pfarrhaus zu San Cosme verstarb Pater Augustin Fischer – 62jährig – am Abend des 18. Dezember 1887.²³⁹ Die in Mexico erscheinende Zeitung »Germania« widmete ihm in ihrer Ausgabe vom 24. Dezember 1887 folgenden Nachruf:

»Am Abend des 18. ds. verstarb hier eine im Kaiserreich berühmte Persönlichkeit, Pater Augustin Fischer, zuletzt Pfarrer in San Cosme. Der Verstorbene war ein geborener Württemberger, spielte als Privatsekretär und Hofkaplan des verewigten Kaisers Maximilian seiner Zeit eine hervorragende Rolle, nachdem er früher unter der mexikanischen katholischen Geistlichkeit eine einflußreiche Stellung eingenommen hatte. Er war unstreitig ein talentvoller und mit vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann. In letzter Zeit hatte er sich besonders bibliographischen Studien gewidmet. Auch soll er Memoiren über das Kaiserreich geschrieben haben, die aber, seiner Anweisung nach, erst 10 Jahre nach seinem Tode der Öffentlichkeit übergeben werden sollen.«²⁴⁰

Es ist fraglich, ob Fischer diese Memoiren je geschrieben hat. Jedenfalls sind sie niemals publiziert worden. Fischer fand auf dem Französischen Friedhof in Mexico Stadt seine letzte Ruhestätte. –²⁴¹

So endete das Leben eines Ludwigsburgers, der alle Höhen und Tiefen menschlichen Daseins erlebt hatte. Wenn man ihm auch – vom moralischen Standpunkt aus – seinen, mit dem Stande eines Geistlichen unvereinbaren Lebenswandel, seine Affairen, daß großspurige Auftreten und den Hang zum Lebemann vorwerfen könnte, so muß er doch in seiner politischen Tätigkeit, die er in seinem Sinne bis zuletzt konsequent betrieb, entlastet werden. Seine Bemühungen um Konsolidierung des mexikanischen Kaiserreiches waren redlich. Nur mußte er gegen Ende selbst erkennen, daß die konservative Partei als Stütze Maximilians völlig versagte. Er als einziger erkannte die Verantwortung, welche Klerus und Konservative übernommen hatten, als sie den Kaiser ins Land riefen, und so hielt er treu bis zuletzt als einer der wenigen mexikanischen Konservativen an der Seite des Kaisers stand. Der hochbegabte und intelligente Mann, dessen Wirken nur erklärlich wird, wenn man sich die mexikanischen Verhältnisse jener Zeit vergegenwärtigt, war – so meinen wir – mehr als nur ein Abenteurer, auch wenn sein Lebenslauf abenteuerlich klingen mag. Daher schien es – gerade auch im Hinblick auf Maximilians 150. Geburtstag – geraten, diesen Mann aus dem Dunkel der Vergessenheit herauszurücken, um die bis auf den heutigen Tag bestehenden, oft klischeehaften, ironisierenden Wertungen seiner Person und seines Wirkens in ein neues Licht zu stellen: Pater Augustin Fischer war kein unbedeutender Ludwigsburger.

Anmerkungen

- 1 Einige Angaben zur Person Fischers im *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Bestand L 5 (Inventuren und Teilungen der Stadt), F 371 (Eventual-Theilung über den Nachlaß des hiesigen Bürgers und Metzgers Carl Fischer, 13. Februar/17. März 1852; hier finden sich auf einem Verweisblatt auch Notizen über August Fischers Ableben in Mexico); L 5, F 556 (Realtheilung der Friederike Fischer, 19. Nov. 1872) sowie L 185 (sonstige Protokolle, Verzeichnisse und Listen), Bü. 76 (Rekrutierungsliste für das Jahr 1846, s. v. Nr. 42). – Ferner: Rechtfertigungsschrift Fischers, April 1868: *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 229–248; *H[egle]r*, [Pater Fischer], in: *Schwäbischer Merkur* vom 9. Februar 1868 (Nr. 35), auch in: [Augsburger] *Allgemeine Zeitung*, Beilagen, 1868, S. 644. (Ich darf an dieser

- Stelle Herrn Stadtarchivamtmann Wolfgang Läßle/*Stadtarchiv Ludwigsburg* und dem *Stadtarchiv Ulm* für freundliche Hinweise und Auskünfte danken). – Heute leider nicht mehr greifbare Familiennachrichten haben noch verwerten können: Theodor Schön, August Gottlieb Ludwig Fischer, in: A[llgemeine] D[eutsche] B[iographie], Bd. 49 (Nachträge bis 1899), Leipzig 1904, S. 225 f.; Christian Belschner, Pater Fischer: Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter XII (1939), S. 15–35; Ders., Augustin Fischer – Katholischer Theologe und Politiker 1825–1887, in: Schwäbische Lebensbilder. Im Auftrag der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von Hermann Haering und Otto Hohenstatt, 1. Bd., Stuttgart 1940, S. 176 ff. – In jüngerer Zeit die folgenden Abrisse und Artikel: Robert Uhland, August Ludwig Gottlieb Fischer, in: N[eu]e D[eutsche] B[iographie], 5. Bd., Berlin 1961, S. 179; F[ritz] Wiedermann, Abenteuer oder politischer Schwarmgeist?, in: Hie gut Württemberg 15 (1964), S. 29; Ders., Schwäbischer Paladin, in: Stuttgarter Zeitung vom 22. 6. 1967; Ders., »Verschwörernest« Burg Giessen, in: Bodensee Hefte 11 (November 1979), S. 15. – Der Artikel in dem von *Leduc* herausgegebenen »Diccionario de ... biografias mejicanas« war mir leider nicht zugänglich. Das Wesentliche hieraus zitiert indessen Jesús García Gutiérrez, *La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio* (= Figuras y Episodios de la Historia de México, Núm. 28), Méjico 1955, S. 92.
- 2 Das Folgende nach *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Best. L 5, F 371, sowie Best. L 185, Bü. 76 (wie Anm. 1) und *Belschner* (Pater Fischer: Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers, S. 15 f.), der noch Familiennachrichten verwerten konnte.
 - 3 zitiert nach *Belschner*, a.a.O., S. 16 – Wo sich die von *Belschner* mehrfach angeführten handschriftlichen Lebenserinnerungen von August von Schäffer, die im Jahre 1939 offenbar im Besitz seines Großneffen, Hauptmann a. D. Erbe, waren, heute befinden, konnte nicht ermittelt werden. Jedenfalls finden sie sich weder im *Stadtarchiv Ludwigsburg* noch im *Hauptstaatsarchiv/Militärarchiv Stuttgart*, wo die Personalakten Schäffers (Best. M 430/1, Bü. 23/18) verwahrt werden. (Frdl. Auskunft von Oberstaatsarchivrat Dr. Günter Cordes).
 - 4 Stadtpfarrer Hegler, Cannstatt, an Pfarrer Eichenhofer, Waldbach, 15. 1. 1868; zitiert nach: Karl Ruth, *Die Pädagogik der süddeutschen Rettungshausbewegung*. Chr. H. Zeller und der schwäbische Pietismus (= Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt/M., Heft 2), Berlin 1927, S. 80.
 - 5 Christian Bandle an Stadtpfarrer Hegler, Lichtenstern, 12. 10. 1837; zitiert nach *Ruth*, a.a.O., S. 81.
 - 6 Friederike Fischer an Stadtpfarrer Hegler, Ludwigsburg, 14. 11. 1837; zitiert nach *Ruth*, a.a.O., S. 81 f.
 - 7 Friederike Fischer an Stadtpfarrer Hegler, Ludwigsburg, 20. 11. 1837; zitiert nach *Ruth*, a.a.O., S. 82.
 - 8 Friederike Fischer an Stadtpfarrer Hegler, Ludwigsburg, 4. 12. 1837; zitiert nach *Ruth*, a.a.O., S. 82.
 - 9 Das Folgende nach *Belschner*, Pater Fischer, S. 16 f., basierend auf Familiennachrichten und den Aufzeichnungen August von Schäffers.
 - 10 Das Folgende nach dem Briefe Heglers an Pfarrer Eichenhofer vom 15. 1. 1868, mitgeteilt von *Ruth*, a.a.O., S. 80, sowie *Heglers* Zeitungsnotiz im Schwäbischen Merkur Nr. 35 (9. 2. 1868) bzw. in der [Augsburger] Allgemeinen Zeitung, Beil. 1868, S. 644. (Vorlage *Stadtarchiv Ulm*, Bestand G 5/23). – Daß diese erneute Begegnung Heglers und Fischers in den August 1840 zu datieren ist, ergibt sich *nur* aus Heglers Brief vom 15. 1. 1868.
 - 11 *Belschner*, Pater Fischer, S. 17, wohl nach den Aufzeichnungen August von Schäffers.
 - 12 Wie Hegler in seinem Briefe an Pfarrer Eichenhofer (vgl. Anm. 10) erwähnt, soll Fischer anfänglich von einem Landmann unterstützt worden sein, der später nach Ludwigsburg zurückkehrte. – Vgl. auch *Belschner*, a.a.O., S. 17.
 - 13 zum Folgenden: É[mile] Comte de Kératry, *L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien – Intervention française au Mexique 1861–1867*, Paris 1868, S. 175; Paul Gaulot, *La vérité sur l'expédition du Mexique d'après les documents inédits de Ernest Louet, payeur en chef du corps expéditionnaire*, Bd. III: *Fin d'Empire*, Paris 1890, S. 164; Ernst Schmit Rütter von Tavera, *Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko 1861–1867*, 2. Bd., Wien und Leipzig 1903, S. 150; Egon Caesar Conte Corti,

- Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, Zürich – Leipzig – Wien 1924, S. 133f. – Letzterem, der die zuvor genannten drei Werke benutzt hat, welche wohl auf Recherchen des französischen Oberkommandos und der österreichischen Gesandtschaft zur Person Fischers zurückgreifen konnten, folgen mit geringen Abweichungen *Belschner*, Pater Fischer, S. 17f.; Joachim *Kühn* (Hrsg.), Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico, Berichte des königlich preussischen Ministerresidenten Anton von Magnus an Bismarck, 1866–1867, Göttingen – Berlin – Frankfurt – Zürich 1965, S. 58; Joan *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexiko, Dt. Ausgabe, München 1972, S. 334; José C. *Valadés*, Maximiliano y Carlota en México – «historia del segundo imperio», México [City] ²1977, S. 356. – Während *Kératry*, *Gaulot* und *Schmit von Tavera* die Frage von Fischers Jesuitentum überhaupt nicht berühren, verneint *Belschner* sie. *Conte Corti*, *Kühn*, *Haslip*, *Valadés* – damit die wesentlichen Vertreter der jüngeren Forschung – stellen sie als Tatsache in den Raum.
- 14 Diese Episode findet sich bei *Gaulot*, a.a.O., Bd. III, S. 164, der den Nachlaß Marschall Bazaines und Aktenmaterialien des französischen Oberkommandos verwerten konnte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß über das Vorleben Fischers, nachdem dieser zu Rang und Einfluß gelangt war, entsprechende Nachforschungen angestellt worden sind.
- 15 Vgl. etwa Felix *Prinz zu Salm-Salm*, Querétaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko, Bd. I, Stuttgart 1868, S. 13: »Über seine Moral circulirten nicht eben sehr erbauliche Gerüchte und es war bekannt, daß er an verschiedenen Orten Kinder besaß«. Hierzu ferner S[amuel] *Basch*, Erinnerungen aus Mexico. Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs, 2. Bd., Leipzig 1868, S. 15; *Belschner*, Pater Fischer, S. 29f.
- 16 Jesús *Carcía Gutiérrez*, La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio (= Figuras y Episodios de la Historia de México 28), Méjico 1955, S. 92. – Aus den Einträgen in den Akten der Verlassenschaftsteilung des am 21. November 1851 verstorbenen Carl Fischer geht eindeutig hervor, daß dessen Sohn August spätestens im Februar 1852 in Mexico Aufenthalt genommen hatte: *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Best. L 5, F 371, fol. 1^r (wie oben Anm. 1)
- 17 *Belschner*, a.a.O., S. 29f.
- 18 *Gutiérrez*, La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio, S. 92.
- 19 *Gaulot*, a.a.O., Bd. III, S. 164.
- 20 Zum Folgenden: *Kératry*, L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien, S. 175; *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 82f.; *Schmit von Tavera*, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I., 2. Bd., S. 150; *Belschner*, Pater Fischer, S. 18, wo allerdings der Aufenthalt in Parras zeitlich falsch angesetzt wird; *Kühn* (Hrsg.), Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico, S. 58: »... Fischer fand sich auf einer Pfarre in Parras im Staate Coahuila wieder, wo er sich die landesübliche Hausgenossin zulegte und mehrere Kinder in die Welt setzte«.
- 21 Pater Miranda war im Jahre 1858 unter dem Präsidenten Zuloaga, dem er im Dezember 1857 zur Macht verholfen hatte, Justizminister, emigrierte dann nach dem Siege der Juaristen über Zuloagas Nachfolger Miramón nach Europa, von wo er im Frühjahr 1862 im Gefolge der französischen Expeditionsarmee nach Mexico zurückkehrte. Er galt als einer der fähigsten Vertreter der klerikal-konservativen Partei. Vgl. über ihn Emmanuel *Domenech*, Histoire du Mexique – Juarez et Maximilien – Correspondances inédites des présidents, ministres et généraux Almonte, Santa-Anna, Gutiérrez, Miramon, Marquez, Mejia, Woll etc., de Juarez, de l'empereur Maximilien et de l'impératrice Charlotte, Bd. I, Paris ²1868, S. 297, 397f., 404; *Kératry*, a.a.O., S. 8; E[ugène] *Lefèvre*, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien – Histoire de l'intervention française au Mexique, Bd. I, Brüssel-London 1869, S. 245; *Gutiérrez*, La Iglesia mejicana, S. 37; *Valadés*, Maximiliano y Carlota en México, S. 45f., S. 56f., S. 104.
- 22 Friedrich *Gerstäcker*, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela, 2. Band: Mexiko, der Isthmus und Westindien, Jena 1868, S. 61.
- 23 Friedrich *Gerstäcker*, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864–1867, 1. Band, Jena 1871, S. 122f. – Das Gerücht um jene vermeintliche »Juwelengeschichte«, auf die Gerstäcker in seinen Reiseberichten nicht weiter eingeht, wird in dieser romanesken, aber kenntnisreichen und einfühlsamen Aufbereitung des maximilianischen Kaiserreichs näher beschrieben.
- 24 *Lefèvre*, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien, Bd. I, S. 30f.
- 25 Die Einzelheiten insbesondere bei *Domenech*, Histoire du Mexique – Juarez et Maximilien,

- Paris 1868; *Lefèvre*, a.a.O., Bd. I, insbesondere S. 59 ff. («Des dettes du Mexique et de leur origine»); *Schmit v. Tavera*, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I., Bd. I, S. 1 ff.
- 26 Miranda war noch vor seiner Landung in Vera Cruz zum »Directeur politique du gouvernement provisoire« ernannt worden, wodurch ihm ein offizieller Charakter verliehen wurde. (*Domenech*, a.a.O., Bd. I, S. 397 f., 404). Mit Schreiben vom 5. Mai 1862 an den General José María Cobos und vom 9. Mai 1862 an General Leonardo Márquez rief er diese zur unbedingten Teilnahme an der Intervention auf: »Vous qui n'avez aucune ambition particulière et qui avez donné tant de preuves de patriotisme, vous pouvez sauver aujourd'hui la patrie, comprenant comme vous avez compris que les Français ne viennent pas nous dominer mais protéger notre cause. Mettez-vous à la tête de toutes vos forces et venez à celui qui aura le plaisir de vous voir...« (*Domenech*, a.a.O., Bd. II, S. 80 f.). Der Brief an Cobos wurde abgefangen. Druck: *Lefèvre*, a.a.O., Bd. I, S. 245.
- 27 *Basch*, Erinnerungen aus Mexico, 1. Bd., S. 83.
- 28 Eine vollständige Auflistung sämtlicher Junta-Mitglieder findet sich bei *Lefèvre*, a.a.O., Bd. I, S. 290 ff.
- 29 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 230 f. – Ich darf an dieser Stelle Frau Dr. Elisabeth Springer vom Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien meinen herzlichen Dank für freundliche Unterstützung sagen.
- 30 Arthur *Storch* konstruiert eine Begegnung Pater Fischers mit Mitgliedern der mexikanischen Delegation zu Miramar und Triest am 4. Oktober 1863 in seinem »politisch-socialen« Roman »Mexico oder Republik und Kaiserreich«, Bd. II, Pest – Wien – Leipzig 1868, S. 121 ff. Fischer hätte sich damals eben auf der Reise von Paris über Wien nach Rom befunden und sich am darauffolgenden Tage in Triest nach Ancona/Kirchenstaat eingeschifft. – Wenn wir einerseits in Betracht ziehen, daß das nahezu 1000 Seiten umfassende Werk auf einer sehr breit gestreuten Quellengrundlage beruht und zu nahezu zwei Dritteln ein mit authentischen Quellen angereicherter Tatsachenbericht ist, und andererseits der Tatsache Rechnung tragen, daß der damals in Triest wohnhafte Storch mit einem Geheimbeauftragten Napoleons III. in näherem Kontakt stand (S. 135), können wir zumindest die *Möglichkeit* einer derartigen Geheimmission Fischers durchaus nicht ausschließen.
- 31 Näheres hierzu bei *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. I, S. 191 ff.
- 32 *Ebd.*, S. 193 f.
- 33 *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 134
- 34 vgl. hierzu *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. I, S. 199 ff.
- 35 Nach dem offiziellen Empfang der mexikanischen Delegation im Schloß Miramar (3. Okt. 1863) sagte der aus dem Thronsaal zurückkehrende Pater Miranda zu dem im Vorsaal wartenden Don José Dolores Ulíbar: »Don Pepito, nos hemos equivocado: hemos elegido a un tonto.« (Wir haben uns getäuscht: wir haben einen Narren auserwählt). Vgl. *Gutiérrez*, La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio, S. 37.
- 36 Diese Erwägung liegt auch den Werken von Arthur *Storch* (Mexico oder Republik und Kaiserreich, Bd. I, S. 200 ff., 215 ff.) sowie Friedrich *Gerstäcker* (In Mexico, Bd. I, S. 121 ff., 335 ff.) zugrunde. Vgl. im übrigen Joan *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexiko, Dt. Ausgabe, München 1972, S. 334.
- 37 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 230. – Am 27. März 1864 notierte der berühmte, damals in Rom wohnhafte Historiker Ferdinand Gregorovius in seinem Tagebuch: »Man erwartet den Kaiser von Mexico. Osterreich opferte dem ersten französischen Kaiserreich eine Tochter, dem zweiten opfert es einen Sohn. So wird der Moloch gefüttert.« (Ferdinand *Gregorovius*, Römische Tagebücher, hrsg. von Friedrich Althaus, Stuttgart 1892, S. 263). Näheres über Maximilians Aufenthalt in Rom bei *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. I, S. 241; *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 10 ff.; *Gutiérrez*, a.a.O., S. 29 ff.; *Haslip*, a.a.O., S. 236 ff.
- 38 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 230^v.
- 39 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^v.
- 40 Maximilian an José María Gutiérrez de Estrada, Léon, 30. Sept. 1864. Zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 38. – Über den Zustand des mexikanischen niederen Klerus unterrichtet sehr

detailliert *Storch*, Mexiko oder Republik und Kaiserreich, Bd. I, S. 112 ff. »Es gibt Orte, wo die [indianischen] Weiber, die sich verheiraten wollen, unter dem Vorwande, daß sie noch fester in den Grundsätzen der Religion gemacht werden müssen, in dem Pfarrhofs Monate lang zurückgehalten werden, wobei diese allen Unbilden ausgesetzten Wesen für die gleichzeitig zu leistenden Feldarbeiten keinen Deut bekommen, weil ihnen der genossene Unterhalt angerechnet und der Rest à Conto der Stollgebühren vorenthalten wird. Solchergestalt fand man in ein und demselben Pfarrhause sogar 10–30 Weiber zusammengepfercht.« (S. 114)

- 41 Das Folgende vornehmlich nach *Belschner*, Pater Fischer, S. 15 und S. 19.
- 42 *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Bestand L 5 (Inventuren und Teilungen der Stadt), F 556 (Realtheilung der Friederike Fischer, 19. Nov. 1872). Hier ist das entsprechende Schriftstück beigeheftet.
- 43 Hegler an Eichenhofer, Cannstatt, 15. 1. 1868. Zitiert nach Karl *Ruth*, Die Pädagogik der süddeutschen Rettungsbewegung. Chr. H. Zeller und der schwäbische Pietismus (= Arbeiten aus dem Forschungsinstitut für Fürsorgewesen in Frankfurt/M., Heft 2), Berlin 1927, S. 80f.
- 44 *H[egler]*, [Pater Fischer], in: Schwäbischer Merkur vom 9. Februar 1868 (Nr. 35), und gleichlautende Korrespondenz in der [Augsburger] Allgemeinen Zeitung, Beilagen, 1868, S. 644.
- 45 *Storch*, a.a.O., Bd. I, S. 216 (Anm.). Vgl. auch Wolfgang *Menzel*, Geschichte der neuesten Jesuitenmissionen in Deutschland (1870–1872), Stuttgart 1873, S. 8. – Der Dichter Johann Georg *Fischer* – durch Heglers Artikel beeinflusst – legt in seiner im Frühjahr 1868 erschienenen Tragödie »Kaiser Maximilian von Mexiko« interessanterweise dem Pater folgende Worte in den Mund:
»... Jetzt hab' ich keine Mutter als die Eine,
Die allgemeine, deren Haus zu Rom ist,
Und ihre Kinder in der ganzen Welt ...« (II, 2)
- 46 Dies hat *Belschner* (Pater Fischer, S. 18) durch Nachforschungen »eines hochgestellten Geistlichen« in Rom ermitteln lassen.
- 47 In einem Schreiben an seinen alten Leibarzt in Miramar, Dr. Jilek, vom 10. Februar 1865 äußerte sich Maximilian wie folgt: »... Wenn Sie meine neuen Minister kennen und reden hören würden, da würden Sie, bester Doktor, zu um so klarerer Einsicht kommen, daß Euer großer hochgerühmter Staatsminister [= Anton Ritter von Schmerling; Anm. d. Verf.] eigentlich doch nichts als wie ein Finsterling und ein Jesuit ist.« (zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 66). Im Sommer 1866 schrieb Maximilian an Charlotte: »Du kannst dem alten, eiteln Gutiérrez sagen, es berühre mich schmerzlich, erfahren zu müssen, daß er meine intimsten Briefe in seinem ganzen Zirkel in Rom herumzeigt. Von meinem letzten hat er sogar dem Papst eine Abschrift geschickt, samt Bemerkungen. So geht man nicht mit einem gewöhnlichen Freund um, viel weniger mit einem Herrscher. Da haben wir das Resultat der Jesuitenerziehung und jesuitischer Prinzipien.« (zitiert nach *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexiko, S. 407)
- 48 In dem Schreiben des Papstes Pius IX. an Kaiser Maximilian vom 18. Okt. 1864, welches dem päpstlichen Nuntius mitgegeben wurde, wird dies u. a. angeführt: »... wenn man Ordensgeistlichen nicht wieder gestattet, das Ordenskleid zu tragen und in Gemeinschaft miteinander zu leben, wenn dieselben vielmehr angehalten werden, im Lande zu betteln und in armen und schlechten Verstecken zu wohnen ...« (zitiert nach *Schmit v. Tavera*, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I., Bd. I, S. 339; vollständiger Druck der französischen Übersetzung des italienischen Originals bei *Lefèvre*, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien, Bd. II, S. 14 ff.).
- 49 hierzu *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 57 (über den päpstlichen Agenten Abbé Alleau); Schreiben Maximilians an den mexikanischen Generalkonsul in Wien, Stefan Herzfeld, vom 25. VII. 1865, wodurch letzterer aufgefordert wurde, unter anderem auch nach Rom geheime Agenten zu entsenden, die die mexikanischen Diplomaten überwachen und Immediatberichte erstatten sollten. (*Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 117; vgl. auch S. 167).
- 50 *Ebd.*, S. 39
- 51 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 230^vf.

- 52 Vgl. zum folgenden: [Léonce Détroyat], *La Cour de Rome et l'empereur Maximilien. Rapports de la cour de Rome avec le gouvernement mexicain accompagnés de deux lettres de l'empereur Maximilien et de l'impératrice Charlotte*, Paris 1867. (Diese Schrift wurde im Jahre 1870 durch Lorenzo *Elizaga* ins Mexikanische übersetzt und von ihm unter dem Titel »La corte de Roma y el emperador Maximiliano. Relaciones de la corte de Roma con el gobierno mejicano, acompañadas de dos cartas del emperador Maximiliano y de la emperatriz Carlota« in Mexico City herausgegeben (*Gutiérrez*, a.a.O., S. 49). – Ferner: *Lefèvre*, a.a.O., Bd. II, S. 13–32; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. I, S. 338–353; *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 52 ff., *Gutiérrez*, a.a.O., S. 49 ff. sowie *Valadés*, a.a.O., S. 221 ff.)
- 53 Der Schätzungswert der kirchlichen Grundeigentümer betrug ungefähr 100 000 000 Pesos (!). *Storch*, Mexiko oder Republik und Kaiserreich, Bd. I, S. 32 Anm. Vgl. auch *Gutiérrez*, *La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio*, S. 25 ff.; *Kühn* (Hrsg.), *Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico*, S. 50.
- 54 An seinen Schwiegervater, König Leopold I. von Belgien, schrieb Maximilian am 26. Dez. 1864: »... Der Nuntius ist hartnäckig und unangenehm. Die bis jetzt bekannten Instruktionen von Rom dumm und geradezu unmöglich ...« (zitiert nach *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 60). – Am 11. März 1865 äußerte er sich in einem Briefe an seinen Bruder Erzherzog Carl Ludwig, daß Meglia sich »unglaublich« benommen und in seiner »falschen, abgetragenen Diplomatie« gründlich verrechnet habe (*Ebd.*, Bd. II, S. 79). Der Kaiser weinte dem »hartnäckigen Priester mit den brüskten, heftigen und wenig diplomatischen Allüren« keine Träne nach. (Maximilian an José Fernando Ramírez, 10. Juni 1865; zit. nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 80). Auch Kaiserin Charlotte, die Meglia persönlich umzustimmen versuchte, beschwerte sich in ähnlicher Art (*Ebd.*, S. 53 ff.)
- 55 Näheres bei *Gutiérrez*, a.a.O., S. 67 ff.
- 56 *Storch*, a.a.O., Bd. III, S. 50: Die Kurie hatte in Folge des mexikanischen Unabhängigkeitskampfes die Beziehungen zu dem dortigen zu dem dortigen Episcopat abgebrochen und Anathema verhängt. Beides blieb vollkommen wirkungslos.
- 57 *Gutiérrez*, a.a.O., S. 68. – Die Angabe bei *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexiko, S. 338, daß Pius IX. die mexikanische Delegation erst nach Monaten zu einer Audienz empfangen habe, ist unrichtig.
- 58 Zum Folgenden: *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 231; ferner: *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 150; *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 133; *Belschner*, Pater Fischer, S. 22; *Haslip*, a.a.O., S. 334.
- 59 Näheres bei *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. I, S. 354. Das entsprechende Gesetz gelangte übrigens nur unvollkommen zur Ausführung (*Kühn*, a.a.O., S. 55).
- 60 »Seine Besitzungen in Durango und den angrenzenden Staaten waren von einer Ausdehnung gewesen, welche, wie man sagte, der des Königreichs Spanien gleichkam.« (*Basch*, *Erinnerungen aus Mexico*, Bd. I, S. 83).
- 61 *Valadés*, Maximiliano y Carlota en México, S. 356. Eine entsprechende Anfrage beim *Archivo General de la Nación/Mexico City* verlief – bis Redaktionsschluß – leider ergebnislos.
- 62 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 5.
- 63 Maximilian an Papst Pius IX., Chapultepec, 20. 9. 1865. Zitiert nach *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 134.
- 64 Pater Fischer an Maximilian, New York, 18. 10. 1865. Zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 167.
- 65 Pater Fischer an Maximilian, Rom, 28. 11. 1865. Zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 168.
- 66 *Haslip* (a.a.O., S. 334) weiß von der früheren Mission nach Rom nichts.
- 67 *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 168 und S. 215. Da Corti die Korrespondenzen zwischen Fischer und Maximilian noch im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien einsehen konnte, haben seine Aussagen zur römischen Mission Fischers nach 1945 nahezu Quellencharakter erlangt. Nachdem ihm bereits *Belschner*, Pater Fischer, S. 23 f., gefolgt war, tat dies auch *Gutiérrez*, a.a.O., S. 92 ff., in starker Anlehnung an den Wortlaut. Auch sämtliche jüngeren Arbeiten folgen den Mitteilungen Cortis. – Die mittlerweile wieder eingekommenen Teile des im Kriege ausgelagerten Maximilian-Archivs werden derzeit allmählich in ihren ursprünglichen Zustand gebracht (Frdl. Mitteilung von Dr. Elisabeth Springer, *HHStA Wien*).

- 68 *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 168 u. S. 215.
- 69 *Ebd.*, S. 168, S. 216f.; *Belschner*, a.a.O., S. 23f.; *Gutiérrez*, a.a.O., S. 94f.
- 70 Maximilian an Pater Fischer, 14. 6. 1866, zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 217.
- 71 *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 216.
- 72 *Ebd.*, S. 216f.
- 73 In diesem Sinne äußerte sich Fischer nach seiner Rückkehr nach Europa gegenüber dem Historiker Wolfgang Menzel. Vgl. Konrad *Menzel* (Hrsg.), *Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten*, Bielefeld und Leipzig 1877, S. 564.
- 74 *Kurd von Schlözer*, *Römische Briefe 1864–1869*, Stuttgart – Berlin 1913, S. 333. Schlözer – damals preußischer Legationssekretär – war Gast bei einem solchen Diner am Fronleichnamstage (!) des Jahres 1866 (31. Mai).
- 75 Theodor *Schön*, August Gottlieb Ludwig Fischer, in: ADB, Bd. 49 (Nachträge bis 1899), Leipzig 1904, S. 225.
- 76 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^v.
- 77 E[ugène] *Lefèvre*, *Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien – Histoire de l'intervention française au Mexique*, Brüssel – London 1869, Bd. II, S. 32. Vgl. im übrigen die interessante Charakteristik Antonellis bei Karl *Grün*, Italien im Frühjahr 1861, München 1861, S. 268 ff.
- 78 Pius IX. äußerte sich wie folgt: »Maximilien commet bien des fautes au Mexique. Il ne pourra s'y maintenir. Il devrait s'appuyer seulement sur le clergé, gouverner par lui seul. Il demande, au contraire, des choses qu'on ne peut lui accorder, parce qu'elles sont contraires à ses intérêts propres.« Zitiert nach [Léonce *Détroyat*], *La Cour de Rome et l'empereur Maximilien. Rapports de la Cour de Rome avec le gouvernement mexicain, accompagnés de deux lettres de l'empereur Maximilien et de l'impératrice Charlotte*, Paris 1867, S. 149. – Fischer äußerte sich übrigens später in klarer Erkenntnis des Sachverhalts: »In Rom verdächtigt, weil ich die Mission angenommen hatte, ein Concordat vorzuschlagen, im Sinne meines Kaiserlichen Herrn, den man zu jener Zeit schon beschlossen hatte, fallen zu lassen.« (Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *HStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^v).
- 79 Vgl. hierzu den Bericht des preußischen Ministerresidenten Anton von Magnus vom 28. 9. 1866 bei Joachim *Kühn* (Hrsg.), *Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico. Berichte des königlich preußischen Ministerresidenten Anton von Magnus an Bismarck, 1866–1867*, Göttingen – Berlin – Frankfurt – Zürich 1965, S. 144f.; ferner: S[amuel] *Basch*, *Erinnerungen aus Mexico – Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs*, Leipzig 1868, Bd. I, S. 32f.; Egon Caesar *Conte Corti*, *Maximilian und Charlotte von Mexiko*, Zürich – Leipzig – Wien 1924, Bd. II, S. 250f.; Christian *Belschner*, *Pater Fischer: Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers*, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter XII* (1939), S. 24.
- 80 In einer Rechtfertigungsschrift schrieb Fischer: »Nachdem ich mich in Rom über das Concordat in seinen speciellen Artikeln verständigt hatte, wünschte Seine Heiligkeit der Pabst die Ansichten gewisser mexikanischer Bischöfe und Erzbischöfe zu hören, und ich hielt es daher für geboten, meine Rückreise anzutreten, um auch bei diesen Verhandlungen gegenwärtig sein und die Interessen Seiner Majestät vertreten zu können.« (*HStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 233)
- 81 so *Belschner*, a.a.O., S. 25 – Den *definitiven* Entschluß, nach Rom zu reisen, faßte die Kaiserin Charlotte erst während ihres Aufenthaltes im Schloß Miramar bei Triest Mitte September 1866 (*Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 292), als Pater Fischer bereits nach Mexico zurückgekehrt war. Vgl. auch *Kühn*, a.a.O., S. 112.
- 82 *HStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 233^v f.
- 83 Pater Fischer an Maximilian, Paris, 1. Juli 1866. Zitiert nach *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 251.
- 84 Bericht des preußischen Ministerresidenten Anton von Magnus an Bismarck vom 9. 9. 1866 bei *Kühn*, a.a.O., S. 141.
- 85 Francisco Ramírez, Bischof von Caradro, an Pater Fischer, Rom, 8. August 1866. Original im Privatbesitz von Dr. med. Erich Weiler, Mosbach/Odw., dem ich an dieser Stelle für die freundliche Überlassung einer Kopie herzlichen Dank sagen möchte. Vgl. auch J. A. *Stargardt*,

- Autographen-Katalog 623, Marburg 1981, Nr. 389, S. 123. – Über Ramírez äußerte sich Maximilian in einem Briefe an seinen Bruder, Erzherzog Carl Ludwig, vom 26. Juli 1864: »... Der Bischof von Tamaulipas, ein Indianer, ehemals Franziskaner, außerordentlich fromm und geistreich, ist Almosenier...« (zitiert nach *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 32). – Bei der Übersetzung des Briefes war Frau Heidi Wertz/Ludwigsburg dankenswerterweise behilflich.
- 86 wohl das Kardinalstaatssekretariat bzw. Kardinal Giacomo Antonelli gemeint.
- 87 Mit Fleisch oder Käse gefüllte, gerollte Maisfladen – eines der beliebten Nationalgerichte des Mexikaners.
- 88 v. Magnus an Bismarck, 28. 9. 1866; Druck: *Kühn*, a.a.O., S. 144.
- 89 *Ebd.*
- 90 Carlos María Colinas, Bischof von Puebla, an Pater Fischer, Mexico [City], 12. Sept. 1866. Original im Besitz von Dr. Erich Weiler, dem ich die freundliche Überlassung der Kopie danke. Vgl. auch J. A. *Stargardt*, Autographen-Katalog 623, Marburg 1981, Nr. 389, S. 123. – Bei der Übersetzung des Briefes half freundlicherweise Frau Heidi Wertz/Ludwigsburg.
- 91 s. *Basch*, Erinnerungen aus Mexico, Bd. I, S. 39ff.
- 92 *Kühn*, a.a.O., S. 156, Anm. 73.
- 93 *Prinzessin Felix [Agnes] zu Salm-Salm*, Zehn Jahre aus meinem Leben – 1862 bis 1872 –, Stuttgart 1875, Bd. I, S. 335.
- 94 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 3.
- 95 Napoleon III. an Maximilian, 29. 8. 1866. Vgl. hierzu *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 22; *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 316; *Kühn*, a.a.O., S. 116.
- 96 Näheres hierzu bei *Schmit v. Tavera*, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I., Bd. II, S. 151ff. Daß allerdings Fischer – wie der damalige österreichische Gesandtschaftsattaché Schmit v. Tavera schreibt – bei der am 26. Juli vorgenommenen Neubildung eines konservativen Kabinetts mitgewirkt und bereits damals als Kabinettssekretär fungiert habe (S. 151), ist absolut unrichtig. Fischer traf erst Anfang September 1866 in der mexikanischen Hauptstadt ein (Das Schiff, auf welchem auch Prinzessin Salm reiste, landete am 24. August in Veracruz: *Prinzessin Felix [Agnes] Salm-Salm*, Zehn Jahre aus meinem Leben – 1862 bis 1872 –, Stuttgart 1875, Bd. I, S. 337). Im übrigen erfolgte die Ernennung eines konservativen Ministeriums nicht erst Anfang September, wie *Belschner* (Pater Fischer, S. 27) schreibt. Vgl. hierzu auch den Bericht des preußischen Ministerresidenten v. Magnus an Bismarck vom 28. Juli 1866; Druck: *Kühn*, a.a.O., S. 121ff.
- 97 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 236. – Um diese Zeit wurde Fischer vom Kaiser »in der dringendsten Weise aufgefordert, die Leitung der Staatsangelegenheiten zu übernehmen« (*Ebd.*, fol. 235), obgleich er zum damaligen Zeitpunkt offiziell noch die Funktion des »Wirklichen Hofkaplans« innehatte.
- 98 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 234, 237. – Fischer hatte auf seiner Rückreise von Europa in Washington den Eindruck gewonnen, daß Präsident Johnson nicht abgeneigt sein würde, »seinen Einfluß zu einer friedlichen Schlichtung der mexikanischen Angelegenheit geltend zu machen«. (*Ebd.*, fol. 234). Dies kann nicht einfach – wie *Conte Corti* (a.a.O., Bd. II, S. 251) behauptet – als falscher Eindruck abgetan werden. Daß Johnson persönliche Sympathien für Maximilian hegte, äußerte er selbst gegenüber Prinzessin Salm in einem Gespräch am 10. 8. 1866 (*Prinzessin Felix [Agnes] Salm-Salm*, a.a.O., Bd. I, S. 334f.). Auch Dr. Basch berief sich auf Privatäußerungen amerikanischer Politiker, die nicht das Kaiserreich, sondern lediglich die europäische Interventionspolitik ablehnten (*Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 18). In einem, an eine Freundin gerichteten Briefe aus Washington vom 10./12. 2. 1867 spricht sich Vizeadmiral Wilhelm von Tegetthoff in ähnlicher Weise aus: »... Von den Vereinigten Staaten hat Max nichts zu besorgen; alle besonnenen Leute meinen, daß seine Regierung besser ist als gar keine...«. Zitiert nach *Heinz Steinrück* (Hrsg.), Tegetthoffs Briefe an seine Freundin, Wien – Leipzig 1926, S. 78.
- 99 »Ich war Zeuge, wie der Kaiser einer Reihe von Vorschlägen, die ihm Pater Fischer bezüglich der ihm hierzu geeignet scheinenden Persönlichkeiten machte, seine Einwilligung erteilte« (*Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 29).
- 100 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 7 u. S. 28. Vgl. auch *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 326.

- 101 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 48 ff.
- 102 Zum Folgenden: Rechtfertigungsschrift Fischers über seine letzte Tätigkeit in Mexico an Reichskanzler Beust; *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 239 f.
- 103 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 53 und S. 57.
- 104 *Ebd.*, S. 57 f. – *Schmit v. Tavera*, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I., Bd. II, S. 187 f., stützt sich im wesentlichen auf Basch, dem Fischer persönlich Mitteilung gemacht hatte.
- 105 Auch der französische Oberkommandierende, Marschall Bazaine, hatte die Minister in dringender Weise aufgefordert, im Amte zu verbleiben. Näheres hierzu bei *Kératry*, *L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien*, Paris 1868, S. 220 ff.; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 187.
- 106 Der *Schwäbische Merkur* meldete in seiner Ausgabe Nr. 8 vom 9. Januar 1867: »Leider steht seine kleine Umgebung, die nur aus drei Personen, dem Pater Fischer, dem Benediktiner Dr. Bilimek und dem Herrn Basch (einem Physiologen) besteht, gerade nicht im Geruche der Frömmigkeit.« – War Fischer schon wegen seines Lebenswandels und als Jesuit der damaligen Presse doppelt suspekt, so Dr. Basch wegen seines Judentums und der böhmischen Naturwissenschaftler Bilimek wegen der Tatsache, daß er sein Kloster verlassen hatte. Maximilians Privatsekretär Blasio äußerte sich über ihn wie folgt: »... a naturalist, who had formerly been a monk, and who left the cloister to devote his life to collecting reptiles and insects for museums. Maximilian had employed him to gather a collection for his museum in an old abbey on the island of La Croma which he owned in the Adriatic. [...] Billimek was an eccentric, very tall, rather fat, with gray hair and beard and thick, heavy spectacles. He seldom joined in a conversation unless it had to do with natural history, or his insects and reptiles, which he referred to as little creatures of the good God.« (Robert Hammond *Murray* [Hrsg.], *Maximilian Emperor of Mexico. Memoirs of his Private Secretary José Luis Blasio*, New Haven – Yale University Press 1941, S. 68 f.)
- 107 *Basch*, *Erinnerungen aus Mexico*, Bd. I, S. 59 ff.
- 108 *Ebd.*, S. 64 ff.
- 109 *Ebd.*, S. 67 f. – Druck des Briefes an Bazaine: *Kératry*, *L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien*, Paris 1868, S. 223; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 189. Allerdings wurde den Wünschen des Kaisers kaum Rechnung getragen (*Ebd.*, S. 190; *Basch* a.a.O., Bd. I, S. 115). – Der Rat Fischers, das berüchtigte Oktoberdekret aufzuheben, spricht zugleich auch gegen die Annahme von Joan *Haslip* (*Maximilian – Kaiser von Mexiko*, Dt. Ausgabe München 1972, S. 334), daß der Pater selbst Maximilian überredet habe, seine Unterschrift unter dieses Dekret zu setzen. Im übrigen war Fischer zu Anfang Oktober 1865 – falls er überhaupt noch in der Hauptstadt anwesend war – mit den Vorbereitungen zu seiner Reise nach Rom beschäftigt.
- 110 Näheres bei *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 73 f. Vgl. auch *Conte Corti*, *Maximilian und Charlotte von Mexiko*, Bd. II, S. 326, sowie Joachim *Kühn* (Hrsg.), *Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico. Berichte des königlich preußischen Ministerresidenten Anton von Magnus an Bismarck, 1866–1867*, Göttingen – Berlin – Frankfurt – Zürich 1965, S. 171 f., Anm. 86.
- 111 Herzfeld an Fischer, Havanna, 5. November 1866. Druck: *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 326 f. – Später urteilte Herzfeld unter dem Eindruck der Ereignisse über Pater Fischer wesentlich anders. In einem Schreiben an Alfons Freiherr von De Pont vom 11. Juni 1867 äußerte er sich unter anderem: »... ich bedaure nur, daß ich nicht den Mut hatte, rechtzeitig Fischer und Márquez erschießen zu lassen ...« (Zitiert nach »*Maximilian von Mexiko 1832–1867*«, Katalog der Ausstellung auf Burg Hardegg, veranstaltet von der Stadtgemeinde Hardegg a. d. Thaya, 13. Mai bis 17. November 1974, Wien 1974, Nr. 320, S. 229).
- 112 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 77 f.
- 113 *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 327. – Basch schreibt: »Fischer und ich verwalteten damals die Privatschatulle des Kaisers ...« (*Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 84). Oberstkämmerer war seit dem 16. Sept. 1866 Fischers persönlicher Freund Don Carlos Sánchez Navarro. (Vgl. unten Anm. 117).
- 114 v. Magnus an Bismarck, Mexiko [Stadt], 10. Nov. 1866. Zitiert nach *Kühn*, a.a.O., S. 172.
- 115 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 81.
- 116 *Ebd.*, S. 81 f. – Vgl. auch *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 331 f.

- 117 *Kühn*, a.a.O., S. 167, Anm. 81.
- 118 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 82 ff.
- 119 Márquez war in außerordentlicher Mission nach Konstantinopel und zum Heiligen Grabe nach Jerusalem, Miramón nach Berlin zum Zwecke des Studiums preußischen Artilleriewesens entsandt worden (*Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 61 f.; vgl. auch *Kühn*, a.a.O., S. 157).
- 120 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 97.
- 121 *Ebd.*, S. 98.
- 122 Leonardo Márquez an Pater Fischer, Orizaba, 21. Nov. 1866. Auch dieses Schreiben, welches hier erstmals veröffentlicht werden kann, befindet sich im Besitz von Dr. Erich Weiler/Mosbach, dem ich die Überlassung der Kopie verdanke. Vgl. auch J. A. *Stargardt*, Autographen-Katalog 623, Marburg 1981, Nr. 389, S. 123. – Bei der Übersetzung war Frau Heidi Werz/Ludwigsburg dankenswerterweise behilflich.
- 123 Es ist sehr wahrscheinlich, daß Márquez und Fischer sich seit Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre persönlich kannten. Zu einem späteren Zeitpunkt kann eine Begegnung kaum stattgefunden haben, da die beiden Generale seit Herbst 1863 mit den französischen Truppen im Landesinneren kämpften, und Fischer von seiner ersten Europareise zurückkehrte, als jene selbst nach dort berufen wurden. Ein derartig vertraulicher, freundschaftlicher Ton, wie er in dem Briefe des Generals Márquez vorherrscht, stellt sich kaum nach nur wenigen Tagen Bekanntschaft ein. Andererseits räumt auch José Luis Blasio, der Privatsekretär Maximilians, der von einer Spezialmission nach Europa soeben zurückgekehrt war, Fischer gerade auf Márquez enormen Einfluß ein (Robert Hammond *Murray* [Hrsg.], Maximilian Emperor of Mexico. Memoirs of his Private Secretary José Luis Blasio, New Haven 1941, S. 115).
- 124 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 240^vf.
- 125 Näheres bei *Basch*, S. 115 ff. Für die Vorgänge in Orizaba sind Basch und Blasio die einzigen Augenzeugen, die Memoiren hinterlassen haben. – Vgl. auch *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 336 ff.
- 126 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 120 f. – Daß hierüber Pater Fischer seine gute Laune nicht verlor, bezeugt Blasio, der Fischer erst gegen Ende November in Orizaba kennenlernte: »The priest was tall, with a clear, ruddy complexion, he had an agreeable personality, he was always jolly, and had the faculty of promptly creating a favorable impression because of his geniality upon those with whom he came in contact« (*Murray*, a.a.O., S. 115).
- 127 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 98.
- 128 vgl. oben Anm. 96.
- 129 Druck: *Kératry*, L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien. Intervention française au Mexique 1861–1867, Paris 1867, S. 271 f. (frz.); *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 125 f. (dt.); *Storch*, Mexiko oder Republik und Kaiserreich, Pest – Wien – Leipzig 1868, Bd. IV, S. 19 f.; E[ugène] Lefèvre, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien. Histoire de l'intervention française au Mexique, Brüssel – London 1869, Bd. II, S. 359; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 220; *Murray*, a.a.O., S. 117 f. (engl.).
- 130 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 150 f.
- 131 *Ebd.*, S. 153.
- 132 *Kühn*, a.a.O., S. 156, Anm. 73. (Das entsprechende Original ist im *HHStA Wien* derzeit nicht auffindbar.) Kühn irrt mit der Bezeichnung »Privatsekretär«; dies war nach wie vor José Luis Blasio. Fischer hat nur inoffiziell – vor allem während der Abwesenheit Blasios – zugleich Tätigkeiten eines Privatsekretärs verrichtet. Blasio trat Ende November 1866 wiederum in seine alte Funktion ein (*Murray*, a.a.O., S. 119). Der bisherige Kabinettssekretär, Hauptmann Edouard Pierron, den Maximilian mit Erlaubnis Bazaines aus dem französischen Generalstab berufen hatte, mußte auf Druck des Oberkommandos wieder in die französische Armee zurückkehren (Emmanuel *Domenech*, Histoire du Mexique. Juarez et Maximilien, Paris 1868, Bd. II, S. 402 f.; *Murray*, a.a.O., S. 124).
- 133 Das Folgende nach Paul *Gaulot*, La vérité sur l'expédition du Mexique d'après les documents inédits de Ernest Louet, Bd. III: Fin d'Empire, Paris 1890, S. 224 ff. Gaulot beruft sich auf Berichte des Generals Douay, des Rivalen Marschall Bazaines, dem General Castelnau und der französischen Gesandte Alphonse Dano von dem Vorgefallenen Mitteilung machten. Ferner: Georges *Girard*, La vie et les Souvenirs du Général Castelnau, 1814–1890, Paris 1930, S. 141.

- 134 Vgl. hierzu auch *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 346f.; *Kühn* (Hrsg.), Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico, S. 158f.; dort auch den Bericht des preußischen Ministerresidenten v. Magnus an Bismarck vom 28. Dez. 1866 (S. 181f.). – Der ehemalige französische Feldgeistliche, Abbé Emmanuel *Domenech* (*Histoire du Mexique*. Juarez et Maximilien, Paris 1868, Bd. II, S. 404) vertrat die Ansicht, daß man in der Frage der Abdikation des Kaisers den Einfluß Fischers bei weitem überschätzte. Man habe vielmehr für das Scheitern der Mission Castelnau und der Vorstellungen Danos und Bazaines einen Schuldigen suchen wollen. Domenech verkennt indessen, daß Castelnau nur Douay, den persönlichen Rivalen Bazaines, über Einzelheiten des Vorgefallenen in Kenntnis setzte, und Bazaine selbst niemals hierzu Stellung nahm. Daher kann die Rolle Fischers während der Unterredungen zu Xonaca keine freie Erfindung sein.
- 135 Eine vollzählige Auflistung der einzelnen Voten findet sich bei *Lefèvre*, a.a.O., Bd. II, S. 362ff.
- 136 Teodosio Lares an Marschall Bazaine, Mexico [Stadt], 25. 1. 1867. Teilweise inseriert im Briefe Bazaines an Maximilian vom 28. 1. 1867. Druck: *Kératry*, a.a.O., S. 334; *Gaulot*, a.a.O., Bd. III, S. 249f.; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 259.
- 137 Bazaine an Maximilian, Mexico [Stadt], 28. 1. 1867. *Kératry*, a.a.O., S. 335; *Gaulot*, a.a.O., Bd. III, S. 250; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 259.
- 138 Zum folgenden: *Kératry*, a.a.O., S. 336f.
- 139 Druck: *Gaulot*, a.a.O., III, S. 251.
- 140 Druck: *Kératry*, a.a.O., S. 337f.
- 141 Dies bezeugt Felix Prinz zu Salm-Salm, der dem nach Mexico Stadt zurückkehrenden Kaiser mit seinem Gefolge am 3. Januar 1867 in der Ortschaft Buena Vista begegnet war: »Pater Fischer ist ein großer, etwas starker, stattlicher Mann von großem Verstand und ebenso großem Ehrgeiz. Er ging in bürgerlicher Tracht und war erst ganz kürzlich zum Cabinets-Secretär des Kaisers ernannt worden.« (Felix Prinz zu Salm-Salm, Querétaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko, Stuttgart 1868, Bd. I, S. 13). Ihm folgend *Belschner*, Pater Fischer, S. 26.
- 142 Druck: *Kératry*, a.a.O., S. 339f.
- 143 *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 169f. und S. 175; *Schmit v. Tavera*, a.a.O., Bd. II, S. 294f.
- 144 Rechtfertigungsschrift Fischers, *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 243; *Basch*, a.a.O., Bd. I, S. 170. – Vgl. auch das undatierte Konzept eines Briefes von Basch an den österreichischen Reichskanzler Beust, wo es heißt: »... gerade der Sekretär Seiner Majestät war der Hauptgegner der Expedition nach Querétaro, gerade Pater Fischer bot alles auf, um Seine Majestät zu bewegen, in der Hauptstadt zu bleiben...« (zitiert nach *Kühn*, a.a.O., S. 324). Daß Maximilian Fischers Rat diesmal nicht befolgte, muß nicht bedeuten, daß der Pater – wie *Conte Corti* (a.a.O., Bd. II, S. 358ff.) etwas frei konstruiert – in Ungnade gefallen wäre. Vgl. auch *Kühn*, a.a.O., S. 215, Anm. 112.
- 145 Maximilian an Pater Fischer, Querétaro, 28. Februar 1867. Zitiert nach *Basch*, Erinnerungen aus Mexico, Bd. II, S. 6.
- 146 Pater Fischer an Wilhelm v. Montlong, Mexico, 24. Februar 1867. Zitiert nach Wilhelm von *Montlong*, Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico, Stuttgart 1868, S. 65. – Dr. Basch schrieb am 8. März 1867 aus Querétaro an Fischer: »... Der Kaiser bedauert sehr, schon seit langer Zeit von Ihnen keinen Brief erhalten zu haben; sind doch Ihre Briefe die einzigen, die etwas Interessantes enthalten«. (Zitiert nach *Kühn*, a.a.O., S. 217).
- 147 Maximilian an Bilimek, Querétaro, 2. März 1867. Zitiert nach *Basch*, a.a.O., Bd. II, S. 15f.
- 148 Rechtfertigungsschrift Pater Fischers. *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 244. – Fischers Aussagen wurden von dem mecklenburgischen Konsul Conrad G. Paschen in seinem Schreiben an Kaiser Franz Joseph I. vom 20. Januar 1868 bestätigt (*HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 358^vf.). Vgl. auch den Bericht des preußischen Ministerresidenten v. Magnus an Bismarck, 31. Mai 1867 (*Kühn*, a.a.O., S. 231ff.), sowie die Mitteilungen des damaligen österreichischen Gesandtschaftsattachés Ernst *Schmit Ritter von Tavera* (a.a.O., Bd. II, S. 422); *Basch*, a.a.O., Bd. II, S. 234.
- 149 Ob, wie *Schmit v. Tavera* (a.a.O., Bd. II, S. 334) behauptet, General Márquez um die Mitte April durch Pater Fischer unter Vermittlung der preußischen Gesandtschaft dem Feinde die Übergabe der Hauptstadt unter gewissen Bedingungen anbieten ließ, scheint mehr als fraglich.

Fest steht lediglich, daß Agnes Prinzessin zu Salm-Salm unter Vermittlung des preußischen Gesandten mit Porfirio Díaz in Unterhandlungen trat, um durch eine eventuelle Übergabe der Stadt eine mildere Behandlung der etwaigen Gefangenen zu Querétaro zu erwirken. Diese Unternehmungen der Prinzessin setzten am 16. April 1867 ein, und zwar ohne Wissen des Generals Márquez. Dieser hatte am Morgen des 17. April angeordnet, daß jeder Offizier oder Soldat, der irgendwie mit dem Feinde in Verbindung träte, erschossen werden sollte (*Prinzessin Felix [Agnes] zu Salm-Salm, Zehn Jahre aus meinem Leben – 1862 bis 1872 –*, Stuttgart 1875, Bd. II: Mexiko, S. 102 ff.). Für den fraglichen Zeitraum ruht zudem die Berichterstattung des Barons v. Magnus (*Kühn, a.a.O.*, S. 229).

- 150 Conrad G. Paschen an Kaiser Franz Joseph I, Mexico [Stadt], 20. Januar 1868. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 358^v.
- 151 *Ebd.*, fol. 359
- 152 *Ludwigsburger Tagblatt* vom 9. 7. 1867 (Nr. 158). Vorlage: *Stadtarchiv Ludwigsburg*.
- 153 Bericht Tegetthoffs, New Orleans, 19. 8. 1867. (Adolf Beer [Hrsg.], Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlaß, Wien 1882, S. 339).
- 154 *Ebd.*, S. 340. – Dem widersprach auf das Entschiedenste Konsul Paschen in seinem Briefe an Franz Joseph I, 20. 1. 1868: »Sollte ein Mann, der im Besitze von Hunderttausenden sein soll, genöthigt gewesen sein, für sein täglich Brod sich an die Barmherzigkeit eines ihm fast fremden [...] zu wenden, und sollte es ihm nicht möglich gewesen sein, sich mit seinem Gelde bei der notorischen Venalität der mexikanischen Kerkermeister alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten und Genüße zu verschaffen?« (*HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 359^v.)
- 155 Bericht Tegetthoffs, Vera Cruz, 26. 8. 1867. (Zitiert nach Beer, a.a.O., S. 342).
- 156 Zum folgenden: Bericht Tegetthoffs, Mexico Stadt, 8. 9. 1867. (Beer, a.a.O., S. 345). Vgl. auch die Meldung im *Schwäbischen Merkur* vom 17. Okt. 1867, S. 1215.
- 157 In den ersten beiden Monaten seiner Haft scheint von guter Behandlung des Paters noch nicht die Rede gewesen zu sein. Tegetthoff besuchte ihn erst Anfang September 1867 im Gefängnis. Konsul Paschen berichtet in seinem Briefe an Kaiser Franz Joseph I. vom 20. 1. 1868: »Während der sechsmonatlichen, zuerst unendlich strengen und hernach durch gütige Verwendungen gemilderten Haft des Pater Fischer, hat der ehrfurchtsvoll unterzeichnete ihm das für seinen Lebensunterhalt Nöthige gegeben, und darf dreist behaupten, daß ohne ihn der Pater in dem Gefängniße verkommen wäre, da Niemand sich um ihn kümmerte und die hiesige Regierung ihren politischen Gefangenen nichts weiter als den Kerker giebt.« (*HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 359^v).
- 158 Bericht Tegetthoffs, Mexico Stadt, 27. 9. 1867 (Beer, a.a.O., S. 356).
- 159 Bericht Tegetthoffs, Mexico Stadt, 7. 11. 1867. (Beer, a.a.O., S. 363 f.). Blasio erwähnt davon nichts in seinen Memoiren (Robert Hammond Murray [Hrsg.], Maximilian Emperor of Mexico. Memoirs of his Private Secretary José Luis Blasio, New Haven 1941, S. 182).
- 160 Magnus erwähnt in seinen Berichten an Bismarck vom 9. 6., 15. 6., 15. 8. und 17. 8. 1867 hiervon überhaupt nichts. (*Kühn, a.a.O.*, S. 234 ff.). Möglich ist, daß Tegetthoff auf Äußerungen des Kaisers gegenüber Dr. Basch Bezug nahm, wonach jener in Querétaro gesagt hätte: »Pater Fischer hat mich mit dem Concordate betrogen und belogen.« (*Basch, Erinnerungen aus Mexico*, Bd. I, S. 99).
- 161 Bericht Tegetthoffs, Mexiko Stadt, 7. 11. 1867 (zitiert nach Beer, a.a.O., S. 364 ff.). Vgl. auch *Kühn, a.a.O.*, S. 331.
- 162 Wahrscheinlich handelte es sich um das Schreiben Maximilians an Pater Fischer vom 21. März 1867, wodurch diesem die bevorstehende Ankunft des Generals Márquez in Mexico Stadt mitgeteilt und ihm zugleich Weisungen hinsichtlich der Verwahrung von Maximilians Privateigentum erteilt wurden für den Fall, daß Fischer im Schutze der kaiserlichen Truppen Mexico Stadt verlassen müßte. (*Conte Corti, a.a.O.*, Bd. II, S. 373; vgl. auch *Kühn, a.a.O.*, S. 331). Fischer behauptete später in seiner Rechtfertigungsschrift: »Sollte jedoch hierüber noch irgend ein Zweifel bestehen, so müßte er schwinden angesichts der Thatsache, daß Seine Majestät mir sein huldvolles Vertrauen bis zur letzten Stunde seines Lebens ungeschmälert bewahrt und mir während seines Aufenthaltes zu Queretaro durch das in meinen Händen befindliche Codicill den ausdrücklichen Auftrag erteilt hat, alle seine Papiere und Archive, wo sie sich immer

- befinden mögen, in meine Verwahrung zu übernehmen, sie theilweise zu vernichten, theilweise in Sicherheit zu bringen und, insoweit ich es für zweckmäßig erachte, zu veröffentlichen.« (*HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 245^vf.). Fischers Auslegung stimmte freilich nicht mit dem Wortlaut des ihm zuteil gewordenen Auftrages überein (vgl. oben und den Randvermerk auf der Rechtfertigungsschrift, a.a.O.).
- 163 Bericht Tegetthoffs, Mexico Stadt, 10. 11. 1867. (*Beer*, a.a.O., S. 370). Am 1. Dezember 1867 befanden sich keine wegen Hochverrats Gefangenen mehr in mexikanischen Gefängnissen (Arthur Storch, Mexico oder Republik und Kaiserreich, Pest – Wien – Leipzig 1868, Bd. III, S. 205). Vgl. auch den Bericht über die Rede des Präsidenten Benito Juárez vor dem mexikanischen Kongreß am 9. Dez. 1867 in: *Schwäbischer Merkur* vom 15. Jan. 1868, S. 56, sowie den Brief Konsul Paschens, bei dem Fischer zunächst wieder Unterkunft nahm, an Kaiser Franz Joseph vom 20. 1. 1868: *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 359^vf.
- 164 Friedrich Gerstäcker, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela, 2. Bd.: Mexiko, der Isthmus und Westindien, Jena 1868, S. 61 u. S. 280f.
- 165 E[ugène] Lefèvre, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien. Histoire de l'intervention française au Mexique, 2 Bde., Brüssel-London, 1869. Vgl. hier das Vorwort (S. IV) sowie Conte Corti, a.a.O., Bd. II, S. 417f., und Jesús García Gutiérrez, La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio (= Figuras y Episodios de la Historia de México, Núm. 28), Méjico 1955, S. 49: »Esto quiere decir que la obra es a todas luces parcial, favorable a Juárez y desfavorable al imperio y a la Iglesia, y que, por lo mismo, se pueden aprovechar los documentos, pero no dar el menor crédito a los comentarios.«
- 166 Vgl. hierzu L[udwig] Bittner (Hrsg.), Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (= Inventare österreichischer staatlicher Archive V: Inventare des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs 5), Bd. II, Wien 1937, S. 47; Maria del Carmen Velázquez, Documentos para la historia de México en colecciones austriacas, México 1963, S. 73f.; Kühn, Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico, S. 332; ferner Conte Corti, Maximilian und Charlotte von Mexico, Bd. II, S. 357, Anm. 1.
- 167 Vgl. Brief Paschens an Kaiser Franz Joseph, 20. 1. 1868 (*HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 360). Hiervon gelangten nurmehr Reste in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Vgl. Kühn, a.a.O., S. 332.
- 168 Bittner, a.a.O., S. 47; del Carmen Velázquez, a.a.O., S. 73; Kühn, a.a.O., S. 332. (Aus Kaskas Nachlaß wurden darüberhinaus noch persönliche Nachlaßpapiere Fischers, die mithin nach 1887 in Kaskas Besitz übergegangen sein müssen, erworben).
- 169 vgl. Tegetthoffs Bericht vom 19. August 1867. (Adolf Beer [Hrsg.], Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlaß, Wien 1882, S. 340.)
- 170 Friedrich Gerstäcker, Neue Reisen (wie Anm. 164), Bd. II, S. 280.
- 171 Conrad G. Paschen an Kaiser Franz Joseph I., Mexico, 20. 1. 1868. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 360^r.
- 172 *Schwäbischer Merkur* vom 3. 1. 1868 (Nr. 3), S. 11, Korrespondenz vom 19. Dezember 1867: »Pater Fischer bereitet sich zur Abreise vor«; *Schwäb. Merkur* vom 30. 1. 1868 (Nr. 26), Korrespondenz aus New York vom 15. Januar 1868: »Pater Fischer, der Beichtvater und Kabinettssekretär des Kaisers Maximilian, ist nach Europa abgereist«; *Schwäb. Merkur* vom 14. Februar 1868: »Pater Fischer, der vielgenannte Beichtvater und Kabinettssekretär Kaiser Maximilians, ist mit dem Dampfer Australian von New York kommend in Queenstown eingetroffen«.
- 173 in: *Schwäbischer Merkur* vom 9. 2. 1868 (Nr. 35).
- 174 [Augsburger] *Allgemeine Zeitung*, Beil. 1868, S. 644. Vorlage: *Stadtarchiv Ulm*, Best. G 5/23.
- 175 Belschner (Pater Fischer, S. 31) stellt die Behauptung auf, daß Fischer in Paris um eine Audienz nachgesucht habe, aber abgewiesen worden sei. Fischer schrieb später selbst: »... in Frankreich angefeindet, weil ich die Treulosigkeit, mit welcher Kaiser Napoleon Verträge brach und meinen Kaiser im Stiche ließ, nicht durch meine Zustimmung zu einer demüthigenden Flucht, zu welcher man den Kaiser Max in der verwerflichsten Weise zwingen wollte, decken und bemänteln wollte.« (Fischer an Carl Graf Bombelles, Paris, Juli 1878. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^r.)

- 176 In Mexico war man gegen Ende des Jahres 1867 der festen Ansicht, Fischer würde sich unmittelbar nach Österreich wenden (*Gerstäcker*, Neue Reisen, II, S. 61, S. 280). Dieses Gerücht entstand wahrscheinlich aufgrund der gegenüber Tegetthoff gemachten Äußerung Fischers, daß er die bei ihm befindlichen Akten persönlich nach Wien überbringen würde (vgl. Tegetthoffs Bericht vom 7. Nov. 1867: Adolf *Beer* [Hrsg.], Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlaß, Wien 1882, S. 365). Vgl. auch Christian *Belschner*, Pater Fischer: Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter XII (1939), S. 31.
- 177 Die *Schwäbische Kronik* («des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung, II. Blatt») meldete in ihrer Ausgabe vom 28. Februar 1868 (Nr. 51): »Der vielgenannte Pater Fischer aus Mexiko, der gewesene Kabinettschef des unglücklichen Kaisers Maximilian, ist gestern hier angekommen und im Hotel Marquardt abgestiegen.«
- 178 Am 16. September 1865 hatte Maximilian zusammen mit einer Tante des Prinzen, Josefa Iturbide, die Vormundschaft über Agustín Iturbide übernommen und alle weiteren Familienangehörigen finanziell abgefunden. Vgl. hierzu *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 126f.; Joan *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexico, Dt. Ausgabe, München 1972, S. 331f.
- 179 vgl. Theodor *Schön*, August Gottlieb Ludwig Fischer, in: ADB 49 (Nachträge bis 1899), Leipzig 1904, S. 225; *Belschner*, a.a.O., S. 30f. José Noriega y Malo war möglicherweise ein Sohn des kaiserlich mexikanischen Generals Manuel Noriega, der die Stadt Puebla gegen Porfirio Díaz verteidigt hatte.
- 180 *Haslip*, Maximilian – Kaiser von Mexico, S. 334.
- 181 vgl. *Conte Corti*, a.a.O., Bd. II, S. 350f.
- 182 Wie die Mutter des Prinzen, Alicia Iturbide, sich hierzu verhalten hat, ist völlig unbekannt.
- 183 *Belschner*, Pater Fischer, S. 31; wohl nach Familiennachrichten.
- 184 Robert Hammond *Murray* (Hrsg.), Maximilian Emperor of Mexico. Memoirs of his Private Secretary José Luis Blasio, New Haven 1941, S. 183ff.
- 185 Conrad G. Paschen an Kaiser Franz Joseph I., Mexico, 20. 1. 1868. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 358ff.
- 186 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 229–248.
- 187 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 61^v.
- 188 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 226.
- 189 *Ebd.*, fol. 227^r.
- 190 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 61.
- 191 *HHStA Wien*, »Separat-Billet 223 aus 1868«, fol. 224^r.
- 192 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept. *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, fol. 61^v.
- 193 Felix *Prinz zu Salm-Salm*, Queretaro, Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko, 2 Bde., Stuttgart 1868 (vgl. dort insbesondere S. 13).
- 194 Johann Georg *Fischer*, Kaiser Maximilian von Mexiko. Trauerspiel in fünf Akten, Stuttgart (Franck'sche Verlagshandlung), 1868.
- 195 II, 2 (*Ebd.*, S. 50f.)
- 196 II, 2 (*Ebd.*, S. 52)
- 197 Hermann *Fischer*, Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer, Tübingen 1897, S. 58. Vgl. auch Otto *Güntter*, J. G. Fischer – Dichter und Lehrer 1816–1897, in: Schwäbische Lebensbilder (im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, hrsg. von Max Miller und Robert Uhland), 6. Bd., Stuttgart 1957, S. 375.
- 198 Wolfgang *Menzel*, Geschichte der neuesten Jesuitenuntriebe in Deutschland (1870–1872), Stuttgart 1873.
- 199 Konrad *Menzel* (Hrsg.), Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten, Bielefeld und Leipzig 1877, S. 563f.
- 200 S[amuel] *Basch*, Erinnerungen aus Mexico – Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs, 2 Bde., Leipzig 1868.
- 201 Friedrich *Gerstäcker*, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela, 3 Bde., Jena 1868.

- 202 Arthur *Storch*, Mexiko oder Republik und Kaiserreich. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart, 4 Bde., Pest – Wien – Leipzig 1868.
- 203 *Belschner*, Pater Fischer, S. 32. – Weder in den Akten der Kreisregierung Ulm im *Staatsarchiv Ludwigsburg* noch in der schriftlichen Überlieferung des Oberamts Tettngam im *Staatsarchiv Sigmaringen*, wo ich meinen Kollegen für entsprechende Nachforschungen herzlich danke, waren diesbezügliche Unterlagen zu ermitteln. Demzufolge beruhen Belschners Angaben offenbar auf Familiennachrichten. – Im Schlosse Gießen wurde übrigens am 25. März 1835 der damals berühmte Heldentenor Franz Nachbaur, der von 1868 bis 1890 am Hof-Theater zu München wirkte, geboren. (Kurt *Hommel*, Die Separatvorstellungen vor König Ludwig II. von Bayern. Schauspiel – Oper – Ballett, München 1963, S. 259f.).
- 204 *Belschner*, Pater Fischer, S. 31.
- 205 *Ebd.*
- 206 Vgl. August *Hagen*, Gestalten aus dem schwäbischen Katholizismus, 2. Teil, Stuttgart 1950, S. 33f.
- 207 Ein Teil des Nachlasses befindet sich im *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185 (früher Nr. 184; vgl. *Bittner* [Hrsg.], Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Bd. II, Wien 1937, S. 47 mit Anm. 5; *Maria del Carmen Velázquez*, Documentos para la historia de México en colecciones austriacas, México 1963, S. 74ff.). Andere Teile – etwa mehrere Briefe Maximilians an Fischer betreffend die Konkordatsfrage sowie die Gründung eines geistlichen Ordens, des Ordens der Brüder von Jerusalem (vgl. *Kühn*, Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico, S. 333) – sind verschollen oder befinden sich heute – wie die in der vorliegenden Arbeit publizierten Briefe an Fischer – in Privatbesitz.
- 208 vgl. Rudolf *Reinhardt*, Der Nachlaß des Kirchenhistorikers und Bischofs Karl Josef v. Hefele (1809–1893), in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 82. Bd. (1971), Heft 3, Stuttgart 1971, S. 361ff. – Ich danke an dieser Stelle Herrn Baur vom *Diözesanarchiv Rottenburg* für freundliche Auskünfte.
- 209 vgl. *Württembergische Kirchengeschichte*, herausgegeben vom Calwer Verlagsverein, Calw u. Stuttgart 1893, S. 689.
- 210 vgl. oben Anm. 54.
- 211 Robert von *Mohl*, Lebenserinnerungen (1799–1875), Stuttgart – Leipzig 1902, Bd. II, S. 328f. – Im Jahre 1874 äußerte sich Meglia übrigens dem württembergischen Gesandten in Wien, Fidel von Baur-Breitenfeld, dem Bruder der aus Ludwigsburg stammenden Dichterin Tony Schumacher, gegenüber: »Unsere Kirche bedarf der Revolution, um zu bestehen« und »Wir wollen keine gebildete Geistlichkeit« (sic!). Zitiert nach Rudolf *Vierhaus* (Hrsg.), Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg geb. Freiin v. Varnbüler. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreiches (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 43), Göttingen ³1963, S. 150.
- 212 August *Hagen*, Gestalten aus dem schwäbischen Katholizismus, 2. Teil, Stuttgart 1950, S. 33.
- 213 *Belschner*, Pater Fischer, S. 31.
- 214 *Ebd.*, S. 32. Eine entsprechende Anfrage beim *Stadtarchiv Augsburg*, wo ich Herrn Schreiber für freundliche Auskunft Dank sagen möchte, verlief leider ohne Ergebnis. In Augsburg wurde nach Mitteilung *Belschners* (a.a.O., S. 32) eine Photographie gefertigt, die Fischer zusammen mit Prinz Iturbide zeigte (Familiennachrichten). – Die Wege des Paters und des jungen Iturbide sollten sich bald darauf trennen. Iturbide ging später nach Ungarn, wo er eine Baronin Mikos heiratete. (*Conte Corti*, a.a.O., S. 322, Anm. 1). Später kam er in die Vereinigten Staaten und starb im März 1925 in Washington, D. C., wo er viele Jahre gelebt hatte. (Robert *Hammond Murray* [Hrsg.], Maximilian, Emperor of Mexico. Memoirs of his Private Secretary José Luis Blasio, New Haven ²1941, Anm. 10, S. 215).
- 215 Vgl. Fritz *Wiedermann*, »Verschwörernest« Burg Giessen, in: Bodensee Hefte 11, Nov. 1979, S. 15. Freilich ist Wiedermanns Jahresangabe 1879 unrichtig, da ja Fischer das Schloß nur in den Jahren 1869 und 1870 bewohnt hatte, und dieses im Jahre 1877 wieder in den Besitz der Familie Nachbaur übergang (*Belschner*, a.a.O., S. 32).
- 216 *Conte Corti*, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Bd. II, S. 405, unter Bezugnahme auf einen Brief Santa Annas an Pater Fischer vom 10. 1. 1868.

- 217 Entsprechende Recherchen in den Beständen der Kreisregierung Ulm im *Staatsarchiv Ludwigsburg* und des Oberamtes Tettngang im *Staatsarchiv Sigmaringen* verliefen ergebnislos. Leider gibt *Wiedermann* (Anm. 215) keine Quellen für seine Behauptung an, daß Fischer auf Befehl der württembergischen Regierung polizeilich ausgewiesen und zur sofortigen Abreise gezwungen worden sei.
- 218 *Belschner*, Pater Fischer, S. 32.
- 219 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept: *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^f.
- 220 *Ebd.*, fol. 62.
- 221 *Ebd.*, fol. 62^v.
- 222 *Ebd.*
- 223 Christian *Belschner*, Pater Fischer: Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter XII* (1939), S. 32.
- 224 Das Folgende nach *Belschner*, a.a.O., S. 32f., basierend auf Familiennachrichten Heinrich Fischers. Schriftliche Aufzeichnungen Heinrich Fischers, der später Silberwarenfabrikant in Stuttgart wurde, haben sich im *Stadtarchiv Stuttgart* (frdl. Auskunft von Dr. Bernhard Rolf) nicht feststellen lassen.
- 225 Zitiert nach *Belschner*, a.a.O., S. 33.
- 226 Pater Fischer an Carl Graf von Bombelles, Paris, Juli 1878, Konzept bzw. korrigierte Reinschrift: *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 61–63. – Bombelles (1832–1889) hat übrigens später in dem Drama von Mayerling eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Vgl. hierzu zuletzt: Gerd *Holler*, Mayerling: Die Lösung des Rätsels. Der Tod des Kronprinzen Rudolf und der Baronesse Vetsera aus medizinischer Sicht, Wien – München – Zürich – Innsbruck 1980, S. 63, vor allem S. 164ff., S. 291.
- 227 *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 62^f.
- 228 *Ebd.*, fol. 62^vf.
- 229 *Ebd.*, fol. 63.
- 230 Bei dem vorliegenden Stück handelt es sich offensichtlich um eine der vier aus der Feder Heinrich Fischers stammenden Reinschriften (vgl. *Belschner*, Pater Fischer, S. 33). Sie wurde von Augustin Fischer nicht unterzeichnet, daher auch nicht abgesandt, sondern mit nachträglichen Korrekturen und Ergänzungen von Pater Fischers eigener Hand versehen.
- 231 *HHStA Wien*, Archiv »Maximilian von Mexiko«, Karton 185, fol. 63^v.
- 232 *Belschner*, Pater Fischer, S. 33, nach den Erinnerungen Heinrich Fischers.
- 233 *Thieme-Becker*, s. v. Laurens, Jean Paul.
- 234 vgl. Abb. S. 105; ferner: *Belschner*, a.a.O., S. 34f.; Fritz *Wiedermann*, Abenteuer oder politischer Schwarmgeist, in: *Hie gut Württemberg 15* (1964), S. 29.
- 235 *Thieme-Becker*, a.a.O.; *Belschner*, a.a.O., S. 35 (nach Familiennachrichten).
- 236 *Belschner*, a.a.O., S. 33; *Kühn* (Hrsg.), *Das Ende des maximilianischen Kaiserreichs in Mexico*, S. 331 (hier: 1878).
- 237 Jesús García *Gutiérrez*, *La Iglesia mejicana en el Segundo Imperio* (= *Figuras y Episodios de la Historia de México*, Núm. 28), Mejiico 1955, S. 92; *Kühn*, a.a.O., S. 331.
- 238 *Kühn*, a.a.O., S. 331.
- 239 vgl. *Stadtarchiv Ludwigsburg*, Best. L 5 (Inventuren und Teilungen der Stadt), F 371 (Eventualtheilung über den Nachlaß des hiesigen Bürgers und Metzgers Carl Fischer, 13. Februar/17. März 1852), hier: Verweisblatt mit Notiz über Augustin Fischers Tod. Nach diesem Vermerk soll der Totenschein Fischers in den Nachlaßakten seiner im Jahre 1889 in Schwäbisch Gmünd verstorbenen Schwester Wilhelmine vorhanden gewesen sein. Diese haben sich jedoch im *Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd* nicht feststellen lassen.
- 240 zitiert nach *Belschner*, a.a.O., S. 33f.
- 241 *Ebd.*, S. 34.

Gottlieb Löffler – ein schwäbischer Maler

Von Ulrich Kull

Auf dem Neuen Friedhof Ludwigsburg befindet sich in der Nähe des großen Grabdenkmals des Generals von Lotterer und den Gräbern von Chr. Belschner, der Buchhändlerfamilie Aigner und des Pädagogen E. Seeger das Familiengrab Löffler, eine schmucklose Steinplatte mit vier Namen und den Jahreszahlen. Der Lebensweg des hier bestatteten Malers Gottlieb Löffler¹ (1868–1946) darf als exemplarisches Schicksal eines deutschen Bürgers der Zeit vor und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gelten. Von 1926 bis zu seinem Tode lebte Löffler in Ludwigsburg.² Gottlieb Löffler verband die Tätigkeit als Kunstpädagoge – er war Lehrer^{1, 3} und zu Anfang des Jahrhunderts maßgeblich an der vor allem von K. Kolb ausgehenden Reform des Zeichenunterrichts an den höheren Schulen Württembergs beteiligt – mit den Leistungen als bildender Künstler. Er war einer der Vertreter jenes markanten Zeitabschnitts schwäbischer Malerei um die Jahrhundertwende⁴, der oft als »Schwäbischer Impressionismus« bezeichnet wird und über den G. Nagel äußerte⁵, daß abgesehen von den Großen, wie Kappis, Pleuer, Reiniger, leider sehr viele gute Talente weitgehend unbekannt geblieben seien. Nicht zuletzt aber sind Bilder und Zeichnungen Löfflers heute auch als Dokumente nicht mehr vorhandener Schönheiten unserer engeren Heimat von beträchtlichem historischem Wert.



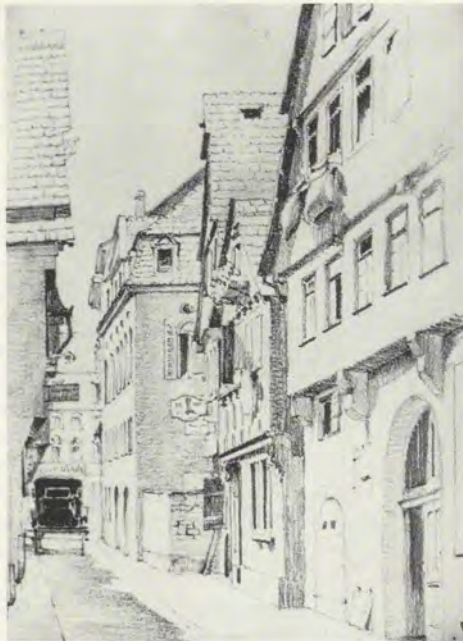
Gottlieb Löffler (um 1936) 1868–1946

Gottlieb Samuel Löffler erblickte am 14. Januar 1868 in Korntal als Sohn des damaligen Hausvaters des Kleinkinderheims, Gottlieb Wilhelm Löffler⁶, das Licht der Welt. Schon der 1880 verstorbene Großvater Gottlieb Löffler, von Beruf Schneider und Gärtner, war Hausvater dieses Heimes geworden, das sich zunächst auf der Schlotwiese in Zuffenhausen und seit 1846 in Korntal befand. Von diesem Großvater Gottlieb Löffler stammt ein kleines Aquarell mit der Darstellung des Kleinkinderheimes auf der Schlotwiese und der von ihm betriebenen Seidenraupenzucht.⁷ Eine künstlerische Begabung ist also wohl in der väterlichen Familie vorhanden gewesen. Der Vater Gottlieb Wilhelm Löffler (geboren 1829 im Heim auf der Schlotwiese, gestorben 1876 in Korntal) schloß 1865 die Ehe mit Wilhelmine Faut aus Wolfschlugen, einer langjährigen Erzieherin des Heimes, und übernahm dann die Leitung der Anstalt. Im Jahr 1868 wurde ihnen als offenbar einziges Kind Gottlieb Samuel Löffler geboren. Nach dem frühen Tode ihres Gatten führte die Mutter Wilhelmine Löffler die Anstalt mit damals etwa 50 Kindern noch bis zum Jahr 1892.

Gottlieb Löffler, aufgewachsen in der Brüdergemeinde Korntal, hatte von Jugend an künstlerische Interessen. Dennoch erwählte er – dem pädagogischen Erbe der Familie folgend – den Beruf des Volksschullehrers³ und besuchte die Seminare Esslingen und Nürtingen. Während der Seminarzeit in Nürtingen bildete er sich bei dem Landschaftsmaler Julius Kornbeck (1839–1920) weiter, der seit 1885 in Oberensingen bei Nürtingen ansässig war.⁵ Löffler muß in dieser Zeit – einigen späteren Aussagen zufolge – ein umfangreiches Formenstudium betrieben haben. Im Jahr 1887 legte Löffler die erste Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen ab. Als unständiger Lehrer wurde er nun, wie es damals in Württemberg üblich war, als Krankheitsvertreter oder als Hilfslehrer jeweils nach Bedarf an immer andere Schulen versetzt, wo er oft nur wenige Monate oder gar Wochen unterrichtete. So folgten in raschem Wechsel aufeinander Tätigkeiten in Kleinbottwar, Korntal, Göttelfingen bei Horb, Schönbühl, Bonlanden, Wilhelmsdorf, Feldstetten, Plochingen, Neckartenzlingen, Pfaffenhofen, Untereisesheim und Obertürkheim. In dieser Zeit bildete Löffler sich künstlerisch durch einen Malkursus bei A. Schirmer weiter, der an der Baugewerkschule in Stuttgart lehrte.

In Obertürkheim lernte Löffler seine spätere Frau kennen, Elise Regine Keller. Sie stammte aus einer Uhlbacher Handwerkerfamilie und ist am 24. März 1876 in Obertürkheim geboren. Die Heirat fand 1896 in Obertürkheim statt.² Ein Jahr zuvor hatte Löffler die zweite Dienstprüfung abgelegt. Danach hatte er auch Zeit, seine künstlerische Ausbildung zu erweitern, indem er neben dem Beruf her an der Königlichen Kunstschule (der heutigen Kunstakademie) bei A. Kappis Landschaftszeichnen studierte. Die Kunstschule hatte sich mit beträchtlicher Verzögerung gegenüber entsprechenden Institutionen andernorts in Deutschland unter wesentlichem Einfluß von Kappis der Strömung der impressionistisch beeinflussten Freilichtmalerei zugewandt. Schüler von Kappis sind wohl nahezu alle bedeutenderen württembergischen Landschaftsmaler jener Zeit, allen voran O. Reiniger, aber auch Drück, Hollenberg, Starker, Schickhardt und andere.^{8, 9} In dem Zeugnis, das Kappis 1896 ausstellte, bescheinigte er Löffler hohe Begabung und sehr guten Erfolg.¹ Im Oktober 1896 erhielt Löffler dann seine erste Stelle als ständiger Schullehrer in Altnuifra (heute zur Stadt Haiterbach gehörig). Dort wurde am 11. März 1898 das einzige Kind, der Sohn Walther Theodor, geboren. In der Zeit vor der Jahrhundertwende hat Löffler auch zwei Studienreisen nach Italien und Korsika gemacht, die für seine künstlerische Entwicklung von großer Bedeutung waren.¹⁰ Für eine dieser Reisen erhielt er ein staatliches Reisestipendium von 400 Mark. Daß dies ein außergewöhnlicher Vorgang war, erhellt daraus, daß in den Personalakten¹ in der Rubrik »Auszeichnungen« vermerkt ist, daß ein solches Staatsstipendium wohl auch als eine Auszeichnung gelten könne.

Zum 1. Oktober 1898 wurde Löffler auf eigenen Wunsch aus dem Schuldienst entlassen, damit er sich an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart zum Fachlehrer für Zeichnen weiterbilden konnte. Von der erforderlichen Ausbildungszeit wurde ihm aufgrund der vorgelegten Arbeiten und des Studiums bei Kappis ein Jahr erlassen, so daß er bereits Anfang 1901 die Prüfung als Fachlehrer mit der ausgezeichneten Note 1^b ablegte. Im Herbst des gleichen Jahres erhielt er eine Stelle als Zeichenlehrer in Böblingen, 1904 in Schwäbisch Hall. In diese Zeit fällt seine Beschäftigung mit der Reform des Zeichenunterrichts; 1906 erschien in den vom Verein württembergischer Zeichenlehrer herausgegebenen »Beiträgen zur Zeichenunterrichtsreform« sein Aufsatz über Kunstunterricht im Freien mit zahlreichen praktischen Anleitungen.¹¹ Der bis dahin übliche Zeichenunterricht hatte sich darin erschöpft, stilisierte Vorlagen, Gipsmodelle und Gipsköpfe abzuzeichnen. Die Reform des Unterrichts, welche den Wandel der akademischen Ausbildung durch Übergang von der Historienmalerei zur Hellichtmalerei¹² mit einer beträchtlichen zeitlichen Verzögerung widerspiegelte, zielte darauf ab, die anorganische wie die organische Natur in den Unterricht einzubeziehen. Erstmals war die Rede davon, daß Gestaltungskraft und Phantasie der Schüler entwickelt werden sollten. Löffler will in seinem Programm durch Unterricht im Freien die Schüler die Natur sehen lehren, wobei er unter Natur nicht nur Landschaft und Lebewesen, sondern auch Produkte der Menschen, wie Häuser, Kirchen, Brücken usw. versteht. Nicht eine möglichst gute Wiedergabe hält er für entscheidend, sondern die Bemühungen um die Darstellung, die zum genauen Betrachten zwingt. So plädiert er dafür, die Schüler immer wieder auch Menschen und Menschengruppen zeichnen zu lassen. Als Aufgabe des Kunstunterrichts in Mädchenklassen sieht er auch das Zusammenstellen von Zimmereinrichtungen und von Blumensträußen an.



G. Löffler: Alt-Heilbronn; Gasse beim Rathaus; Bleistiftzeichnung 33 × 22 cm

Im Jahr 1908 erhält Löffler als Hauptlehrer für Freihandzeichnen an der Oberrealschule in Hall den Titel eines Oberreallehrers. Noch im gleichen Jahr geht er nach Heilbronn als Oberreallehrer für Zeichenunterricht an Oberrealschule und Realgymnasium. Dort hat er viele Jahre lang neben den 30 Pflicht-Unterrichtsstunden je Woche noch Überstunden geleistet, in damaliger Zeit natürlich unbezahlt. Mit Reisezuschüssen der Stadt Heilbronn und des württembergischen Staates nahm Löffler 1912 am Internationalen Kongreß für Kunstunterricht, Zeichnen und angewandte Kunst in Dresden teil und legte einen umfangreichen und vielseitigen Bericht darüber vor.¹³

In Heilbronn wurde Gottlieb Löffler in die Freimaurerloge »Carl zum Brunnen des Heils« aufgenommen. Dort lernte er Paul Sapper, damals Lehrer in Kochendorf (jetzt Bad Friedrichshall-Kochendorf) kennen, mit dem ihn bald eine besonders herzliche und lebenslange Freundschaft verband. Zum engeren Freundeskreis gehörte außerdem der Heilbronner Facharzt Dr. Richard Kerber.



G. Löffler: Porträt Paul Sapper, 1917, Zeichnung; monogr. u. datiert links L. 17

In Heilbronn fanden mehrmals Ausstellungen von Werken Löfflers statt. Im Winter 1916/17 veranstaltete Löffler eine große Schul-Zeichenausstellung zugunsten der Kriegsfürsorge, also für Kriegsinvaliden und -hinterbliebene. Sie muß nach den Berichten ein großer Erfolg gewesen sein.¹ Die hervorragenden Ergebnisse des Zeichenunterrichts, die erkennbar wurden, nahm der Schulleiter zum Anlaß, den Antrag zu stellen, Löffler wegen seiner besonderen Verdienste den Titel Professor zu verleihen. Im Antrag¹ wird besonders darauf abgehoben, daß Löffler seine Ausbildung nicht nur an der Kunstgewerbeschule erhalten, sondern auch bei Kappis an der Akademie studiert habe. Der zuständige Referent der Ministerialabteilung für das höhere Schulwesen bemerkte zu dem Antrag, daß noch 5 »Vordermänner« da seien, bevor Löffler für den Titel in Betracht

komme, daß man ihn aber für die Verleihung des Charlotten- oder Wilhelmskreuzes vormerke. Zu einer solchen Verleihung ist es aber infolge der Ereignisse zu Ende des ersten Weltkriegs nicht mehr gekommen.

Um jene Zeit machte sich bei Löffler allmählich immer mehr ein rheumatisches Leiden bemerkbar, das er selbst später auf seine häufige Tätigkeit als Maler im Freien zurückgeführt hat. Wahrscheinlich handelte es sich um eine chronische Arthrose, die sich zunächst vor allem in den Hüftgelenken bemerkbar machte. Im Jahr 1919 bat Löffler für einige Wochen um Urlaub auf eigene Kosten. Er begründete das Gesuch damit, daß die Zahl von 30 Pflichtwochenstunden die Fertigstellung eines in Ausarbeitung befindlichen Schriftchens »Die Heimat« nicht erlaube und erklärte, daß er für die Bezahlung seines Stellvertreters aufkomme. Der Urlaub wurde ihm dann auch genehmigt. Interessanterweise trägt das Genehmigungsschreiben¹ an das Rektorat der Schule nicht nur die Unterschrift des Kultministers Heymann, sondern auch die des damaligen Staatspräsidenten Bloß. Man mag daraus erkennen, wie klein damals noch die Staatsverwaltung war: das Gesuch eines Lehrers auf einen Urlaub von wenigen Wochen wurde vom Regierungschef beschieden. Die angeführte Schrift wurde damals allerdings nicht vollendet, Löffler hat auch in der Folgezeit noch daran gearbeitet. Offenbar ist sie aber in den weiteren Jahren der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse und der Inflation nicht zum Druck gelangt.¹⁴

Infolge des sich verschlimmernden Hüftleidens war Löffler im darauffolgenden Jahr erstmals längere Zeit dienstunfähig. Seine Verdienste wurden 1924 gewürdigt durch die Ernennung zum Studienrat; nach den wenige Jahre zuvor eingeführten neuen Titeln der Lehrer an höheren Schulen entsprach das der früher schon vorgesehenen Ernennung zum Professor. Ein neuer Schub seiner Krankheit machte im Jahr darauf zwei längere Kuren erforderlich. Dennoch trat keine nennenswerte Verbesserung des Leidens ein und Löffler konnte die in einem oberen Stockwerk gelegene Zeichensäle infolge der Hüftgelenk-arthrose kaum noch erreichen. Dazu gesellten sich Bewegungsstörungen im rechten Arm, die ihm das Schreiben und Malen sehr erschwerten und das Zeichnen praktisch unmöglich machten. Im Frühjahr, vor der zweiten Kur Löfflers, hatte der Rektor der Oberrealschule Heilbronn, Dinz, an die Ministerialabteilung geschrieben¹: »Löffler war ein Kraftmensch, wie es nicht allzu viele gibt. Er kannte keine Ermüdung und gönnte sich keine Erholung und hat mit seiner Kraft geradezu Raubbau getrieben.« Wenige Monate später zwingen die gesundheitlichen Verhältnisse Löffler dazu, um Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Die zitterige Schrift des – wie damals üblich – handschriftlichen Gesuchs läßt die »Nervenstörungen der rechten Hand« deutlich erkennen. Schon einige Zeit zuvor hatte Löffler das Zeichnen aufgeben müssen. In den Jahren bis etwa 1922/23 hatte er zahlreiche Zeichnungen, vor allem von Alt-Heilbronn und von reizvollen Gebäuden, Dörfern und Landschaften der weiteren Umgebung von Heilbronn angefertigt, von denen viele mittlerweile historischen Wert besitzen. In Heilbronn waren auch Postkarten nach seinen Zeichnungen von Motiven Alt-Heilbronns vertrieben worden. Die nach 1925 entstandenen Zeichnungen sind nur als Erinnerungsskizzen anzusehen. Die Malerei in Öl und Tempera hat Löffler hingegen schon 1926 wieder aufgenommen; auch das Schriftbild der Briefe ist in den späteren Jahren wieder klarer.

Zum 1. November 1925 wird Löffler der vorzeitige Eintritt in den Ruhestand bewilligt. Nach dem Schreiben¹ des Rektors Dinz an seine vorgesetzte Behörde scheidet mit ihm ein »sehr verdienter, fleißiger und erfolgreicher Lehrer aus dem Amt. . . Wenn es noch zu den Gepflogenheiten der Ministerialabteilung gehört, so bitte ich deshalb, ihm das Bedauern über sein frühes Ausscheiden aus dem Dienst auszusprechen und ihm einen von Krankheit und Sorgen ungetrübten Ruhestand zu wünschen.« Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Nur einige Jahre ungestörten Schaffens waren ihm ver-

gönnt, bis die Nationalsozialistische Herrschaft zur Vernichtung seiner Familie führte. Im Jahr 1926 zog Löffler nach Ludwigsburg, wo sein Freund Paul Sapper schon seit 1918 wohnte und zunächst als Lehrer in Eglosheim und später als Gewerbeschulrat wirkte. Bis zu seinem Tode war Löffler in der Stuttgarter Straße 91 ansässig.

Eine größere Ausstellung mit Werken Löfflers wurde im November 1927 vom Schwäbischen Albverein unter tatkräftiger Förderung von dessen Vertrauensmann, Studiendirektor E. Seeger, und der Familie Sapper veranstaltet. Zu diesem Anlaß hielt Löffler einen Vortrag, in dem er auch auf seine künstlerische Entwicklung einging. Die Ludwigsburger Zeitung¹⁵ berichtet, daß auch Bilder aus der Umgebung Ludwigsburgs ausgestellt waren: »... mag die Tatsache hervorgehoben sein, daß aus Professor Löfflers eigenem Schaffen zu erkennen war, wieviel Schönes ein Künstlerauge auch in der näheren Umgebung unserer Stadt zu finden weiß. Wir erwähnen hier nur einige prächtige Baumgruppen im Salonwald und eine ganze Reihe von Darstellungen des Fischerwäldchens bei Neckarweihingen in den verschiedensten Stimmungen.« Soweit es ihm die Gesundheitsverhältnisse erlaubten, wandte sich Löffler von Ludwigsburg aus mit großem Eifer der schwäbischen Landschaft zu, deren Schönheiten er überall nachging. Außer zahlreichen Bildern der engeren Umgebung schuf er vor allem während Sommer- und gelegentlichen Kuraufenthalten Darstellungen von der Alb, dem Bodensee und aus dem Allgäu.

Der Sohn Walther Löffler hatte mittlerweile das Studium der Architektur abgeschlossen und 1922 in Stuttgart Gertrud Hermann (geboren 1894) geheiratet. Er war dann Assistent des Architekten Heinrich Tessenow (1876–1950)¹⁶ in Berlin geworden und als solcher bei der von Tessenow durchgeführten Umgestaltung der Neuen Wache Schinkels zum Reichsehrenmal beteiligt. Walther Löffler hatte von seinem Vater den konservativen Grundzug künstlerischen Schaffens übernommen, wie aus der Wahl von Tessenow als



G. Löffler: Blick auf Neckar und Neckarweihingen, Öl/Pappe, 50 × 72 cm, monogr. unten links GL

Lehrer zu ersehen ist.¹⁷ Er war ebenfalls wie sein Vater und wie Tessenow¹⁸ ein konsequenter Gegner des Nationalsozialismus. Dies wurde ihm zum Verhängnis. Er half einem jüdischen Studenten, dem sich eine Emigrationsmöglichkeit eröffnet hatte, bei der Fertigstellung der Diplomarbeit, so daß dieser sein Studium noch erfolgreich abschließen konnte. Die Hilfe wurde bekannt und damit gab es einen Vorwand für die Gestapo, Walther Löffler in der Folgezeit mehrfach stundenlangen Verhören und psychologischen Terror auszusetzen, der dann auf die Familie ausgedehnt wurde und schließlich so weit ging, daß sich W. Löffler und seine Frau mehrmals täglich bei der Gestapo melden mußten. Auch die elterliche Wohnung in Ludwigsburg wurde von der Gestapo durchsucht. Schließlich war Walther Löffler psychisch alldem nicht mehr gewachsen und ging 1938 mit seiner Frau in den Tod, kaschiert als Autounfall. Beide sind im Familiengrab in Ludwigsburg beigesetzt. Der einzige Sohn von Walther Löffler, Thomas, sollte dann im zweiten Weltkrieg zur SS eingezogen werden. Um dem zuvorzukommen, meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht. Er wurde bei einem Luftangriff auf einen Truppentransport an der Ostfront vermißt, vermutlich von einer Bombe zerrissen.

Für Gottlieb Löffler und seine Frau waren damit die Leiden aber nicht zu Ende. Nach mehrfachem Fliegerschaden bei den Angriffen auf die Ludwigsburger Südstadt 1944 wurde die Wohnung im Sommer 1945 von der amerikanischen Besatzungsmacht einige Wochen lang beschlagnahmt und mußte innerhalb weniger Stunden geräumt werden. Für Löffler, der damals infolge seines schweren Gelenkleidens bereits nahezu gehunfähig war, konnte so rasch kein Rollstuhl beschafft werden, so daß er unter großen Schmerzen mit den kleinen Schritten, die ihm noch möglich waren, bis zu einer befreundeten Familie in der Pflugfelder Straße schlurfte.¹⁹ Weniger als ein Jahr danach ist Gottlieb Löffler am 5. April 1946 in Ludwigsburg einem Kehlkopfkrebsleiden, das sich schon einige Jahre zuvor einmal bemerkbar gemacht hatte, erlegen. Seine Frau hat ihn lange überlebt; sie starb hochbetagt am 31. März 1970², nachdem sie bereits 1948 als Folge chronischer Unterernährung in den ersten schweren Nachkriegsjahren an Augentuberkulose erkrankt und erblindet war. Bis zu ihrem Lebensende wurde sie von einer älteren Schwester der verstorbenen Schwiegertochter, Hedwig Hermann, umsorgt. Diese wiederum verbrachte ihren Lebensabend im Heim in der Mühlstraße, wo sie im Alter von 90 Jahren im Jahr 1980 verstarb.

Gottlieb Löffler war ein groß gewachsener Mann von liberaler und toleranter Geisteshaltung mit unverkennbar konservativem Grundzug. Außerordentliche Bescheidenheit, Humor, eine in kleinem Kreis ausgeprägte Geselligkeit und große Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang kennzeichneten ihn. In seinem künstlerischen Schaffen steht die Landschaftsmalerei im Mittelpunkt. Das Interesse am Detail hat ihn nie verlassen, wenn es auch vor allem in den Zeichnungen der Zeit bis nach dem ersten Weltkrieg zum Ausdruck kommt, während die zahlreichen Landschaftsgemälde der späteren Zeit insbesondere sein Gefühl für Lichtstimmungen und für die Reize verschiedener Jahreszeiten aufzeigen. Außer Porträtzeichnungen von Verwandten und Freunden entstanden fast nur Freilichtbilder; erst in den letzten Lebensjahren hat Löffler infolge seiner Krankheit vor allem Atelierbilder gemalt: Blumensträuße und eine Reihe von Landschaftsbildern nach früheren Farbskizzen. Auf die historische Bedeutung der Zeichnungen Löfflers vom alten Heilbronn, wie auch von Bildern aus Ludwigsburgs Umgebung wurde schon hingewiesen. Nach dem zweiten Weltkrieg war in Heilbronn eine Ausstellung mit Zeichnungen Löfflers vom damaligen Oberbürgermeister Meyle geplant worden; sie kam aus unbekanntem Gründen nicht zustande.

Die Landschaftsmalerei hat Löffler bei Kornbeck, Schirmer und Kappis erlernt. Die Beziehungen zur Kappis-Schule sind in seinen Bildern nicht zu verkennen. Im Gegensatz zu seinem Lehrer Kappis hat Löffler allerdings fast nie Tiere oder Menschen in seinen

Landschaften dargestellt. Die meisten Beziehungen von der Bildgestaltung her findet man zu Werken seiner bekannteren Zeitgenossen aus der Kappis-Schule: Drück, Starker und Schickhardt. Auf seinen Studienreisen in jungen Jahren entstanden Bilder im Mittelmeergebiet, später zunächst zahlreiche Werke aus der jeweiligen Umgebung des beruflichen Wirkungsortes. Die schönsten und malerisch wertvollsten Bilder sind wohl jene, die in der schwäbischen Landschaft nach 1925 entstanden. Über mehrere Jahrzehnte hinweg malte Löffler seit der Jahrhundertwende immer wieder im Bereich der mittleren und östlichen Schwäbischen Alb. Eine Reihe von Bodenseebildern entstand bei Sommeraufenthalten Ende der zwanziger Jahre, zumeist am Überlinger See. Bei den Gebirgsbildern aus den Allgäuer Alpen fällt auf, daß die Farbskizzen mit ihrem deutlich impressionistischen Charakter in der Frische ihrer malerischen Anschauung oft eindrucksvoller sind, als die danach ausgeführten Bilder. In den Skizzen verwendet Löffler häufiger leuchtende Farben; in den Bildern erscheinen dagegen bevorzugt Pastelltöne und gedeckte Farben. Diese oft sehr stillen, geschlossenen, ja manchmal verschlossenen Bilder entsprachen wohl mehr der eher pessimistischen Grundstimmung seines Wesens, aus der auch sein herzlicher Humor entsprang. Verschiedentlich entstanden auch Bilder, deren Farben bei geeignetem Lichteinfall eine ungewöhnliche Leuchtkraft gewinnen. Dazu gehört etwa das für Löffler großformatige Gemälde, das den Ausblick von der Karlshöhe auf dem Salon nach Süden zeigt. Der Betrachter blickt über das Lange Feld bis zu den Schurwaldbergen und der Alb. Das Bild entstand 1926 in Löfflers vielleicht glücklichster Zeit, als er nach der Erkrankung die Fähigkeit zu malen wiedergewonnen hatte und von den beruflichen Zwängen befreit war. In einem erst 1944 nach Farbskizzen fertiggestellten Gemälde des Neckartales erscheint die Leuchtkraft der Farben fast ein wenig gekünstelt. War es das vorauszusehende Ende des Krieges, das ihn trotz allen psychischen und körperlichen Leiden ein solches Bild malen ließ?



G. Löffler: Neckar zwischen Marbach und Neckarweihingen, Öl/Pappe 70 × 98 cm, monogr. u. datiert unten links G. L. 37

Löffler hat als Pädagoge, der er von Beruf war, naturgemäß auch verschiedentlich zu Fragen der Kunst Stellung genommen. Wie er mehrfach betont hat, sah er die Grundlage seiner künstlerischen Inspirationen in der Natur, deren immer neues Studium zwingend notwendig für jeden Künstler sei. Löffler sah sich selbst vor allem in der Tradition der deutschen Landschaftsmalerei; den teilweise impressionistischen Charakter seiner Bilder und die Verbindung zur Schule von Barbizon hat er wohl nie erwähnt. Als Vorbilder verweist er mehrmals auf Menzel; aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert daneben auf Hans Thoma, Johann Sperl, den österreichischen Landschaftsmaler Anton von Stadler, den von der Barbizon-Schule her kommenden Emil Lugo und den in München tätigen Zeitgenossen Edmund Steppes, dem er große Originalität zuschreibt.¹⁵ In den Jahren nach 1920 kommt eine ausgeprägte Besinnung auf die altdeutsche Landschaftsmalerei und daneben auf Romantiker, vor allem Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge hinzu. Dabei mag es sich wohl auch um eine bei vielen Angehörigen des Bürgertums seiner Generation zu beobachtende konservative Reaktion auf den Ausgang und die Folgen des ersten Weltkriegs handeln. Sein Stil bleibt aber stets dem schwäbischen Impressionismus verhaftet, wenn man auch glaubt, gerade in einigen der späteren Bilder romantische Elemente entdecken zu können. In Aquarellen tauchen gelegentlich Farbkombinationen und Lichteffekte auf, die an Turner erinnern.

Zur abstrakten Malerei hatte Löffler keine Beziehung. Zwar war er zu tolerant, um sie öffentlich herabzusetzen oder gar zu bekämpfen, aber in kleinem Kreise hat er sich deutlich negativ geäußert. Auch der Entwicklung des Expressionismus und Fauvismus im 20. Jahrhundert stand er relativ indifferent gegenüber. Die »modernsten« Maler, die ihm etwas bedeuteten, waren wohl Corinth und van Gogh. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß manche von Löfflers Äußerungen zur Kunst und Kunstrezeption den Ausführungen von Corinth in dessen Buch »Das Erlernen der Malerei«²⁰ sehr ähneln.

Eine kurze schriftliche Äußerung von ihm selbst²¹ mag hier den Schluß der Darstellung von Leben und Werk des schwäbischen Malers Gottlieb Löffler bilden, der durch das Zusammentreffen eines bescheidenen Wesens und der widrigen Zeitumstände weit weniger bekannt wurde als ihm gebührt hätte. »Ich liebe die Natur und die Heimat. Sie sind die unversieglichen Quellen reinsten Freuden; sie heben die Kräfte; sie stärken den Mut im Kampfe des Lebens; sie helfen tragen Kummer und Sorge; sie füllen mein Gemüt mit allem Guten, Edlen und Schönen; sie führen zur inneren Sammlung; sie leiten mich zur Kunst und zum Schöpfer; sie lehren uns, auf uns selbst uns zu stellen; sie kennen keinen Trug und führen zur Erkenntnis der Wahrheit; sie sind die einzigen treuen Freunde. Wohl dem Menschen, der sein Verhältnis zu ihnen gefunden und fest verankert hat. Er kann niemals ganz unglücklich werden. Darum liebe ich die Natur und die Heimat über alles.«

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestand E 203 I, Bü 1003, Personalakten Gottlieb Löffler. Für Auskünfte hat der Verf. zu danken: Herrn Abt.-Direktor Dr. R. Kieß, Oberschulamt Stuttgart, Herrn Oberstudienrat R. Vogt, Backnang, dem Verwaltungsamt der Evang. Brüdergemeinde Korntal, dem Standesamt der Stadt Ludwigsburg sowie für zahlreiche persönliche Mitteilungen Frau Elfriede Kull, geb. Sapper und Frau Dr. Isolde Sapper (verstorben 1978).
- 2 Stadt Ludwigsburg, Standesamt, Familienregister Löffler/Keller.
- 3 M. E. Cramer: Württembergische Lehranstalten und Lehrer, soweit sie der Kultministerialabteilung für die höheren Schulen unterstellt sind. 5. Aufl., Heilbronn, 1907; 7. Aufl., 1925.
- 4 Peter Beyre: Schwäbische Maler um 1900. Konstanz u. Stuttgart, 1964.

- 5 Gert K. Nagel: Schwäbische Maler, Bildhauer und andere Künstler. Ein illustriertes Lexikon von Künstlern der letzten 200 Jahre. Stuttgart, 1975. S. auch: G. K. Nagel, Die schwäbische Kunst der letzten 200 Jahre, in: Stuttgarter Wochenblatt, 29. 5. 1981, S. 35.
- 6 Dies und das Folgende über die Vorfahren Löfflers nach brieflicher Auskunft des Verwaltungsamtes der Evang. Brüdergemeinde Korntal vom 14. 5. 1981.
- 7 Abgebildet in: Zuffenhausen einst und heute, hrsg. vom Heimatgeschichtl. Arbeitskreis Stuttgart-Zuffenhausen, 1957, S. 45.
- 8 Max Schefold: Albert Kappis; in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7 (1960), S. 346–351.
- 9 Beye, a.a.O., S. 21.
- 10 Nach Löfflers eigenen späteren Aussagen. Zeichnungen aus Italien und Korsika hat er noch in Ludwigsburg 1927 ausgestellt.
- 11 Gottlieb Löffler: Der Unterricht im Freien. Beiträge zur Zeichenunterrichtsreform; hrsg. vom Verein Württemberg. Zeichenlehrer, Stuttgart 1906, Verlag des »Zeichenlehrer«; Nr. 2, S. 22–30.
- 12 Beye, a.a.O., S. 4.
- 13 Bericht in den Personalakten (vgl. Anm. 1).
- 14 Über den Verbleib des Manuskripts konnte nichts ermittelt werden.
- 15 Ludwigsburger Zeitung vom 25. 11. 1927.
- 16 Gerda Wangerin u. Gerhard Weiss: Heinrich Tessenow. Leben, Lehre, Werk. Essen 1976; S. 49ff. Weiterer Assistent bei Tessenow war damals Albert Speer; vgl. dazu Albert Speer: Erinnerungen, Frankfurt 1969.
- 17 Weiss in Wangerin-Weiss, a.a.O., S. 141, Anm. 241 führt eine kurze Charakterisierung Tessenows von Sebastian Müller an, der ihn einer sozialphilosophischen Mittelstandsideologie zuordnet. Vgl. dazu Weiss, a.a.O., S. 119ff.
- 18 Speer, a.a.O., S. 31; Wangerin-Weiss, a.a.O., S. 56ff.
- 19 Der Verf. hat ihn dabei als Kind begleitet; es ist dies der tiefste Eindruck, der ihm persönlich von G. Löffler im Gedächtnis blieb.
- 20 Lovis Corinth: Das Erlernen der Malerei. Ein Handbuch; Berlin 1908. Ob Löffler dieses Werk als Quelle herangezogen hat, konnte nicht festgestellt werden.
- 21 Niedergeschrieben wahrscheinlich 1918, im Besitze des Verf.

1981 Das Jahr im Rückblick

Geschichte geschieht täglich. Dreihundertfünfundsechzigmal im Jahr. Der Chronist hat aus der Fülle des in unserem Kreis Geschehenen herausgepickt, von dem er meinte, es könnte von Bedeutung für die Geschichte unserer Gemeinden, für die Geschichte unseres Kreises und seiner Menschen sein. Und was mitunter auch ein wenig Stellvertretercharakter hat. Wo das Eine vielleicht typisch ist für das Viele. Als Kalendermann hat er die Blätter des Jahres 1981 noch einmal vom Kalender flattern lassen und herausgelesen, was ihm erwähnenswert schien. Damit Sie sich, verehrte Leser, noch einmal daran erinnern mögen. Ehe auch dieses Jahr endgültig ad acta gelegt werden kann.

Der Januar begann stürmisch. So stürmisch, daß Dachziegel hier und dort durch die Luft flogen und die Feuerwehren alle Hände voll zu tun hatten. So hatte man sich den Beginn des neuen Jahres eigentlich nicht vorgestellt. Wo man es doch mit Raketen und Böllern freudig begrüßt hatte. Die Polizei meldete sogar verletzte Autofahrer. Und im Stromberg gab es argen Windwurf. Umgestürzte Bäume legten den Verkehr lahm. Bei Erligheim und Freudental vernichtete der Sturm, der mit 120 Stundenkilometern herabrauste, eine größere Waldfläche.

Grund zur Klage übers Wetter. Grund zur Klage bei den Landwirten. Beim Kreisbauerntag sprach Staatssekretär Gallus von einer »verteufelten Situation«. Trotz steigender Produktion sinken die Realeinkommen der Bauern. Und zu allem Ärger noch dies: am 1. Juli wird die Buchführung Pflicht. 500 bis 600 Landwirte im Kreis sind davon betroffen.

Beim Wettbewerb der Karnevalsgarden in Gerlingen streiten fast 1500 hübsche Mädchen aus 82 Garden um den Titel »Württembergischer Gardemeister«. Und der Bundestagsabgeordnete des Neckar-Zaber-Wahlkreises, Dr. Guido Brunner, der beim letzten Versuch wenig Fortüne hatte, geht nach Berlin.

Eine breite Front formiert sich im Kreisgebiet gegen die von der Bundesbahn zwecks Sparens geplanten Streckenstilllegungen und Streichungen unrentabler Züge. Man findet's zwar sympatisch, daß auch bei den Regiebetrieben des Bundes gespart werden soll, aber es darf halt keine Opfer kosten. Das alte Lied, es wird das ganze Jahr hindurch gesungen.

In der ersten Bürgermeisterversammlung des Jahres wird festgestellt, daß noch mindestens 200 Regenüberlaufbecken im Kreis fehlen. Einer, der das Geld dafür aufbringen würde, wurde nicht gefunden. Auch beim Neujahrsempfang des Kreises wird über fehlende Mittel geklagt.

Die einst so vermögende öffentliche Hand muß den Riemen enger schnallen. Das bestätigten auch so prominente Gäste wie Frau Minister Griesinger und Staatsminister Huonker. Dem Thema des Empfangs »Die beruflichen Schulen in der Trägerschaft des Kreises« entsprechend handelt der Film, den die Freiburger Amateure für den Kreis hergestellt haben, von den Schulen »Für die Welt von morgen«.

Beim Schwabenball der Ungarndeutschen Bundeslandsmannschaft in Gerlingen, der Patenstadt, wird fortgesetzt, was vor 56 Jahren in Budapest begonnen worden ist. Dem früheren Ministerpräsidenten Dr. Gebhard Müller wird die Professor-Dr.-Jakob-Bleyer-Ehrenmedaille in Gold verliehen.

Marbachs Beginenhaus in der Unteren Holdergasse 4, das der Stadt gehört, ist sehr schön restauriert worden. Nun sind Mieter eingezogen, die evangelische Diakoniestation, die DRK-Bereitschaft und die Kinderschule der Arbeitsgemeinschaft Marbacher Frauen. Kann man alte Häuser besser nutzen? Schon 1290 hat dieses Haus existiert, das eines der ältesten und historisch bedeutendsten Häuser der Altstadt ist.

Die Schiller-Volkshochschule für Stadt und Kreis Ludwigsburg stellt ihr neues Jahresprogramm mit mehr als 1000 Veranstaltungen vor. Allein in 24 Kreisgemeinden gibt es 600 Kurse. Die handwerklichen sind am stärksten gefragt.

Traditioneller Neujahrsempfang am 21. Januar auch bei der Industrie- und Handelskammer; der 21. Fachkundiger Berichterstatter über die Lage der Weltwirtschaft ist der Chefkorrespondent des Journal of Commerce, Jesse Lumkowsky, aus New York.

Das Wetter spielt um den 20. Januar herum April. Schwere Schneestürme behindern den Verkehr schon wieder. Mittags scheint die Sonne und taut alles Weiße weg.

Das Hochwasser von 1978 ist in Freiberg nicht vergessen. Der Gemeinderat will einen Schutzdamm und eine Mauer bauen lassen. Zu den Kosten von rund 2 Millionen Mark wird das Land 90 Prozent Zuschuß geben. Der Neckar wird sich wundern.

Das Bauvorhaben Rehabilitationstechnikum in Ditzingen ist endgültig gescheitert. An Grundstücken, die zu teuer sind. Auch eine Art von Umweltschutz.

Im dritten Versuch gelingt der Verkauf des Schlosses Nußdorf. Für 1,4 Millionen Mark geht es an einen Kaufmann aus Vaihingen/Enz. 3,6 Millionen Schulden lasten auf dem Objekt. Im Jahre 1980 lag das Höchstgebot bei 700 000 Mark. Wenn das der Viktor von Scheffel geahnt hätte!

Am Weltfriedenstag marschieren rund 100 Jugendliche des Dekanats Ludwigsburg in einem Fackelzug zum Mahnmal für 250 polnische Juden bei Unterriexingen. Die Bundesbahn teilt Frau Minister Griesinger mit, daß in puncto Streckenstilllegungen nichts so heiß gegessen werde: erst würde die Fertigstellung der S-Bahn nach Bietigheim und die Einführung der Verbundstufe II abgewartet werden. Aber dann? Am 24. und 25. Januar gedenkt Asperg in der Goetheschule mit einer Ausstellung »Schubart und der Hohenasperg« des großen Sohnes unserer Heimat. Schubart-Lieder sind zu hören.

In der Nacht zum 29. Januar brennt in Besigheim das Kameradschaftshaus. Und im Markgröninger Spitalkeller ermitteln am Ende des Monats 50 Jugendliche aus Briefmarkensammlervereinen des Kreises die schnellsten Briefmarkentrenner. Das Sieger-Duo zertrennt in 15 Minuten 855 Stück. Insgesamt wurden an diesem Tag fast 60 000 Marken zerteilt. Diese Arbeit ist schon mal gespart.

Anfang Februar entscheiden fünf Vaihinger Stadtteile per Stimmzettel, ob sie auch künftig Ortschaftsräte haben wollen.ENZweihingen und Kleinglattbach schaffen die 30-Prozent-Hürde, die der Gemeinderat vor diesem Votum aufgebaut hat.

Die Witwe des Kunstmalers Hermann Rombach vermacht seiner Heimatstadt sieben historische Bilder. Die Arbeitslosenquote hat die höchste Zuwachsrate seit sechs Jahren. Ausländer und Jugendliche sind besonders betroffen. Die Ludwigsburger Kunsteisbahn hat den 500 000. Besucher seit 10. November 1978. Ludwigsburgs Alte Kameraden waren zehn Tage in Agrigento beim sizilianischen Fest der Mandelblüte. 200 000 Zuschauer waren begeistert von ihnen.

In Marbach wird am 14. Februar Bürgermeister Heinz Keppler wiedergewählt, in Kirchheim am Neckar Bürgermeister Erwin Bidermann. In Tamm fließt jetzt Wasser aus dem Bodensee. Es ist weicher als das aus den eigenen Brunnen. Das Chefarztteam für die neue orthopädische Rehabilitationsklinik in Markgröningen ist komplett. Im Frühjahr 1982 wird sie in Betrieb gehen. Der Chef der alten Wernerschen Anstalten in Ludwigsburg, Prof. Dr. Rathke, wird der Ärztliche Direktor sein.

Im Rathaus Steinheim ist das japanische Handball-Olympia-Team zu Besuch. Es

befindet sich auf einem Europa-Trip. Die Polizei legt die Jahresstatistik für 1980 vor: weniger Verkehrsvergehen, mehr Kriminaldelikte. Und es gibt 500 000 Mark Schaden bei einer Explosion in der Bietigheim-Bissingener Zahnradfabrik.

Alle zwei Jahre findet der Berufswettkampf der jungen Landwirte und -wirtinnen statt, 116 sind diesmal angetreten. Zwischen den Kriegen ist dieser Leistungsvergleich ins Leben gerufen worden, um anzuspornen. 40 000 Zuschauer beim schwäbisch-alemannischen Narrentreffen in Kornwestheim. Und 3000 Masken- und Hästräger aus Baden-Württemberg und der Schweiz. Bei kaltem sonnigem Wetter.

Anfang März beginnt im Großraum Stuttgart die Erhebung über die Verkehrssituation. 44 000 Haushalte werden angesprochen. Grundlegende Daten für eine Fortschreibung der Verkehrsplanung werden gesammelt.

Eine kleine Schar, Angehörige der Regimenter der alten württembergischen Armee, gedenkt auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg König Wilhelms II., der vor 60 Jahren gestorben ist: nur vier sind es noch, der älteste ist 88 Jahre.

Im März wird in Vaihingen/Enz Heinz Kälberer zum neuen Oberbürgermeister gewählt. Im Möglinger Industriegebiet richtet ein Großfeuer einen Schaden von rund 67 Millionen Mark an. Mehr als 100 Feuerwehrleute sind stundenlang im Einsatz. Ein Kühlhaus brennt nieder, weil spielende Kinder unbeabsichtigt gezündelt haben.

Die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg startet ein Pilotprojekt »Studium und Arbeitswelt«. Die 25. Gartenbauklasse hat an der Landwirtschaftsschule des Kreises ihr Semester beendet. 29 Schüler sind im 20wöchigen Schulwinter auf die Gärtnermeisterprüfung vorbereitet worden.

Am 27. bis 29. März steht Kornwestheim wieder im Zeichen des Stadtjubiläums: 1200 Jahre Kornwestheim, 50 Jahre Stadt, 25 Jahre Große Kreisstadt. Sondersitzung des Gemeinderates, Stadtfest mit historischem Umzug – 70 000 säumen die Straßen.

Vaihingens Gemeinderat billigt auch Aurich, Roßwag, Enzweihingen und Kleinglattbach Ortschaftsräte und -vorsteher zu, auf die sie bei der Eingemeindung verzichtet, die sie jetzt aber durch Volksabstimmung erzwungen haben.

Die Hoteliers und Gastwirte stellen in ihrer Jahresversammlung fest, der Anwerbepost treffe sie hart. Wenn Ausländer gar das Land verlassen müßten, wären viele Betriebe gezwungen zu schließen. – In der Industrie ein kurzer Warnstreik in Kornwestheim und Bietigheim. Federzeichnungen von der Synagoge Freudental sollen dem Trägerverein helfen, die Erhaltung des jüdischen Gotteshauses zu finanzieren. Im Ludwigsburger Schloß wird General Dr. Josef Wilhelm, der Befehlshaber im Wehrbereich, in den Ruhestand verabschiedet. Brigadegeneral Ruprecht von Butler wird sein Nachfolger.

In der Nacht zum 29. März werden die Uhren um eine Stunde vorgestellt: wir haben wieder Sommerzeit.

Ende des Monats besuchen Ministerpräsident Späth und Minister Engler den Vaihinger Verkehrsübungsplatz anlässlich des 1745. Sicherheitskurses.

Im April konstituiert sich in Bietigheim die Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Muskelkrankheiten. Das ZDF überträgt den Karfreitagsgottesdienst aus der Ludwigsburger Kreuzkirche. Live!

Der neue OP des Krankenhauses Vaihingen des Landkreises wird im April in Betrieb genommen. Das 3,3-Millionen-Werk dient der Sicherung der medizinischen Versorgung des Raumes Vaihingen. Finanzminister Palm eröffnet bei dichtem Nebel die 27. Saison des Blühenden Barock. Der Landkreis stellt in Besigheim seine neue Radwegkarte der Öffentlichkeit vor. Die erste Auflage ist schnell vergriffen.

Das Arbeitsamt meldet den höchsten Zugang an Arbeitslosen seit fünf Jahren. Kornwestheim ist diesmal Veranstaltungsort für den Kreisseniententag. Die zahlreichen Veranstaltungen sind gut besucht. Mitte April erfrieren viele Blüten. Vor allem Äpfel und

Kirschen, aber auch Wein, erleiden schwere Schäden. Das Enztal meldet starke Ausfälle beim Lemberger.

1. große Leistungsschau und Verbrauchermesse in Bietigheim-Bissingen mit 200 Ausstellern. Ministerpräsident Späth eröffnet sie. Wenige Tage später dann den Badepark Ellental – eine 20-Millionen-Anlage. Am ersten Wochenende hat sie schon 30 000 Besucher.

Die Stadt Steinheim weiht am 9. Mai ihre Stadtbücherei und Altenbegegnungsstätte im ehemaligen Pfarrhaus ein.

49 Bürger aus Baden-Württemberg erhalten im Ludwigsburger Schloß aus der Hand des Ministerpräsidenten die Verdienstmedaille des Landes. Unter ihnen Professor Otto Rombach aus Bietigheim-Bissingen, Josef Kohler, der Geschäftsführer der Kriegsblindenhandwerksfürsorge aus Gerlingen, Frau Frieda Seitz aus Kornwestheim und der frühere Kornwestheimer Konrektor Gottlob Dachtler. Landrat Dr. Hartmann wird vom Kreistag für weitere acht Jahre gewählt.

Nun fährt die S-Bahn bis Bietigheim. Das Spital in Markgröningen wird eingeweiht, das bisher größte Objekt bei der Stadtsanierung. Im Ludwigsburger Schloß wird die Ausstellung »Baukunst und -handwerk des Deutschen Ordens« eröffnet. Das Staatsarchiv hat sie zusammengestellt. Eingeweiht wird auch das »Wellarium«, das Mineralfreibad der Gemeinden Steinheim und Murr, das 12 Millionen Mark gekostet hat. Neun weitere Gemeinden sind jetzt an die Kreisalarmierung angeschlossen. Der Notruf 112 ist komplett.

Im Stadtmuseum von Ludwigsburg ist die Ausstellung über die Entstehung der Residenzstadt zu sehen.

Im Juni wird bei der Ludwigsburger Stadtgründungsfeier – Ludwigsburg ist jetzt 272 Jahre alt – die Bürgermedaille an Wüstenrot-Chef Walter Englert verliehen. Die Ruine Altsachsenheim ist unter Schutz gestellt. Sie kann jetzt nur noch unter Aufsicht betreten werden. Gäste aus aller Welt kommen zum Gustav-Adolf-Fest der württembergischen Landeskirche vom 13. bis 15. Juni nach Ludwigsburg.

Vaihingen feiert an Pfingsten den 275. Maientag.

Die Verbreiterung des Neckarseitenkanals bei Freiberg und Pleidelsheim ist abgeschlossen. Sie hat 2,7 Millionen Mark gekostet. Aber das Vogelparadies ist gerettet. Der Turngau-Neckar-Enz feiert sein 25jähriges Bestehen und sein 18. Gauturnfest. Bei Bauarbeiten in Walheim wird eine römische Töpferei entdeckt.

In einer Sitzung des Krankenhausausschusses des Kreistages werden 36 000 Unterschriften für die Erhaltung des Hubschrauberlandeplatzes am Ludwigsburger Krankenhaus übergeben. Anwohner klagen dagegen. Der Petersberg bei Oberstenfeld wird unter Schutz gestellt. Als 41. Landschaftsschutzgebiet im Kreis. In diesem Monat ist auch der erste Baggerbiß für ein mehrgemeindliches Industriegebiet bei Ottmarsheim. Das 60-ha-Gebiet gehört den Gemeinden Besigheim, Gemmrigheim, Hessigheim, Mundelsheim, Neckarwestheim und Walheim. Interkommunale Zusammenarbeit heißt die neue Marschrichtung.

15 000 Menschen, alt und jung, groß und klein, nehmen am Spielfest des Schwäbischen Turnerbundes auf der Ludwigsburger Bärenwiese teil. 1694 Teilnehmer liefern einen neuen Rekord fürs Guinness-Buch: im Schoßsitzen. Eine Ausstellung in der Bildergalerie des Ludwigsburger Schlosses: »Barockgärten in Württemberg«. Noch ein Beitrag zum Barockjahr.

Im Juli führt Regierungspräsident Dr. Bulling Dr. Hartmann in sein neues, altes, Amt ein.

Das Ludwigsburger Heilbad hat seinen 1-millionsten Besucher. 125 Oldtimer bei einer Veteranenrallye durch den Kreis: beim Jubiläum des MSC Aldingen. Vier Monate nach

der Möglinger Brandkatastrophe werden die »Brandstifter« gefaßt: drei Buben, die eine brennende Lampe vergessen hatten. In Tamm wird die alte Tracht vorgestellt, Bauernkleidung aus dem 19. Jahrhundert.

Ende Juli stöhnt der Kreis unter einer Tage anhaltenden Hitzewelle. In Ludwigsburg werden 35 Grad im Schatten gemessen. Die Tollwutgefahr nimmt wieder zu.

Im August feiert die Nebenbahn Korntal-Weißach, die Strohgäubahn, Jubiläum: sie ist am 14. August 1906 eingeweiht worden. Auch im Kreis Ludwigsburg sind die Obstbäume und Gärten von dem grassierenden Feuerbrand, einer Pilzerkrankung, bedroht. Die ehemalige Synagoge in Freudental ist Eigentum eines Fördervereins geworden. Zig-Tausende wieder beim traditionellen Schäferlauf am 29. und 30. August in Markgröningen. Am 2. Festtag waren es 70 000. Mindestens. Sagen die Veranstalter.

Besucherrekord auch im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses bei der Ausstellung »Baukunst und Bauhandwerk des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert«.

Und schließlich ein Rekord beim Bietigheimer traditionellen Pferdemarkt: 642 Pferde wurden aufgetrieben. Und es gab 200 000 Besucher.

Anfang September wird in Benningen eine Nachbildung der Jupiter-Gigantensäule aufgestellt, erhält das Stadtarchiv Ludwigsburg aus dem Vermächtnis des Fotografen Erwin Zeller 20 000 Glasplatten mit Bildern von Alt-Ludwigsburg. Die erste stationäre Jugendverkehrsschule auf dem Egelsee in Vaihingen/Enz, die auf Initiative der Verkehrswacht Stromberg-Zabergäu entstanden ist, wird der Öffentlichkeit übergeben.

Am 11. September weiht der Landkreis Ludwigsburg seine neuen Sonderschulen am Favoritpark in Ludwigsburg ein. Am folgenden »Tag der offenen Tür« haben auch die Behindertenorganisationen Gelegenheit, sich vor- und darzustellen. Wissenschaftler aus der ganzen Welt kommen zum Symposium über den Physik- und Chemieunterricht an Schulen nach Ludwigsburg. Albert Schöchles Buch »Das Schlitzohr« erscheint.

Der 10 000. Fernsprechananschluß ist Anfang Oktober in Kornwestheim installiert und im Bietigheimer Kronenzentrum wird in einem Festakt die 10 Jahre alte Städtepartnerschaft mit Surrey-Heath gefeiert. Erstmals dient wieder das Schloß Monrepos als Kulturstätte: die Europäische Bildungsgemeinschaft beginnt eine Reihe mit Kammermusik. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Turngaus Neckar-Enz veranstaltet das Landratsamt eine Ausstellung »140 Jahre Turngeschichte im Mittleren Neckarraum«.

Anfang November meldet der Egelsee in Vaihingen den 19 000. Teilnehmer am Sicherheitstraining. Damit stehen die Vaihinger weit an der Spitze all dieser Einrichtungen im Bundesgebiet. Ein einzelner Bürger in Ludwigsburg hat mit seiner Vorgarteneisenbahn 21 000 Mark fürs DRK gesammelt. Die Stadt Oberriexingen wird mit einer Bronzemedaille ausgezeichnet: gewonnen im Wettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden«. Das Kraftwerk in Walheim erhält die größte Gasturbine der Welt mit einer Leistung von 120 000 Kilowatt.

Die Weinlese 1981 ist nur ein »Herbst der halberfüllten Hoffnungen«. Am 15. Oktober wird Richtfest am neuen Kreishaus gefeiert und zwei Tage später lädt das Rehabilitationszentrum Markgröningen an einem »Tag der offenen Tür« zum Besuch des 220-Betten-Klinikums ein. Nach dreijähriger Bauzeit ist es fertig.

Ein erstes Buch über die Fachwerkhäuser im Landkreis Ludwigsburg kommt auf den Markt. Mit Texten von Günter Bentele und Fotos von Alfred Drossel. Die Hofkammerkellerei und die Verwaltung sind jetzt in Monrepos vereinigt. Im Altenheim in Besigheim feiert die älteste Einwohnerin des Kreises, Lydia Schulz, ihren 106. Geburtstag. Die Gemeinde Freiberg bereitet sich darauf vor, mit Beginn des neuen Jahres Stadt zu werden. Vom 17. bis 24. Oktober wird die erste internationale Kulturwoche veranstaltet, die viele Deutsche und ausländische Mitbürger zusammenbringt.

Das Regierungspräsidium Stuttgart bietet 48 Baudenkmale zum Kauf an, darunter das Besigheimer Wengerterhaus und das Murrer Schlößle. Außerdem ein Fachwerkhaus in Ditzingen, die Bergkeller in Murr und zwei Wohnhäuser in Vaihingen. Anfang November kommt das Buch »Burgen und Schlösser im Kreis Ludwigsburg« heraus. Redakteure der Ludwigsburger Kreiszeitung haben es geschrieben. Und der Landkreis bietet in einer neuen Reihe »Naturschutz im Kreis Ludwigsburg« das Büchlein »Naturdenkmale« an. Die Autoren: Claus Peter Hutter, Claus Peter Herrn, Reinhard Wolf.

Am 8. November enthüllen Rabbiner Poolmann und Heinz M. Bleicher, der Vorsitzende des Fördervereins, eine Gedenktafel an der Synagoge in Freudental. In Freiberg wird der 3. Kreisnaturschutztag und 1. Landesnaturschutztag begangen. Mit starken Schneefällen kündigt sich der Winter an. Er wird mehr und länger Schnee und Kälte mit sich bringen als die Winter, an die man sich 20 und mehr Jahre zurückerinnern kann.

Der Schillerpreis der Stadt Marbach wird an den Naturwissenschaftler Professor Dr. Wolfgang Binder, Zürich, verliehen für die in seinem Band »Aufschlüsse« zusammengefaßten Studien zur deutschen Literatur. Im Steinheimer Museum ist die Ausstellung über die Arbeiterbewegung im Raum Marbach zu sehen. Horst Kuhnert aus Kornwestheim gewinnt den Ideenwettbewerb des Landkreises zur Gestaltung des Eingangsbereichs am neuen Kreishaus.

Prognose des Regionalverbandes für die nächsten 10 Jahre: der Mittlere Neckarraum braucht rund 100 000 neue Arbeitsplätze.

Das Tiefe Tal bei Enzweihingen wird Landschaftsschutzgebiet. Bietigheims Gemeinderat beschließt, mit rd. 1 Million Mark Kosten die Hornmoldscheuer renovieren zu lassen. In Kornwestheim werden der Jubiläumfilm und das Buch »1200 Jahre Kornwestheim« vorgestellt.

Anfang Dezember wird das neue Altenheim »Haus am Stadtgarten« in Kornwestheim eingeweiht. Die Anlage beim Schafhof hat 22 Millionen Mark gekostet und hat 93 Pflege- und 47 Wohnheimplätze. Die Erörterungsrunde über die Einsprüche gegen den geplanten Bau des Blocks II am Kernkraftwerk Neckarwestheim beginnt. Der Schädel des Steinheimer Urmenschen wird von Wissenschaftlern unterm Computertomographen im Krankenhaus Ludwigsburg untersucht.

Hochwasser des Neckar legt das Kraftwerk Walheim lahm. Bischof Dr. Georg Moser weihet die Heiliggeistkirche in Markgröningen. In Ditzingen wird Alfred Fögen zum neuen Oberbürgermeister gewählt. Viel Schnee am 16. Dezember. Der Verkehr bricht zusammen. Gerd Spiegel ist neuer Bürgermeister von Schwieberdingen.

Das Jahr geht zu Ende. Nach langem endlich wieder einmal weiße Weihnachten. Innenminister Herzog zeichnet Bürgerinitiativen aus: darunter die AMSEL-Gruppe Bietigheim-Bissingen und der Freizeitclub der Lebenshilfe Vaihingen. Und Freiberg wird zum Jahreswechsel Stadt.

Die Raketen steigen heulend und krachend in den Himmel: das Jahr 1982 hat begonnen. 1981 ist Geschichte.

Herbert Saar

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1981/82

1. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1981/82 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Den ersten Vortrag am 15. Oktober 1981 hielt Staatsarchivrat Dr. Norbert Stein (Staatsarchiv Ludwigsburg) über »Ludwigsburg und seine Regimenter im Kriege 1870/71«. Der Vortrag von Dr. Stein, der ein sehr anschauliches Bild einer bedeutenden Epoche der Stadtgeschichte zeichnete, wurde schon im letzten Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter (Nr. 33/1981, S. 77-112) mit zahlreichen Illustrationen und Anmerkungen im Druck veröffentlicht.

Der Zeit der »Weimarer Republik« war der Vortrag im November gewidmet, bei dem Staatsarchivdirektor Dr. Paul Sauer (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) über das Thema »Die württembergischen Minister in der Zeit der Weimarer Republik« sprach und diese Zeit sowie Leben, Wirken und Schicksal der damals für unser Land verantwortlichen Männer vor einem zahlreich erschienenen Auditorium umfassend darstellte.

Er schilderte zunächst die Entwicklung am Kriegsende, die nach der Proklamierung der Republik am 9. November 1918 durch Sozialdemokraten und Gewerkschaften infolge der Bildung einer »Provisorischen Regierung« mit dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Wilhelm Bloß und mit drei bürgerlichen Ministern, dem letzten königlichen Ministerpräsidenten Theodor Liesching, dem Zentrumsmann Johannes von Kiene und dem Nationalliberalen Julius Baumann, ungewöhnlich friedlich verlief.

Bloß, »vom Willen beseelt, dem Land ein Chaos zu ersparen«, und seinem Kabinett gebührt der Dank dafür, daß Anfang 1919 der Aufstand der »unabhängigen Sozialdemokraten« und des radikalen Spartakusbundes (der sich nun »kommunistische Partei« nannte), mit dem Ziel eines Rätestaats nach russischem Muster, niedergeschlagen wurde. Nachdem sich inzwischen ein neues Parteispektrum konstituiert hatte, fanden am 12. Januar 1919 die Wahlen zur verfassungsgebenden Landesversammlung statt, bei denen erstmals Frauen wählen durften. Am 14. Februar wurde die »Provisorische« zur »Staatsregierung« und Wilhelm Bloß am 7. März von der Landesversammlung zum ersten Staatspräsidenten gewählt. Am 25. September wurde im Ludwigsburger Schloß die Verfassung verkündet, in der Württemberg als »freier Volksstaat« und als »Glied des Deutschen Reichs« bezeichnet wurde.

Nach Schilderung der sich daraus ergebenden Situation stellte Dr. Sauer das Zusammenspiel der Parteien in der Folgezeit dar, das im Landtag erstaunlich gut funktionierte. Obwohl die Mehrheitssozialdemokraten bei den Landtagswahlen 1920 hohe Stimmverluste hinnehmen mußten und daher in die Opposition gingen, stellten sie von insgesamt 23 Ministern der Weimarer Zeit zehn, also fast die Hälfte, und waren in kritischen Zeiten, als sich die Regierung nur auf eine parlamentarische Minderheit stützen konnte, eine verlässliche Rückendeckung. Dieses im Grunde faire Zusammenspiel von Regierung und Opposition geriet dem Lande zum Wohl, bis die »Machtübernahme« 1933 durch die Nationalsozialisten jener Ära ein jähes Ende bereitete.

Der Vortragende schilderte nun die Lebensbilder der 23 Minister und Staatsräte und

stellte fest, daß sie überwiegend kleinbürgerlich-bäuerlicher Herkunft und vorwiegend Württemberger waren. Gleichzeitig waren sie aber ein Beweis dafür, daß in Württemberg begabte Handwerker- und Landwirtsöhne schon immer »den Marschallstab im Tornister trugen«. Neben der Tradition der evangelisch-theologischen Seminare hatten das königliche Militär, der Post- und Eisenbahndienst »wesentlichen Anteil an dieser gesellschaftlichen Öffnung«. Neben vorheriger Tätigkeit als Redakteure von Parteizeitungen, als Schriftsteller, Lehrer oder Soldaten waren zahlreiche Regierungsmitglieder (oft auch Akademiker) aus dem öffentlichen Dienst hervorgegangen oder als Rechtsanwälte tätig gewesen und hatten somit fachliche Erfahrung. Da nach 1923 die württembergischen Kabinette bis 1933 nur noch aus Angehörigen des öffentlichen Dienstes bestanden, verlegten sich die Regierungsaktivitäten zunehmend auf eine geordnete Verwaltung, durchaus zum Segen für das Land. Während übrigens die Sozialdemokratie mehr zur Reichspolitik hin tendierte, stand für die Vertreter der bald maßgeblichen bürgerlichen Parteien, die alle von Geburt Württemberger waren, die Landespolitik im Vordergrund.

Schon an wenigen der Lebensbilder wird trotz des verschiedenen Parteibuchs eine gewisse Gemeinsamkeit in der Zielrichtung der Politiker offenbar. Wilhelm Blos, Ministerpräsident und erster Staatspräsident, wurde 1845 als Arztsohn in Wertheim am Main geboren. Er mußte sein Studium der Philologie und der Geschichte aus finanziellen Gründen abbrechen, wurde Redakteur und war bereits 1877 als Mitglied der SPD im Reichstag. In Stuttgart zog er sich von der Politik zurück, um ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben, stellte sich aber 1918, schon 70jährig, aus einer deutschpatriotischen Gesinnung heraus seiner Partei zur Verfügung. Nach seiner segensreichen Amtszeit blieb er noch bis 1924 Mitglied des Landtags. Er starb 1927, nachdem er sich bescheiden von der Politik zurückgezogen hatte.

Sein Nachfolger als Staatspräsident war Johannes von Hieber, 1862 in Waldhausen im Remstal als Sohn eines Landwirts geboren, evangelischer Theologe, erst Stadtpfarrer in Tuttingen, dann Professor am Stuttgarter Karls-Gymnasium und schließlich Vorstand des evangelischen Oberschulrats (daher damals der Personensadel). Er war Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, Mitglied des Reichstags und des Landtags, Minister des Kirchen- und Schulwesens und Staatspräsident 1920–24. Sein besonderes Verdienst besteht in der gesetzlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Württemberg. Er gehörte noch bis 1932 dem Landtag an und starb 1951 in Uhingen, als erster der »alten Garde« geehrt von der Nachkriegsregierung und Presse.

Als führender Repräsentant der Bürgerpartei (der württembergischen Ausprägung der DVP) wurde im Jahr 1924 Wilhelm Bazille Staatspräsident. Geboren 1874 in Esslingen als Sohn eines 1860 aus Savoyen eingewanderten Werkmeisters und einer Esslingerin studierte er Jura und war als Jurist bei verschiedenen Behörden tätig. Als Mitbegründer der Bürgerpartei und ihr Vorsitzender in Württemberg war er Mitglied des Reichstages und bis 1933 des württembergischen Landtags. Seinen etwas aggressiven Nationalismus legte er in seiner Regierungszeit (1924–28) ab und verwaltete sein Amt mit Würde und Besonnenheit. Gleichzeitig bekleidete er das Amt des Kult- und Wirtschaftsministers. Kultminister blieb er bis 1933. Er starb 1934 nach langer, schwerer Krankheit in Stuttgart.

1928 wurde Eugen Bolz Staatspräsident. Geboren 1881 in Rottenburg als Sohn eines Kaufmanns, war er nach dem Jurastudium zunächst als Amtsrichter tätig. Als Angehöriger der Zentrumspartei war er schon mit 31 Jahren Mitglied des Reichstags und des Landtags, 1920–23 Justizminister, 1923–33 Innenminister, 1924 Finanzminister. Bolz, der »das bittere Ende« miterlebte, besaß in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt und Innenminister »die Gabe des Ausgleichs und Vermittelns« und war auf fortschrittliche,

zugleich aber sparsame Staatsverwaltung bedacht. Während des Zweiten Weltkrieges schloß er sich der Widerstandsbewegung gegen den Nationalsozialismus an. Als ihn Freunde darauf aufmerksam machten, daß er damit sein Leben aufs Spiel setze, antwortete er: »Das weiß ich, aber mein Leben ist nichts, wenn es um Deutschland geht!« Nach dem mißglückten Attentat Stauffenbergs wurde auch er verhaftet, zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1945 in Berlin hingerichtet.

Neben anderen mehr oder weniger traurigen Schicksalen ehemaliger württembergischer Minister wußte Dr. Sauer aber auch von einigen erfreulichen zu berichten. Josef Beyerle von der Zentrumsparlei, geboren 1881 in Hohenstadt als Sohn eines Rentamtmanns und Landwirts, Jurist, seit 1921 Oberregierungsrat im Justizministerium, 1923–33 Justizminister, 1928–30 auch Wirtschaftsminister, wurde nach 1945 Mitbegründer der CDU und war 1945–50 als Justizminister von Württemberg-Baden noch segensreich für den Wiederaufbau der Demokratie tätig. Er starb 1963 in Stuttgart.

Der Jurist Dr. Reinhold Maier, 1889 in Schorndorf als Sohn des Stadtbaumeisters geboren, war seit 1924 stellvertretender Landesvorsitzender der Deutschen Demokratischen Partei, Mitglied des Reichstags und des Landtags und Sprecher für die wirtschaftlichen Belange Württembergs, 1930–33 Wirtschaftsminister. Er wurde 1945 von den Amerikanern zum Regierungschef des neuen Landes Württemberg-Baden ernannt, war Mitbegründer der neuen Demokratischen Volkspartei (DVP) und wurde erster Ministerpräsident, zuletzt auch des neuen Landes Baden-Württemberg (bis 1953). Er starb 1971.

Zu einer fast »legendären« Gestalt wurde Wilhelm Keil, der Bauernsohn aus Helsa bei Kassel, geboren 1870, gelernter Drechsler, der seine sozialdemokratische Laufbahn als Redakteur begann, Mitglied von Reichstag und Landtag wurde und von 1921–23 Ernährungsminister war. Er war in seinem Herzen ein »sozialistischer Monarchist«, der bis in die Mitte der zwanziger Jahre maßgeblich die politische Richtung der württembergischen Sozialdemokratie bestimmt, bis ihm durch Kurt Schumacher ein kämpferischer Konkurrent entstand. »Der große Mann der SPD« machte sich als Landtagspräsident um die Nachkriegsdemokratie verdient und gelangte »durch seine vornehme zurückhaltende Art, seine Unparteilichkeit und selbstloses persönliches Engagement« zu hohem Ansehen. Er starb 98jährig 1968 in Ludwigsburg, seinem langjährigen Wohnsitz.

Paul Sauer, dessen hervorragender Vortrag mit größtem Beifall aufgenommen wurde, gedachte abschließend auch der früheren Regierungsmitglieder, deren Tod der Öffentlichkeit kaum bekannt wurde: »Auch auf sie traf das Wort zu, daß sie sich um das Vaterland verdient gemacht haben.«

Wie vielsichtig das so oft gebrauchte Wort »Heimat« ist, brachte im letzten Vortragsabend des Jahres, am 16. Dezember, Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen, den (trotz schwierigen Winterwetters!) zahlreich erschienenen Mitgliedern und Gästen zum Bewußtsein, als er zum Thema »Heimat: Begriffsbestimmung und Problemgeschichte« sprach.

Nach der einleitenden Feststellung, daß der Begriff »Heimat« für jeden mit einer anderen Vorstellung verbunden sei, zeichnete Dr. Bausinger die Geschichte des Begriffs »Heimat« nach. Ursprünglich hatte das Wort dreierlei Bedeutung: 1. Die himmlische Heimat, 2. Heimat gleichbedeutend mit Hofgut, Besitz, eigenem Haus, 3. Heimat als Rechtsbegriff. Gerade dieser Rechtsbegriff war schon damals von größter Bedeutung, im Gegensatz dazu stand »heimatlos«, eventuell als Folge einer »Heimatvertreibung«. In die Gemeinde als Rechtsverband war jeder einzelne integriert. Heimatrecht bedeutete Recht auf Wohnung, auf Arbeit, auf Gewerbeerlaubnis, auf Eheschließung, gegebenenfalls auf ein öffentliches Amt, aber auch notfalls auf Unterstützung. Bürger wurde man zunächst durch Geburt oder durch Heirat. Wer von auswärts zuzog, mußte guten Leumund und

hinreichendes Vermögen nachweisen und zahlte für die Aufnahme, er kaufte sich sozusagen in die Gemeinde ein. Demgegenüber war der »Heimatlose« ein regionales Problem, da er letztlich – wenn er nicht »abgeschoben« werden konnte – dort aufgenommen werden mußte, wo er aufgegriffen worden war.

Die heutige Vorstellung vom Dorf aus der Zeit der Väter, schwankend zwischen »intakter Dorfgemeinschaft« und »Not und Terror« bezeichnete Dr. Bausinger als »Utopie nach rückwärts«. Tatsächlich sei das »gute alte Dorf« eher eine Notgemeinschaft gewesen, als auf Konsens basierend. Zahlreichen nachteiligen Begleiterscheinungen wie etwa unerbittliche soziale Kontrolle (auf oft maßloser Neugier basierend), Verachtung der Ledigen, eine Klassifizierung der Mitmenschen, aus denen sie kaum herauskommen konnten usw. stand positiv gegenüber, daß diese »Fesseln« des Dorfes gleichzeitig als »Halteseile« für den einzelnen stabilisierend wirkten.

Daß der Heimatbegriff im 19. Jahrhundert in die sentimentale Sphäre geriet, war sicher auch durch die Romantik bedingt. Nun verband sich mit dem Begriff Heimat eine sehnsuchtsvolle Erinnerung an die »gute alte Zeit«, weshalb das Wort nun nicht mehr mit einer streng lokalisierten Vorstellung verbunden war. So ist beispielsweise der Schauplatz des Liedes »Im schönsten Wiesengrunde« vielerorts vorstellbar, und das ausgedrückte Heimatgefühl überall möglich. Gleichzeitig wurde nun gern dem ländlichen »Paradies« mit edlen Menschen die »korrupte Stadt« gegenübergestellt. Ganz verallgemeinert wird nun nebenbei aus der »Heimat« das »Vaterland«.

Das große gesellschaftliche Problem des 19. Jahrhunderts war das Aufkommen eines »heimat- und besitzlosen« Proletariats in den Ballungsräumen, damit ein Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern. Das Heimatangebot des Bürgers verfiel beim Arbeiter nicht, vorweg Begriffe wie »Vaterland« oder »Nation«. Für ihn galt nur der Wahlspruch: »ubi bene, ibi patria!« Demgegenüber zeigte eine damals aufkommende neue bürgerliche Heimatbewegung durchaus positive Aspekte wie Aufwertung des Agrarwesens gegenüber der Industrie, Bekämpfung der Zerstörung der Substanz in der Gründerzeit und insbesondere auch die seither betriebene Denkmalpflege.

Nachdem in der NS-Zeit das Wort Heimat zwar viel gebraucht, aber hauptsächlich zum politischen Propaganda-Slogan geworden war, kam nach 1945 der Begriff der »neuen Heimat« auf, nicht nur für die vielen Heimatvertriebenen, sondern auch für die Einheimischen, die ihre Heimat aus den Trümmern wieder aufbauten. Leider wurde dieses echte und starke Gefühl gleich auch wieder Triebfeder für ein »Heimatgeschäft« mit sentimentaler Sehnsuchtsstimmung »von der Stange«. Neu war und ist nun ein Aufstand gegen die Industriegesellschaft und ein Kampf gegen die Zerstörung der Natur. Nun wird auch die Stadt ökologisch ausgerichtet und der »Naturschutz« wurde zum Gesetz. Man arbeitet an der Lokalgeschichte, woran sich auch die Jugend beteiligt. Neue Geschichtsvereine sind entstanden, und die Heimat ist zum Politikum geworden. Wird sie damit zu einem »grünen Slogan«?

Prof. Bausinger wies am Ende seines interessanten Vortrags darauf hin, wie ernst und neu sich uns heute das Problem »Heimat« durch die Gastarbeiter und Asylanten stelle. Diese Situation, meinte er, werde ein neuer Prüfstein für den Heimatbegriff.

Der Vortragsabend am 14. Januar 1982 begann zunächst mit der satzungsgemäßen Mitgliederversammlung. Nach dem Jahresbericht des Vorsitzenden Dr. Wolfgang Bollacher und dem Bericht über die Sommerfahrten von Markus Otto kam der Vorsitzende auf die Ludwigsburger Geschichtsblätter zu sprechen: sie konnten unter der Redaktion von Oberstaatsarchivrat Dr. Wolfgang Schmierer (Staatsarchiv Ludwigsburg) termingerecht zum Jahresende ausgeliefert werden. Die jährlich erscheinende illustrierte Zeitschrift von ca. 200 Seiten nehme unter der periodisch erscheinenden landesgeschichtlichen Literatur eine hervorragende Stellung ein. Frau Helga Schmidt wies im Kassenbe-

richt auf eine schwächere Finanzlage für 1982 hin. Zur Werbung für den Verein stehen jetzt von Herrn Wilfried Melchior hergestellte Prospekte und Plakate zur Verfügung.

Durch die anschließende Wiederwahl des Vorsitzenden Dr. Wolfgang Bollacher, seines Stellvertreters Staatsarchivdirektor Dr. Alois Seiler, der Kassenverwalterin Helga Schmidt und der Schrift- und Geschäftsführerin Helga Gengnagel dokumentierte sich das in diese Damen und Herren gesetzte Vertrauen. Herr Oberbaurat Keller, der wunschgemäß alters- und gesundheitshalber aus dem erweiterten Vorstand ausschied, dankte der Vorsitzende für seine stets sachkundigen Ratschläge in den vergangenen Jahrzehnten. Neu berufen wurden der Ludwigsburger Stadtarchivar Wolfgang Läßle und Studienrat Michael Geyer aus Hemmingen, so daß dem »erweiterten Vorstand« wieder insgesamt 15 Damen und Herren aus dem gesamten Kreisgebiet angehören.

Der Geologe Dr. Manfred Warth (Naturkundemuseum Ludwigsburg), dem Verein kein Unbekannter, sprach nun über »Geologie und geologische Besonderheiten im Kreis Ludwigsburg und ihre Beziehungen zur Heimatgeschichte«. Er wies zunächst auf die vielseitigen Beziehungen zwischen Geologie und Kulturgeschichte hin und erfreute das Auditorium gleich mit einem humorvollen Gedicht Friedrich Theodor Vischers über »Ichthyosaurier und Ichthyosüß«. Bildhauer und Architekten seien durch das Material Stein mit der Geologie verbunden und so mancher Ort verdanke seine Entstehung dem Reichtum an Bodenschätzen.

Weltberühmt seien die Fossilienfunde aus dem Kreis Ludwigsburg, darunter zahlreiche Saurierfunde. Unter Fundorten wie Markgröningen, Murr, Steinheim, Schwieberdingen, Ochsenbach und Bönningheim ist besonders der »Hohenecker Kalk« (richtiger: Dolomit!) hervorzuheben, der nur bei Hoheneck und Eglenheim vorkommt. Die dort gemachten Saurierfunde und entdeckten Muscheln, Seelilien und Zahnplatten von Lungenfischen gehören zu den größten Raritäten fossiler Fauna. Dr. Warth wies in diesem Zusammenhang auf die bedauerliche Mißachtung des Denkmalschutzgesetzes hin, als 1927 der weltberühmte Fundplatz Hoheneck-Kugelberg durch das Umspannwerk und andere Bauten zerstört wurde.

Bau-, Skulptur- und Dekorationssteine wurden aus den Steinbrüchen der Umgebung gewonnen, und Dr. Warth nannte hier den oberen Muschelkalk beim Ludwigsburger Schloß und bei Hoheneck, den Schilfsandstein bei Markgröningen und den schon erwähnten »Hohenecker Kalk«. Erstaunlicherweise entdeckte der Vortragende in einer französischen Schrift von 1766 die Erwähnung eines – bisher unbekanntes – Marmorvorkommens bei Enzweihingen, und der beim Vortrag anwesende Prof. Schmid aus Vaihingen/Enz konnte sogar von einem verarbeiteten Stück berichten, mit dem dieses offenbar längst erschöpfend abgebaute Material belegt werden könnte. Schließlich wurde auch der einst bedeutende Gipsabbau am Fuß des Hohenaspergs erwähnt und die künstlerische Verwertung dieses Alabasters.

Ein weiteres interessantes Gebiet streifte Dr. Warth mit der Erwähnung von Mineralquellen, deren hervorragendstes Vorkommen zum Heilbad Hoheneck geführt hat. Zweifellos der bedeutendste Fund, der je im Kreis Ludwigsburg gemacht wurde, ist der 1933 entdeckte »Steinheimer Mensch«. Bekanntlich handelt es sich dabei näherhin um eine Frau, die vor etwa 250 000 Jahren gelebt hat und älter als der »Neandertaler« ist, der sich zudem als nicht weiterführende Art erwiesen hat. Dr. Warth schilderte kurz das neuerdings hervorragend ausgestattete Urweltmuseum in Steinheim, das auch Funde aus der Tierwelt zeigt, darunter die Skelette eines Riesenhirschs und des Steinheimer Mammuts, eines Steppenelefanten.

Zuletzt kam der Vortragende noch auf den Bergbau zu sprechen. Herzog Friedrich von Württemberg versuchte im 16. Jahrhundert den Abbau von Bleivorkommen im nordöstlichen Kreisgebiet. In der Gegend von Sersheim, Horrheim und Rechentshofen

fand sich eine 30–40 cm mächtige Bleiglanzbank, deren Auswertung sich aber nicht lohnte. Ebenso mußte ein im 18. Jahrhundert am Enzufer bei Vaihingen aufgefundener bleiglanzführender Kalkspatgang wegen Wassereinbruchs wieder aufgegeben werden.

Der mit zahlreichen Bildern illustrierte Vortrag zeigte eindrucksvoll und allgemeinverständlich, wie aktiv die Geologie einerseits durch die Hinführung zu den Vorläufern und Wurzeln der Menschheitsgeschichte und andererseits durch die Erforschung der für uns unerläßlichen Bodenschätze in unser Leben eingreift und unser Wissen bereichert.

Seit einigen Jahren beschäftigt sich die Abteilung »Mittelalterliche Archäologie« des Landesdenkmalamts mit der Erforschung der Vorgängerbauten des ehemaligen württembergischen Schlosses in Marbach. Um über diese Arbeiten und ihre Resultate zu informieren, hatte sich freundlicherweise Dr. Hartmut Schäfer, der Leiter dieser Abteilung des Landesdenkmalamts, zu einem Vortrag bereiterklärt und sprach am 11. Februar 1982 vor einem großen Kreis von Interessenten über: »Grabungen im Schloß- und Burgbereich Marbach«. Einleitend schilderte er die Schwierigkeiten bei Forschungen dieser Art. Es gelte, die festgestellten Befunde mit dem Historiker und dem Kunsthistoriker abzuklären, damit sie zeitlich und stilistisch sinnvoll in das bisherige Wissen eingepaßt werden könnten. Hierzu sei nach der »Arbeit vor Ort« vielfach jahrelange Auswertung der Resultate am Schreibtisch notwendig. Die spezielle Schwierigkeit bei Marbach bestehe in der völligen Vernichtung des – wahrscheinlich in der St. Wendelinkapelle untergebrachten – ehemaligen Stadtarchivs beim großen Stadtbrand 1693, weshalb für die frühere Geschichte Marbachs keine Archivalien vorhanden seien.

Die ältesten bekannten Daten, die Nennung eines Fronhofs in Marbach 972 und die Verleihung des Marktrechts 1009, beziehen sich wohl auf ein altes Dorf bei der Alexanderkirche, wogegen die urkundliche Nennung Marbachs als Stadt im Jahr 1282 eine Stadtgründung auf dem heutigen Platz im 13. Jahrhundert bestätigt. 1303 kam diese Stadt vom Herzogtum Teck an Württemberg und wurde bereits 1311 im Reichskrieg gegen den Grafen Eberhard I. durch Konrad von Weinsberg zerstört. Das im 15. Jahrhundert in Marbach erbaute württembergische Schloß, dessen Aussehen aus einem Merianstich von 1634 einigermaßen deutlich hervorgeht, wurde ein Opfer des großen Stadtbrandes und ist, abgesehen von dem im Amtsgericht noch verbauten alten Mauerwerk, nicht wieder aufgebaut worden. Es bot sich daher an, das seit 1693 nicht mehr überbaute Gebiet östlich des Amtsgerichts bis zur Stadtmauerrecke, die »Parzelle 113«, auf Spuren der Schloßanlage und eventuelle Vorgängerbauten hin zu untersuchen. Nachdem eine Probegrabung im Jahr 1978 die Fundamente eines Turmes freigelegt hatte, wurde in den Jahren 1979–81 eine systematische Untersuchung der Parzelle 113 durchgeführt, die durch großzügiges Entgegenkommen des Eigentümers möglich geworden war. Dr. Schäfer erläuterte anhand von Dias die bisherigen Ergebnisse, aufgrund derer drei Zeithorizonte festzustellen sind:

1. Siedlungs- und Bebauungsreste aus der Zeit des späten 12. Jahrhunderts bis 1230/50. Neben einem Haus mit weißgekalkten Flechtwerkwänden, deren Mörtelputz rot bemalt war, fand man die Gußanlage eines wandernden Gießermeisters sowie qualitätvolle Keramikreste. Alles zusammen weist auf die Wohnung einer sozialen Oberschicht, somit den Sitz der damaligen Ortsherren oder gar einen noch bedeutenderen Herrrensitz hin.

2. Die vor der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtete Stadtburg. Zunächst der bereits 1978 festgestellte Bergfried östlich des Amtsgerichts in der Ecke der (damals noch nicht vorhandenen) alten Stadtmauer. Aus der Stabilität der Mauern (Mauerstärke 3 m!!) und einer Fundamenttiefe von 5 m läßt sich für den quadratischen Buckelquader-Turm eine Höhe von 25–30 m errechnen. Die Burg hatte zunächst nur eine einzige Ringmauer, an der ein Gebäude nachgewiesen werden konnte, das erst wirtschaftliche Funktionen hatte, dann als Wohnung gedient hat. In seiner Nähe und anderswo gefundene Steinkugeln

weisen auf die Beschießung von Burg und Stadt im Krieg von 1311 hin. Wohl zur besseren Sicherung wurde die Burg anschließend mit einer ebenfalls deutlich nachweisbaren zweiten Ringmauer versehen. Man nimmt an, daß diese Stadtburg um 1400 aufgegeben, die Ringmauern dann teilweise abgebrochen, der Graben verfüllt und die heutige Stadtmauer so errichtet wurde, wie sie die Parzelle im Osten begrenzt.

3. Das württembergische Schloß des 15. Jahrhunderts, dessen Struktur mit Hilfe des Merianstichs von 1634, der wesentliche Teile seiner Gebäude von Süden zeigt, zufriedenstellend geklärt werden konnte. Insbesondere fand man die Fundamente des auf dem Stich abgebildeten Baues entlang der östlichen Stadtmauer, und die in diesem Bereich noch in ihr vorhandenen Fenster sind ein weiterer Beweis für dieses in die Stadtmauer einbezogene Haus.

Abschließend berichtete Dr. Schäfer von den im Marktstraßenbereich angestellten Untersuchungen. Ausgehend von der Annahme, daß beim Stadtbrand die Gebäude zwar oben abgebrannt sind, ihre Keller aber erhalten blieben, erstellte man für den ganzen Bereich einen »Kellerkataster«. Diese alten Keller wurden nachher zwar von neuen Gebäuden überbaut, welche aber zur Straße hin nach den inzwischen geänderten Vorschriften ausgefluchtet wurden. Auf einem Plan, in den die Lage aller alten Keller genau eingezeichnet wurde, ist deutlich zu erkennen, daß die Häuser früher vom Marktplatz zum oberen Tor hin gestaffelt standen und nicht, wie heute, in kontinuierlicher Linie der sich zum Tor hin verjüngenden Straße entlang. Mit diesen neuen Erkenntnissen bezüglich des alten Stadtbildes und dem Hinweis auf die nun laufende Untersuchung der Einbindung des Schloßbezirks in dieses Bild rundete Dr. Schäfer seinen Bericht über die aktuelle Forschung in Marbach eindrucksvoll ab.

Den letzten Vortrag am 11. März 1982 hielt Markus Otto über »den spätgotischen Umbau der Chorturmkirchen, eine interessante baugeschichtliche Periode, dargestellt an Beispielen aus der näheren Umgebung«. Der Redner, der sich seit Jahren intensiv mit der Baugeschichte der Kirchen unseres Kreises beschäftigt, begann seine Ausführungen, die laufend durch informative Dias begleitet wurden, mit der Erklärung des Bauprinzips der Chorturmkirche und ihren üblichen Maßverhältnissen. Er vertrat die Ansicht, daß diese in unserer Gegend besonders häufige Kirchenbauform die günstigste Bauweise für eine Dorfkirche gewesen sei. Die alten Chorturmkirchen, die fast grundsätzlich in die romanische Stilperiode zurückreichen, waren meistens gleichzeitig Zufluchtstätten für die Dorfbewohner in kritischen Zeiten, im festummauerten Kirchhof gelegene, burgartig massive Steinbauten. Der Baufanatismus der spätgotischen Zeit, bedingt durch den damaligen Reichtum von Städten und Klöstern, blieb nicht auf diese Bereiche beschränkt, sondern erreichte auch die kleinste Dorfkirche. Die himmelanstrebende Tendenz im Bau der Gotik, bei dem der Chor als ein Symbol des Himmels nicht hoch genug sein konnte, ließ für die meisten alten Kirchen neue und gegenüber dem Schiff stark erhöhte Chorräume entstehen, was vielfach von außen durch ein dem Schiff gegenüber erhöhtes Chordach sichtbar wurde (Eglosheim, Schwieberdingen, Markgröningen).

Für die Chorturmkirche ergab sich bei dem Wunsch nach Chorverweiterung und -erhöhung die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Man konnte entweder nur in dem quadratischen Chorraum das alte romanische, niedrige Chorgewölbe ausschlagen und an seiner Stelle ein höher gelegenes spätgotisches Gewölbe anbringen, oder aber man brach außerdem die Ostwand des Chorturms heraus und baute nach außen einen gewölbten Dreiseitenabschluß mit Strebepfeilern an; beide Möglichkeiten wurden in unserer Umgebung praktiziert. Der Vortragende führte an einigen prägnanten Beispielen vor, welche architektonischen Probleme sich dabei ergaben, und wie sie gelöst wurden. Er legte dar, daß die gleichzeitige Erhöhung des alten romanischen Gewölbes im Chorquadrat und die fast völlige Herausbrechung der Ostwand zum Anbau des Dreisei-

tenabschlusses den an sich statisch unproblematischen Chorturm nun so belasteten, daß nur das Anbringen von Strebepfeilern an den beiden Süd- und Nordecken des Turmes denselben statisch gesichert hätte. Das erste Beispiel, die Clemenskirche in Horrheim, zeigte bereits eine Fehlleistung des spätgotischen Architekten. Er setzte nicht nur das alte Chorgewölbe um ein beträchtliches höher, sondern er brach nahezu die ganze Ostwand des steinernen Turmteils heraus, um sein schönes spätgotisches Gewölbe in einem Dreiseitenabschluß enden zu lassen. Erfolg: der Turm muß bereits damals ins Rutschen gekommen sein, da der nötige Strebepfeiler in der Südostecke am Turm fehlte. Man half sich zwar, indem man gegen Osten an einen der Strebepfeiler des Dreiseitenabschlusses eine malerische Stütze mit Törlein anbrachte, aber die Gefahr lauert heute noch: der Turm bekam vor wenigen Jahren erneut Risse und ist immer noch gefährdet. Als zweites Beispiel wurde die Georgskirche in Oberriexingen vorgeführt. Die Situation ist im Grunde dieselbe wie bei Horrheim: Ohne die zuerst(!) anzubringenden, den Turm statisch entlastenden Strebepfeiler an seinen Ecken wurde das Gewölbe höher gelegt und ein Dreiseitenabschluß nach Osten angebaut. Hier kommt noch dazu, daß in spätgotischer Zeit bereits der Turm direkt darüber ins Achteck übergeführt und mit einer steinernen achteckigen Glockenstube mit schönen Maßwerkfenstern versehen wurde. Es ist erstaunlich, daß der derartig strapazierte Turmkörper diesen maßlosen Eingriff dennoch anscheinend zunächst ertragen hat. Bei einem Stadtbrand 1693 aber brannte die Kirche aus und die Steine des Turmes platzten teilweise durch die Hitze ab (heute noch im Turm zu erkennen!). Seither entwickelte sich das Problem zur »Beinahe-Katastrophe«. Der Turm bekam nicht nur Risse, sondern er senkte sich auch nach Nordwesten. Man mußte daraufhin nicht nur das Chorgewölbe sofort entfernen, sondern auch den Bogen zum Dreiseitenabschluß mit zwei riesigen Baumstämmen stützen. Seither kam der Turm nicht mehr zur Ruhe. Er wurde mehrmals »verschlaudert«, weil er auseinander-zubrechen drohte. Nach mehrfachen Untersuchungen im 19. Jahrhundert, wobei Fachleute die endliche Anbringung der fehlenden Strebepfeiler empfahlen, wurde dann bei einem Bauvorhaben 1910 der heutige Zustand erreicht: Da bei Beseitigung der stützenden Baumstämme der Turm sofort zusammengebrochen wäre, hat man die beiden mit einem Betonmantel umkleidet, so daß heute hinter der Orgel ein mittlerer Pfeiler mit oben ausladenden Armen steht. Der Turm ist nach wie vor nach Nordwesten geneigt, die Einsturzgefahr vielleicht hinausgeschoben, aber nicht beseitigt. Auch in Groß-Sachsenheim wurde an der malerischen Chorturmkirche einst an dem alten Turm ein Dreiseitenabschluß herausgebrochen, ebenfalls ohne die notwendigen Entlastungsstrebepfeiler. Erfolg: auch hier sieht man an einem in der Barockzeit angebrachten südlichen Stützpfiler, daß der Turm anscheinend damals ins Rutschen kam.

In Sersheim hat man sich begnügt, das Chorgewölbe höher zu legen. Die Ostseite blieb unangetastet. Erfolg: der Turm war statisch nicht überfordert und hat bis heute einwandfrei gehalten. Ein Kuriosum stellte Markus Otto mit der Unterriexinger Pfarrkirche vor. Hier wurde offenbar eine alte Chorturmkirche bis auf den Turm abgebrochen. Nach Anlegung eines Keller wurde darüber an den alten Turm 1612 ein neues Schiff mit hohem, mehrstöckigem Dach (Funktion eines Speichers) gebaut. Hier wurde nun der alte Turmchor in fast »theatralischer Weise« zum Pseudo-Dreiseitenabschluß geführt, indem man die östlichen Ecken des Chorquadrats mit Schrägwänden versah. Erfolg: durchaus stabile Lösung mit origineller Wirkung, zumal das in der Renaissancezeit »nachgeholte« spätgotische Chorgewölbe von beachtlicher Qualität ist.

Mit der Bartholomäuskirche in Tamm stellte der Vortragende zum Abschluß eine architektonisch musterhaft gelöste spätgotische Erweiterung des alten Turmchores vor. Hier wurden ganz offensichtlich zunächst an den beiden Nord- und Südecke des Turmes stabile Strebepfeiler angebracht und sodann erst der großzügige Umbau des

Chores unternommen: Höherlegung des alten Chorgewölbes und Verlängerung desselben in einen großartig konstruierten Dreiseitenabschluß. Auch eine gleichzeitige Erweiterung und Erhöhung des Chorbogens konnte so statisch abgefangen werden. Die erst kürzlich restaurierte Kirche ist somit zu einer besonders sehenswerten Lösung des spätgotischen Problems geworden.

Abschließend wies der Vortragende darauf hin, daß seine Ausführungen zeigen sollten, daß man auch in der architektonisch so fruchtbaren Bauperiode der Spätgotik auf eindeutige Fehlleistungen stößt, und wie auch hier so manches Mal fachliche Unzulänglichkeit zu bis heute noch nicht überwundenen Fehlern geführt hat.

Die Studienfahrten im Sommer

Die Halbtagesfahrt am 24. April unter Führung von Markus Otto hatte das Ziel, seinen im März vor dem Verein gehaltenen Vortrag nun »vor Ort« zu demonstrieren, wobei sich zwangsläufig eine Erweiterung ins Kunstgeschichtliche ergab. Bereits der Besuch der Clemenskirche von Horrheim brachte interessante Aspekte. Durch die in den vergangenen Jahren erfolgte Freilegung eines hervorragend erhaltenen Wandgemäldes aus der Zeit um 1320 an der Nordwand des Chores konnte ganz genau die Höhe des ursprünglichen romanischen Chorgewölbes abgelesen werden. Das Gemälde ist eine Spitzenleistung dieser Zeit und zeigt im Stil der manessischen Handschrift die Krönung Mariens durch Christus. Dieses Bild ist so bezaubernd schön, daß es allein schon eine »Wallfahrt« nach Horrheim rechtfertigen würde. In das entsprechende, nur noch rudimentär erhaltene Gemälde der Südwand wurde ein großes spätgotisches Fenster geschlagen. Zauberhaft ist auch das höher gelegte spätgotische Chorgewölbe mit wunderbar erhaltenen pflanzlichen Rankenmalereien. Sehenswert sind Grabsteine aus spätgotischer Zeit, eine schön gewölbte Sakristei, Taufstein und Altar aus der Renaissancezeit, ein großer Kreuzifixus aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und eine Barockempore im Chor mit Brüstungsbildern der Apostel sowie ein wundervoller barocker Orgelprospekt. In Oberriexingen ist die Ausstattung des letzten Umbaus von 1910 noch vollständig erhalten. Man besichtigte zunächst von außen den fast unheimlich wirkenden schiefen Turm und ging dann in den Chor, um den die beiden Baumstämme umkleidenden Pfeiler hinter der Orgel zu betrachten. Der Prospekt der Orgel davor ist schönster Barock, wie auch eine, wohl ursprünglich auf dem Kanzeldeckel plazierte Figur des auferstandenen Christus. Besonders eindrucksvoll ist ein Gemälde an der Südwand des Schiffs, das Christus mit den Emmausjüngern vor den Toren von Oberriexingen darstellt. Durch das Stadttor sieht man die Georgskirche. Eine zu Herzen gehende Einbindung der Kirchengemeinde ins Evangelium!

Die Sersheimer Kirche ist nach ihrer Restaurierung zu einer Sehenswürdigkeit geworden. Hier wurde der quadratische Turmchor belassen und nur das Chorgewölbe höher gelegt. Wichtig ist, daß man den Ansatz des alten romanischen Gewölbes noch deutlich unter dem Putz ablesen kann. Außerdem greift eine spätgotische Malerei auf der Nordseite deutlich über den alten Ansatz hinaus. Diese ist eine Rarität: anstelle des Sakramentshauses ist hier ein zweiflügliger Altar gemalt, der als Bekrönung die Auferstehung Christi und auf den beiden Flügeln links die Austeilung der Kommunion in einer Kirche durch Christus selbst, rechts das Mannawunder in der Wüste darstellt. Die vorhandenen Grabmäler sind genealogisch besonders interessant.

Die Besichtigung der Unterriexinger Pfarrkirche ließ alle Besucher erstaunen über diesen »gemütlichen« Dorfkirchenraum, der mit dem zwar anfangs dieses Jahrhunderts erneuerten, aber dennoch im alten Stile belassenen Holzemporendekor ausgesprochen

originell wirkt. Höhepunkt ist der ursprünglich quadratische Turmchor, der durch Einsatz von Schrägwänden in die Ostecken einen Dreiseitenabschluß vortäuscht. Das Ostfenster des mit malerischem noch spätgotischem Netzgewölbe ausgestatteten Chors ist durch ein farbenglühendes modernes Glasgemälde wirksam geschmückt. Neben Emporenbrüstungsbildern, die rührend »bäuerlich« wirken, ist der heute im Erdgeschoß des Schiffs aufgestellte herrschaftliche »Grafenstuhl« mit schön bemalten Brüstungen aus der Renaissancezeit sehenswert.

Die abschließende Besichtigung der Bartholomäuskirche in Tamm überzeugte die Teilnehmer von der hervorragenden statischen Leistung des spätgotischen Architekten. Der restaurierte Chor ist durch den Dreiseitenausbau zu einer schönen weiträumigen Halle geworden. Gelungen ist in Tamm eine Erweiterung aus der Zeit des Jugendstils. Auch hier wurde, wie so oft, aus »schwäbischen Sparsamkeit«, die eine Schiffswand der ursprünglichen Chorturmkirche (die südliche!) belassen und nur die nördliche nach Norden, gleichzeitig die Westwand nach Westen hinausgeschoben. Der Architekt hat dabei aber die beiden alten Wände nur durchbrochen, so daß sie heute noch sichtbar blieben. So ist die Tammer Kirche, mit ihren hervorragend restaurierten, qualitätvollen Emporenbrüstungsbildern ein Musterbeispiel von architektonischem Können, sowohl in spätgotischer Zeit, als auch in der Zeit des Jugendstils! Eine wohlverdiente, gemütliche Einkehr in der Gaststätte des VfB Tamm beschloß den gelungenen Nachmittag.

Als Ziel für die Ganztagesfahrt war die Stadt Nürnberg erwählt worden und so fuhr ein vollbesetzter Bus am Sonntag, 27. Juni, in der Morgenfrühe in Richtung der alten Reichsstadt. Dank der hervorragenden Verbindung durch die neue Autobahn (unterwegs erzählte der Busfahrer sehr interessant von Bau und Struktur der berühmten Kochertalbrücke, über die man extra langsam fuhr) war man trotz Halt unterwegs schon kurz nach 9 Uhr am Ziel, dem berühmten alten Johannesfriedhof, an dessen Pforte Stadtarchivdirektor Dr. Hirschmann die Reisenden empfing. Schon der Besuch dieses Friedhofs, eines der ältesten und berühmtesten in Deutschland, wurde zum ersten großen Erlebnis. Eigentlich war es ein außerhalb Etters gelegener Pestfriedhof, der 1519 als Grablege für Ratsherrn und Stadtpatriziat neu gestaltet wurde. Besonders eigenartig und reizvoll ist die eigentümliche uniforme Gestalt der Gräber: alle bestehen aus gleichgroßen, sarkophagartig wirkenden Sandsteinblöcken (an einer Mauer ist sogar das Maß dieser Blöcke verbindlich festgehalten!), auf denen Bronzeplatten mit Namen und Wappen der Toten angebracht sind. Diese kunstreichen Tafeln aus der Zeit von der Spätgotik bis zum Barock sind gleichzeitig eine »Visitenkarte« der berühmten Nürnberger Rotschmiedezunft. Unter den Namen findet man berühmte Ratsherrn und Patrizier wie Pirkheimer, Peller und Baumgartner, daneben große Künstler, vorweg das Ehrengrab der Stadt Nürnberg für Albrecht Dürer, dessen Rosenbüsche gerade in voller Blüte standen. Die Johanniskapelle aus dem 14. Jahrhundert ist Endstation der heute nicht mehr vollständigen Kreuzwegstationen von Adam Krafft, die in der Stadt am Tiergärtnerort beginnen.

Nächstes Ziel war die Burg, die sich malerisch auf schroffem Sandsteinfelsen über der Stadt erhebt. Man gelangte zunächst durch das Tor der im 16. Jahrhundert erbauten Bastei zu den Resten der ältesten Burg aus der Salierzeit, der nachmaligen »Burggrafenburg«. Von ihr ist fast nur noch ein Fünfeckturm erhalten (»Altnürnberg«), dem gegenüber die Reichsstädter den »Luginsland« erbauten, um die Vorgänge auf der Burg beobachten zu können (wie die Ravensburger den »Mehlsack« bauten, um in die »Veitsburg« schauen zu können). Auch dieser Turm wurde, wie so vieles in Nürnberg, nach dem Kriege wieder aus den Trümmern aufgebaut. Zwischen beiden Türmen das Riesendach der »Kaiserstallung«, eines von Hans Beheim, dem »Stadtbaumeister« der Spätgotik, erbauten Getreidespeichers. Hauptsehenswürdigkeit ist aber die westlich

gelegene »Kaiserburg« aus Barbarossas Zeiten, deren wuchtiger Bergfried, der runde »Sinnwellturm«, Burg und Stadt beherrscht. Von der Stauferburg ist insbesondere die zweigeschossige Burgkapelle beeindruckend, deren Chorpartien in dem alten »Heidenturm« (Name wegen Skulpturen an den Außenwänden) liegen. Dr. Hirschmann wußte die große Kunst »romanischer Steinmetzen« aufs eindrucksvollste zu interpretieren. Die Besichtigung der wiederhergestellten Räume des Pallas gaben ihm Gelegenheit zu einem Exkurs in die reiche Burrgeschichte.

Der Platz vor dem Heidenturm gewährt eine großartig umfassende Aussicht auf Nürnberg, und von hier aus ließ Dr. Hirschmann vor den Besuchern ein anschauliches Bild vom Werdegang der Stadt entstehen, deren ältester Stadtteil unterhalb der Burg die »Sebalder Stadt« (nach dem Stadtheiligen Sebaldus), einst auch »Burgstadt«, dem auf der anderen Seite der Pegnitz gelegenen etwas jüngeren Stadtteil, der »Lorenzer Stadt« oder auch »Bürgerstadt« gegenüberliegt. Drei Entwicklungsstufen durchlief die Stadt, deren dritte dann mit der erst 1556/64 auf den modernsten Stand der Verteidigungstechnik gebrachten Stadtmauer das altbekannte Stadtbild prägte. Hierbei wurden vier der schon vorher vorhandenen quadratischen Wehrtürme durch Ummantelung zu den bekannten dicken Rundtürmen umgestaltet.

Durch die Sebalder Stadt mit Dürerhaus, Rathaus und malerischer Chorpartie der Sebalduskirche gelangte man zum allgemein durch Bilder vom Christkindlesmarkt bekannten Hauptmarkt. Die Frauenkirche mit der dekorativen Front zum Markt von Adam Krafft wurde einst als Sühne für eine zerstörte Synagoge erbaut und trägt die berühmte Kunsthuh von Heuß und Lindenast. Man kam genau richtig zum »Männleinlaufen« um 12 Uhr, bei dem die sieben Kurfürsten dreimal vor dem Kaiser vorbeidefilieren und ihm huldigen (Erinnerung an die »goldene Bulle« Karls IV.). Besonders liebevoll erläuterte Dr. Hirschmann das kürzlich bestens restaurierte Kunstwerk des »schönen Brunnens« (1385–96). Mit Schmunzeln entdeckt man im Reichtum der Figuren unter den Wasserspeiern einen Storch mit Baby im Schnabel. Bei dem teilweise über der Pegnitz erbauten alten Heiligeistpital, in dessen Kirche lange die Reichskleinodien untergebracht waren, verabschiedete sich Dr. Hirschmann, dem für seine so informative Führung herzlich gedankt wurde.

Nach einer wohlverdienten Mittagsrast in der Gaststätte des sehenswerten Spitalbaues übernahm Studiendirektor Dr. Mulzer als bester Altstadtkenner die Führung, die dank seiner mitreißenden Darbietungskunst auch die müdesten Ludwigsburger zu einem grandiosen »Altstadtbummel« animierte. Eckpunkte waren die Sebaldus- und die Lorenzkirche, deren kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten allein einen Tag beanspruchen würden. Der »englische Gruß« Veit Stoß' in der Lorenzkirche nebst dem unglaublich kunstvoll gestalteten Sakramentshaus des Adam Krafft beeindruckten neben wundervollen Altären und erstklassigen Glasmalereien genauso wie in der Sebalduskirche das berühmte Sebaldusgrab Peter Fischers. Interessant war, zu hören, daß der Entwurf des Vaters zu dieser Spitzenleistung der Erzgießerkunst durch seine von einer Italienreise inspirierten Söhne von einem gotischen Turm zu einem stark mit Renaissanceformen durchsetzten Gebilde reduziert wurde. Man glaubt, in dem Baldachin über dem »Grab« Anklänge an den Markusdom in Venedig zu erkennen.

Dr. Mulzer führte durch einige typische Nürnberger Gassen und erklärte an deren Häuser die ausgeprägten Nürnberger Eigenarten. Die lückenlos aneinander gereihten Häuser sind grundsätzlich »traufständig« und mit Vorbauten der Fassaden, den »Chörlein« versehen, sowie mit »Dacherkern« zum Aufzug von Waren auf die Speicher. In der Weißgerbergasse, einer typischen Handwerker-gasse, sah man Fachwerk und entzückende Hinterhöfe voll beschaulicher Gemütlichkeit. Die »Füll« hingegen zeigt eine Kaufmannsgasse mit schönen Chörlein an Steinfassaden und aufwendigen Hinterhöfen.

Abgesehen davon bot der Gang über etliche Pegnitzbrücken bezaubernde Ausblicke auf malerische Gebäudegruppierungen (Henkerssteg!), wie sie sich nur in einer von einem Fluß durchquerten Stadt finden. Dr. Mulzer wies zuletzt besonders auf die von zahlreichen Gebäudeecken herabschauenden schönen Madonnen hin und erzählte dabei von der seit einigen Jahren bestehenden Vereinigung der »Nürnberger Altstadtfreunde«. Sie setzt sich erfolgreich für die Wiederherstellung der schönen Stadt ein und ist laufend dabei, ganze Gebäude zu restaurieren, Chörlein instand und fehlende durch neue zu ersetzen. Man schied mit herzlichem Dank an Dr. Mulzer und mit der Gewißheit, daß die Fahrt nach Nürnberg ein absoluter Höhepunkt in der Exkursionsgeschichte des historischen Vereins gewesen ist. In Wüstenhausen saß man noch gemütlich zu gemeinsamem Abendimbiß zusammen, der die körperlichen Strapazen des Tages vergessen und als Fazit des Tages übrig ließ: »Nürnberg ist aus seinen Trümmern auferstanden und wieder eine Reise wert!«

Zur Herbst-Halbtagesfahrt nach Schorndorf waren etwa 80 Mitglieder und Gäste erschienen. Man traf sich am Archivplatz, wo Oberlehrer Reinhold Zeyher als bester Kenner der Stadt und ihrer Geschichte mit der Führung begann. Gleich die anfangs gebotene Einführung in die Stadtgeschichte brachte viel Interessantes und sicher für die meisten Neues: die Stadt besteht eigentlich aus zwei Teilen, von denen der älteste, der westliche Teil, aus einem fränkischen Dorf mit eigener Kirche hervorging (»auf dem Sand«); die östlich bei einer alten Burg gelegene Siedlung wurde, kurz nach dem Erwerb durch Graf Ulrich I. von Württemberg im Jahr 1250, zur Stadt ausgebaut und als eine Art »Trutzfestung« gegen die Reichsstadt Schwäbisch Gmünd mit starker Stadtmauer umgeben, in deren Ostecke die wehrhafte Burg stand. Beim Einbeziehen der westlichen Vorstadt in eine neue gemeinsame Stadtmauer wurde die Nahtstelle zwischen beiden Stadtteilen als Marktplatz ausgespart. Die Stadt war nun mit ihren 23 Wehrtürmen und drei Stadttoren als besonders türmereiche Stadt berühmt. Nachdem Herzog Ulrich Schorndorf von 1538–1544 zur Landesfestung mit einem beachtlichen äußeren Fortifikationsring ausgebaut hatte, rangierte es nun gleich mit dem Hohenasperg, dem Hohenneuffen und dem Hohentwiel, wobei bei dieser Festung, die das wichtigste Bollwerk für die Landeshauptstadt gegen Osten war, ihre Tallage sich nachteilig auswirken mußte. Bei der Belagerung durch die Kaiserlichen Truppen im Jahr 1634 wurde deshalb auch fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen. Eine von Stuttgart im Jahr 1688 anlässlich der Franzoseneinfälle geforderte Übergabe der Festung an Mélac wurde von den Schorndorfer Frauen unter Führung der Bürgermeistersgattin Barbara Walch mit Hilfe des Festungskommandanten von Krummhaar (in Sersheim begraben!) vereitelt. So sind »die Weiber von Schorndorf« ähnlich wie »die Weiber von Weinsberg« vorbildlich in die Geschichte eingegangen! Schorndorf war Sitz eines Obervogts, nachher Oberamtsstadt und ist heute »große Kreisstadt«.

Die Führung begann mit einer ausführlichen Besichtigung der Festungsanlage. Zunächst ging man zum anstelle der mittelalterlichen Burg erbauten vierflügligen Schloß Herzog Ulrichs, das mit seinen vier mächtigen Rundtürmen teils ans alte Schloß in Stuttgart, teils an den Hohenasperg erinnert. Man stieg in riesige unterirdische Lagerräume (eine Festung mußte Proviant, Waffen und Munition für eine einjährige Belagerung vorrätig halten!) und besichtigte die Untergeschosse der Rundtürme. In dem nahe gelegenen, 1555 von Herzog Christoph erbauten, »neuen Schloß« war der Sitz des Obervogts. Eindrucksvoll war die Besichtigung der restaurierten Reste der »Schloßbastion« und insbesondere der Abstieg durch enge Gänge in versteckte Kasematten.

Nach dieser Exkursion in die »Unterwelt« vereinigten sich die Gruppen auf dem Marktplatz wieder zur »oberirdischen« Stadtführung. Der Marktplatz ist durch das in der Mitte stehende Rathaus in zwei Plätze, den »unteren« und den »oberen« Markt

geteilt. Letzterer »gleich einer Stube, deren Wände aus Fachwerk gebildet sind« (A. Schahl). Besonders malerisch wirkt das Gebäude der Palm'schen Apotheke, das nach dem Brand von 1634 aus zwei Gebäuderesten zusammengebaut wurde. Eine Tafel am Haus erinnert an den mutigen Buchhändler Johann Philipp Palm, der 1806 wegen Verbreitung einer patriotischen Schrift auf Befehl von Napoleon erschossen wurde. Vom Marktplatz führte der Weg weiter zur Stadtkirche, deren hoher Chor besonders eindrucksvoll in eine alte Gasse hineinragt. Das Langhaus dieses bedeutenden Bauwerks war ursprünglich eine dreischiffige Halle, die ab 1477 von der »Stuttgarter Schule« Aberlin Jörgs erbaut wurde, wogegen der erstaunliche Chor, der von außen sehr an den des Heiligkreuz-Münsters in Schwäbisch Gmünd erinnert und durch seinen Umgang einen – im Innern nicht vorhandenen – Kapellenkranz vortäuscht, das 1511 vollendete Werk des Jakob von Urach ist. Der später mehrfach veränderte Chorseitenturm stammt von 1488. Größtes Kleinod der Kirche ist die Marienkapelle von 1490, deren kunstvoll gewundene Gewölberippen an Anton Pilgram erinnern. Sie tragen an ihren Kreuzpunkten Figuren des aus der »Wurzel Jesse« sprossenden »Stammbaums Christi«. Nach dem großen Stadtbrand wurde das Schiff in einen recht nüchtern wirkenden »Kirchensaal« verwandelt, wodurch die Kirche viel von ihrer eigentlichen architektonischen Qualität verloren hat. Wesentliche Sehenswürdigkeiten sind: Epitaphien im Chor, darunter eins mit einem Bild der nächtlichen Beschießung Schorndorfs im Jahr 1634, eine kunstvolle Renaissancekanzel und schöne Bauplastik rund um die Außenfassade der Kirche.

Beim weiteren Gang durch die Stadt verweilte man auch am Rathaus. Anstelle des 1634 zerstörten alten Rathauses hatte man zunächst ein in Unterurbach gekauftes Fachwerkhäus aufgestellt und erst 1726 bis 1730 den heutigen bedeutenden Bau »in Ludwigsburger Bauweise« errichtet. Auf seiner Rückseite gegen den unteren Markt ist ein Riesenmosaik mit der Darstellung der Geschichte von den Weibern von Schorndorf angebracht.

Gerne wanderte man durch viele alte Gassen, in denen Herr Zeyher die unzähligen Fachwerkhäuser vorführte. Alle sind auf den beim Stadtbrand von 1634 (es gab nachher noch weitere Brände) stehengebliebenen steinernen Unterbauten errichtet, die in der ehemaligen Festung Schorndorf besonders hoch sind.

Man sah hier schöne steinerne Konsolen, alte Türen und Portale und darüber hervorragendes Fachwerk, teils aus der Renaissance, teils aus dem Barock. Als engagierter Denkmalpfleger bemerkte Herr Zeyher bitter, wie so manches schöne Haus infolge von Geldmangel und Unverständnis der Besitzer »vor sich hingammelt«. Eine große Zahl wertvoller Bauten wartet so noch auf Restaurierung und Freilegung des Fachwerks. Musterhaft ist in dieser Richtung das Geburtshaus Gottlieb Daimlers, das, bereits dem Abbruch verfallen, von der Daimler-Benz-AG gekauft und vorbildlich restauriert wurde. Besonders interessant waren einige bereits restaurierte Häuser, welche eine Kombination von Stadtwohnung und landwirtschaftlicher Nutzung zeigten: über dem Wohnstock im Fachwerk einen »Heubarn«, darüber den »Kornboden« und den »Holzboden«. Schließlich stand man noch vor dem bedeutenden Fachwerkbau des Spitals, dessen Holzstruktur ein Symbol des Lebensbaumes verkörpert. Das Schorndorfer Spital zum Heiligen Geist war über Jahrhunderte eine reichbegüterte und finanzkräftige Institution, wohl der bedeutendste Besitz der Stadt.

Der Dank an den versierten Führer für diesen großartigen Überblick über eine der bedeutendsten Städte AltWürttembergs war sehr herzlich, und hoch befriedigt saß man noch in Hebsack bei einem gemütlichen Abendvesper zusammen, ehe die Heimfahrt angetreten wurde.

Der vorliegende Jahresbericht gründet auf den von Helga Gengnagel, Wilfried Melchior und Markus Otto erstellten Zeitungsberichten zu den einzelnen Veranstaltungen.

Markus Otto

Das Städtische Museum Ludwigsburg 1981/82

Auch ein Museum lebt vom Wechsel und darf nicht unverändert bleiben und verstauben.

So wurde im April 1982 als »Kabinett-Ausstellung« (rund um das Stadtmodell) für ca. ein Jahr die Schau »Ebner-Blätter zeigen Württemberg« der Bevölkerung zugänglich gemacht. Von den rund 210 Radierungen, die der Drucker und Verleger Georg Chr. Ebner in Stuttgart (geb. 1784 in Ludwigsburg) zwischen 1816 und 1826 herausgab, besitzt das Städtische Museum rund 100 Stück. Diese Kleinformate, handkoloriert, stellen Orte und Landschaften Alt- und Neuwürttembergs nach der Gebietsreform von 1813 dar. Eine frühe Form der Werbung.

Die 3 Vitrinen, die im Sängersaal hängen (dem Zugang durch das Haus vom Haupteingang des Kulturzentrums her), werden auch stets vom Museum bestückt. Im Augenblick sind dort kolorierte Radierungen mit Szenen aus der württembergischen Geschichte und Legende zu sehen, die in der Mitte des 19. Jh. entstanden. Interessant, mit welchen Augen man damals die Geschichte sah: eine Verherrlichung der Herrscher durch alle Generationen.

Trotz des immer schwieriger werdenden Kunstmarktes konnte es uns im letzten Jahr doch gelingen, 32 neue Graphikblätter zu erwerben, außerdem 5 Gemälde von lebenden Künstlern und eine Vase (Ludwigsburger Porzellan) auf halbkreisförmigem Grundriß, in der man schon im 18. Jh. Blumen einzeln anordnen konnte (da sie an der Oberseite kleine Löcher besitzt).

Vorsichtiges Taktieren mit den vorhandenen Geldmitteln erlaubt jetzt, daß wir bei der Antiquitätenmesse in München (Ende Oktober/Anfang November) nach Objekten für unsere Sammlung Ausschau halten können.

Bei der Inventarisierung der Militaria-Graphiken kommen wir voran – leider allzu langsam.

Die Hauptarbeit lag in diesem Jahre bei den Sonderausstellungen im Treppenhaus des Kulturzentrums. Neunmal wurden die Geschosse umgebaut – dank der 25 neuen abnehmbaren Wandvitrinen – darunter zwar mit 3 kleineren Arrangements, dafür benötigten die »Berge 81« und die Schnitzarbeiten aus den Volkshochschulkursen von Walter Sack eine intensivere Vorarbeit.

Erfreulich, daß auch wir die Schickhardt-Ausstellung übernehmen konnten, die eine Schulklasse in Montebéliard erarbeitet hatte. Bei der Übersetzung der Texte ins Deutsche half uns das Deutsch-Französische Institut.

Die Reihe der Ausstellungen, die das Museum im Rahmen des Kulturamtes durchführte, wurden fortgesetzt (vgl. Ludwigsburger Geschichtsblätter 33/1981, S. 227):

101.	11. 10.–15. 11. 1980	Fotoclub Ludwigsburg
102.	22. 11.–23. 12. 1980	Eckart Dietz
103.	10. 1.–14. 2. 1981	Ernst Walter
104.	21. 2.–21. 3. 1981	Orientalischer Volksschmuck
105.	28. 3.– 2. 5. 1981	Gottschee, Verlorene Heimat deutscher Waldbauern
106.	15. 5.– 3. 7. 1981	Musikgeschichte im Spiegel von Karikaturen
107.	17. 8.–12. 9. 1981	Alte Ludwigsburger Bücher
108.	19. 9.–24. 10. 1981	Karlsruher Majolika
109.	31. 10.–28. 11. 1981	Kunstverein Ludwigsburg
110.	5. 12. 81– 9. 1. 1982	Historische Puppenstuben
111.	16. 1.–20. 2. 1982	Berge '81
112.	27. 2.–27. 3. 1982	Kinder lernen miteinander leben

113.	3.	4.-30.	4.	1982	Walter Sack: Schnitzen an der Volkshochschule Ludwigsburg
114.	8.	5.-15.	5.	1982	Ludwigsburger Fotowettbewerb
115.	29.	5.-26.	6.	1982	Claus-Peter Hutter – Natur und Landschaft –
116.	9.	8.-28.	8.	1982	Heinrich Schickhardt 1558–1635, ein Architekt der Renaissance in Montbéliard
117.	14.	9.-	2. 10.	1982	Reval/Tallinn, Einst Hansestadt, heute Landeshauptstadt
118.	9.	10.-13.	11.	1982	Bierdeckel von 1944 bis heute
119.	9.	10.-	2. 11.	1982	in der 2. Etage: Altes Handwerk aus Nordwürttemberg

Helga Gengnagel

50 Jahre Milu Milchwerk Ludwigsburg eG.

Nach umfangreichen Vorarbeiten wurde am 13. Juli 1932 die »Bezirksmilchverwertung Ludwigsburg, eGmbH« als bäuerliches Gemeinschaftsunternehmen von 55 Landwirten aus den damaligen Oberamtsbezirken Ludwigsburg und Marbach gegründet. Zur 50-Jahr-Feier hat die inzwischen zu einem der bedeutenden Unternehmen Ludwigsburgs gewachsene Firma, die seit 1966 den Namen »Milu« führt, ihren Geschäftsbericht für 1982 um einen historischen Rückblick erweitert, in dem die Entwicklung der Firma auf sieben Seiten knapp gewürdigt wird.

Man begann 1932 in der Militärbäckerei in der Stuttgarter Straße, zog aber bereits 1933 in einen eigens errichteten Firmenbau in der Max-Eyth-Straße in der Nähe des damaligen Schlachthofs um und errichtete schließlich 1956–1958 die heutigen Betriebsanlagen an der Monreposstraße in Ludwigsburg-Eglosheim.

Die Zahl der Genossenschaftsmitglieder stieg nach der Gründung lawinenartig an: Ende 1932 schon 611, Ende 1935 knapp 2000, Ende 1956 über 3000 Mitglieder; seither ging die Mitgliederzahl dann bis 1981 auf unter 1500 wieder zurück – Zahlen, die auch die landwirtschaftliche Umstrukturierung in diesem Entwicklungszeitraum widerspiegeln. Der Umsatz stieg in dieser Zeit von rund 1,28 Millionen Reichsmark in 1932 auf über 102 Millionen DM (Nettoumsatz) in 1981, wobei die Geschäftstätigkeit von der ursprünglich reinen Milchverarbeitung heutzutage zunehmend auf den Lebensmittelhandel und den Vertrieb von Lebensmitteln aller Art in eigenen Einzelhandelsgeschäften ausgedehnt wurde.

Vorstandsvorsitzender war von 1932–1966 Jakob Dobler, Ludwigsburg-Pflugfelden; seit 1966 hat Carl Dobler, Hemmingen, dieses Amt inne. *Wolfgang Schmierer*

Buchbesprechungen

Horneck, Königsberg und Mergentheim. Zu Quellen und Ereignissen in Preußen und im Reich vom 13. bis 19. Jahrhundert. Hg. von Udo Arnold (Schriftenreihe Nordost-Archiv 19). Lüneburg: Nordostdeutsches Kulturwerk e.V. 1980. 102 S.

Die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung tagte 1979 in Gundelsheim a.N. bzw. auf Schloß Horneck. Unter dem Rahmenthema »Preußen, Polen und das Reich am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit« waren Vorträge von breit gefächerter Thematik zur Geschichte des Deutschen Ordens und Preußens zusammengefaßt. Einige erschienen in dem hier anzuzeigenden kleinen Band.

Der umfangreichste und für die Leser dieser Zeitschrift wohl wichtigste Beitrag ist der überarbeitete Vortrag von Alois Seiler »Horneck – Mergentheim – Ludwigsburg. Zur Überlieferungsgeschichte der Archive des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland«. Angesichts der heillosen Zersplitterung des am Anfang des 19. Jh. noch intakten Deutsch-Ordens-Archivs in Mergentheim, das in seiner Reichhaltigkeit dem Reichsarchiv in Wien oder dem Archiv des Erzstiftes Mainz vergleichbar war, werden die Forschung und alle, die sich mit der Geschichte des Ordens und seiner Besitzungen befassen, Seilers Ausführungen besonders dankbar begrüßen. Der Beitrag ist ein sehr anschauliches Beispiel für die enge Verknüpfung des Schicksals der Archive mit der Geschichte der Institution selbst. Während die zentrale mittelalterliche Überlieferung des Ordensstaats Preußen den Kern des späteren Staatsarchivs Königsberg bildete und heute von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz betreut wird, ging das Archiv des Deutschmeisters in Horneck in den Wirren des Bauernkriegs unter. Die neue Zentrale des Deutschen Ordens in Mergentheim, die seit 1527 in der Nachfolge des Deutschmeister- und Hochmeisterturns stand, verfügte daher bis auf wenige Überreste über keine zentrale mittelalterliche Schriftgutüberlieferung. Vielmehr entstand dort ein ganz neues Archiv. Seiler beschreibt die mancherlei Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten in diesem Archiv sowie die Ansätze, es durch Abschriften aus den Balleien zu einem Ordenshauptarchiv auszubauen. Sehr früh bereits (1568–72) erhielt es ein eigenes Gebäude, das zu den ältesten Archivzweckbauten Südwestdeutschlands zählt. Mit dem Ende des Ordens in Deutschland begann nach 1809 der Aufteilungsprozeß dieses wertvollen und bedeutenden Archivs. Die deutschen Nachfolgestaaten und der in Österreich weiterlebende Orden beanspruchten jeweils die sie betreffenden Dokumente. Heute verwahren über 20 Staatsarchive des In- und Auslandes sowie zahlreiche Kommunalarchive Schriftgut des Deutschen Ordens. Über Zustand und Benutzbarkeit der seinerzeit in Württemberg verbliebenen Restbestände in den heutigen Staatsarchiven Ludwigsburg und Stuttgart informieren zwei beigefügte Kurzübersichten.

Eine reizvolle Quelle zur Geschichte von Horneck untersucht Hartmut Boockmann in seinem Beitrag »Das Hornecker Stifterbild und die Anfänge der Deutschordenskommende Horneck«. Das aus dem 15. Jh. stammende dreiteilige Tafelbild erinnert in seiner Darstellung und einer ausführlichen Erzählung am unteren Bildrand an die Begründung der Deutschordenskommende Horneck kurz nach der Mitte des 13. Jh.

Im dritten Beitrag »Das Herzogtum Preußen, Polen und das Reich zur Zeit Herzog Albrechts von Brandenburg-Ansbach (1525–1568)« befaßt sich Janusz Mańtek mit der Außenpolitik des ehemaligen Deutsch-Ordens-Hochmeisters in seiner Regierungszeit als Herzog in Preußen.

Sibylle Grube-Bannasch

Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretungen in Baden-Württemberg. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Mit Beiträgen von Peter Beichle u.a. Redaktion: Günther Bradler und Franz Quarthal. 376 Seiten mit 32 Kunstdrucktafeln, Leinen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982.

Die Entwicklung parlamentarischer Institutionen im Südweststaat wird im vorliegenden Band für all die vielfältigen historischen Territorien einschließlich der Reichsstädte dargestellt, aus denen Baden-Württemberg zusammengewachsen ist.

In den vier Hauptteilen »Altes Reich«, »Vom Konstitutionalismus zum parlamentarischen System«, »Von der Weimarer Republik zum Dritten Reich« und »Der parlamentarische Neubeginn nach 1945 und der Landtag von Baden-Württemberg« werden auch die für die Forschung besonders ergiebigen und v.a. für die Zeit bis zu den 1850er Jahren schon detailliert behandelten Verhältnisse in der Grafschaft, im Herzogtum und im Königreich Württemberg zusammenfassend beschrieben. Beiträge über Württemberg 1918 bis 1945 und Württemberg-Baden 1945 bis 1952 (beide von Paul Sauer) sowie über die Zeit nach Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg führen die Darstellung bis in die neueste Zeit fort.

Den Autoren ist es gelungen, trotz bewußt gedrängter Darstellung ihre Beiträge unter Verzicht auf Belege bzw. einen wissenschaftlichen Apparat in allgemein verständlicher Form darzubieten. Das entspricht den Intentionen der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, die einen möglichst breiten Leserkreis ansprechen will. Die Kenntnis der verschiedenen Vorstufen des modernen Parlamentarismus soll dabei helfen, Verständnis und Engagement für die Erhaltung und Förderung des Erreichten zu wecken. Die Nähe zu den behandelten Landschaften, die Möglichkeit, vieles, was behandelt wird, mit vorhandenen Grundkenntnissen zu verknüpfen bzw. manches besser einordnen zu können, läßt wünschen, daß dies gelungen ist. Allerdings hätten dabei Belegangaben nicht gestört, sondern wären den Interessen vieler Leser eher dienlich gewesen, die im vorliegenden Band auf das angefügte Verzeichnis für gedruckte Quellen und weiterführende Literatur verwiesen sind. Schaubilder, Übersichtskarten, Tabellen, zeitgenössische Stiche sowie ein Bildteil mit den wichtigsten Stationen und Persönlichkeiten der Nachkriegszeit verdeutlichen auf sehr plastische Weise die Vielfalt der historischen Gegebenheiten und Entwicklungsstufen. *Franz Mögle-Hofacker*

Otto Borst: Ludwigsburg in der Deutschen Revolution des 19. Jahrhunderts. Hg. vom Hauptamt der Stadt Ludwigsburg 1982, 60 S. (mit 9 Abb.).

Die Festrede, die Otto Borst anlässlich der Stadtgründungsfeier im Ordensaal des Schlosses gehalten hat, wurde vom Hauptamt der Stadt Ludwigsburg im vorliegenden Bändchen veröffentlicht, zusammen mit einigen sehr plastischen Quellen aus dem Stadtarchiv, die die Situation von 1848 verdeutlichen.

Namen wie David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer, Justinus Kerner, Eduard Mörike, Ernst Friedrich Kauffmann, Rudolf Lohbauer, Friedrich Notter, alle eng verbunden mit »Ludwigsburg als Stadt der Auslese und der Elite«, stellt der Autor in den Zusammenhang des »Lebensweges des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert«. Ausgehend von den Einzelpersönlichkeiten werden Leistungen für die Fortentwicklung der engeren und weiteren Heimat dargestellt. Im Mut zu geistigen Neuansätzen, der von der »Neustadt Ludwigsburg« ausging, sieht Otto Borst ihren spezifischen Beitrag zur »Deutschen Revolution des 19. Jahrhunderts«. *Franz Mögle-Hofacker*

Das staatliche Archivwesen in Baden-Württemberg. Aufgaben – Organisation – Archive. Hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Stuttgart 1981. 68 S.

Der kleine Band ist das Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit der Landesarchivdirektion und der Staatsarchive in Baden-Württemberg und wendet sich, wie Dr. E. Gönner, der Präsident der Landesarchivdirektion, in seinem Vorwort sagt, »an die Benutzer der Staatsarchive und an alle Freunde und Förderer der Landes- und Heimatgeschichte«, »aber auch an alle ablieferungspflichtigen Stellen in Verwaltung und Justiz«.

Diese Broschüre ist im besten Sinn Selbstdarstellung, in der die Landesarchivdirektion und die sechs Staatsarchive – das sind das Hauptstaatsarchiv Stuttgart, das Staatsarchiv Ludwigsburg mit seiner Außenstelle Hohenlohe – Zentralarchiv Neuenstein, das Generalarchiv Karlsruhe und die Staatsarchive Freiburg, Sigmaringen und Wertheim – Fachaufgaben, Verwaltungsaufbau und Zuständigkeiten knapp und klar beschreiben. Für den Benutzer aber dürfte von besonderem Interesse und entscheidender Hilfe die detaillierte Beschreibung der einzelnen Staatsarchive sein, in der Lokalität, Öffnungszeiten, Telefonnummer, die Geschichte des jeweiligen Archivs, seine Beständestruktur und Beständeübersicht in knappem Überblick dargeboten werden und dem Benutzer außerdem mit Hinweisen für Archivbenutzung, Ausstellungen und Führungen geholfen wird.

Was diese informative Selbstdarstellung aber besonders ansprechend macht, ist ihre schöne äußere Form: originelle Umschlaggestaltung mit den Schriftzügen prominenter Persönlichkeiten, gutes Papier, sauberer Druck und ein qualitätsvoller Bilderteil fügen sich zu einem gelungenen Ganzen. So werden im Bilderteil, der Fotoarbeiten von Alois Seiler (22 und Schriftzüge), Horst Ehl (4) und Hartmut Weber (2) verwendet, nicht nur durch Illumination, Illustration und Schreibkunst besonders schöne Ausschnitte aus Urkunden, Akten, Büchern, Atlanten, Briefen, Gemarkungsplänen und Lagerbüchern wiedergegeben, sondern auch schlichte Dokumentationsfotos von der Arbeit der Archivare und den für die Benutzer bestimmten Einrichtungen. Und sollten, von der Werbewirksamkeit der Broschüre sanft verführt, neue Benutzer für die Staatsarchive gewonnen werden, so können diese, was die Lokalität anlangt, nicht in die Irre gehen: eine Abbildung des erwählten Staatsarchivs-sorgt dafür. Bleibt hinzuzufügen, daß dieses sympathische Büchlein zu dem günstigen Preis von 7 DM bei der Landesarchivdirektion und allen Staatsarchiven bezogen werden kann.

Renate Leibfried

Theodor Bolay: Asperg in alten Ansichten. Zaltbommel/Niederlande (Verlag Europäische Bibliothek) 1980. 3 Textseiten und 107 Bildseiten.

Das kleine, in handlichem Querformat vorliegende Bändchen erschien in der Reihe »In alten Ansichten«, die anhand von Fotografien dokumentieren will, »wie eine bestimmte Gemeinde zu ›Großvaters Zeiten«, das heißt in der Zeit zwischen 1885 und 1925 aussah«. In dieser Reihe sind bisher in etwa 300 Einzelbänden Gemeinden und Städte Deutschlands dargestellt worden.

Der einleitende, knappe Textteil gibt in groben Zügen einen von der Vor- und Frühgeschichte bis ins 20. Jh. reichenden Überblick über die Geschichte Aspergs und des Hohenaspergs.

Den Schwerpunkt bilden die vom Verf. ausgewählten 107 Schwarzweißfotografien, darunter zahlreiche Abbildungen von alten Postkarten. Die Bilder zeigen insbesondere Ansichten von Gebäuden, wie Rathaus, Kirche oder Gasthäuser, von Straßenzügen sowie Gesamtansichten Aspergs zu Beginn der Entwicklung vom »ehemaligen Bauern- und Weingärtnerstädtchen« über eine »Arbeiterwohngemeinde« zur heutigen industriell bestimmten »Kleinstadt«. Auch dem Hohenasperg mit der Festung sind einige Fotografien gewidmet. Dargestellt werden weiter Szenen des täglichen Lebens und Arbeitens,

wie Aufnahmen von Arbeitern in kleinen Handwerksbetrieben oder bei der Weinlese. Besonderes Gewicht wird dem sehr vielfältig dokumentierten Vereinsleben beigemessen. Die Bildunterschriften enthalten Erläuterungen zu den Abbildungen, teilweise geben sie darüber hinaus noch Informationen zur Geschichte Aspergs.

Mit diesem Bildband will der Verf. »ein Bild Aspergs und des Asperger Lebens um die Jahrhundertwende bieten«, was in anschaulicher Weise gelungen ist. Eine Gliederung und systematische Anordnung der Bilder wäre vielleicht nützlich und wünschenswert gewesen.

Gabriele Carle

Claus-Peter Herrn, Claus-Peter Hutter und Reinhard Wolf: Naturschutz im Kreis Ludwigsburg. Naturdenkmale (Führer durch Natur- u. Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Heft 8) Karlsruhe 1981. 111 S. mit 44 z. T. farbigen Abb.

Mit diesem Heft legt der Landkreis Ludwigsburg erstmals der Öffentlichkeit eine umfassende Bestandsaufnahme in Sachen Naturschutz vor. Für die in allgemeinverständlicher Form gehaltenen Beiträge zeichnen drei auf diesem Gebiet engagiert tätige Verf. verantwortlich.

In einem ersten Teil werden mit viel Sachkenntnis und Liebe zum Detail die Beschaffenheit kreistypischer Biotope mit den ihnen charakteristischen Lebensgemeinschaften und ihre Bedeutung für einen geordneten Naturhaushalt aufgezeigt. Zu diesen ökologischen Kleinzellen zählen die Feuchtgebiete, Trockenrasen und Hohlwege. An dieser Stelle fehlen nicht die bereits als »historische« Naturdenkmale geltenden Bäume bzw. Baumgruppen und die geologischen Aufschlüsse (Steinbrüche).

Ein nicht weniger wichtiger zweiter Teil behandelt die rechtliche und verwaltungsmäßige Seite der Materie, so die Entstehung und Organisation des Naturschutzes seit den Anfängen vor etwa 100 Jahren, Maßnahmen zur rechtlichen Sicherung von Naturdenkmälern und die Naturdenkmalverordnung für den Landkreis Ludwigsburg. Hier befindet sich gleichsam als Kernstück eine nach Gemeinden gegliederte detaillierte Auflistung und Beschreibung der bereits unter Schutz gestellten Naturdenkmale mit aufschlußreichen geschichtlichen Rückblicken.

Mit einer Liste weiterführender neuerer Fachliteratur und einem kleinen ökologischen ABC im Anhang schließt der Band. Ausgezeichnete, an passender Textstelle eingerückte Fotos, Zeichnungen und Skizzen verleihen dem Band seinen besonderen Reiz.

Das mit Recht als »Öko-Fibel« bezeichnete Buch ist geeignet, Verständnis für die Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege unter der einheimischen Bevölkerung zu wecken.

Karl Hofer

Wolf Deiseroth: Stadt Ludwigsburg mit Stadtteilen Eglosheim und Hoheneck. Ortskernatlas Baden-Württemberg, Heft 1.1, 1981 (Muster). Hg. vom Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, 28 S., mit zahlreichen Abb., 2 Faltblättern, brosch.

Im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg hat das Landesdenkmalamt in Zusammenarbeit mit dem Landesvermessungsamt (Herstellung des Musters, einschließlich der Bearbeitung des kartographischen Teils) die erste Einzellieferung (Musterheft) des »Ortskernatlases Baden-Württemberg« erstellt. In dem »Projekt Ortskernatlas« sollen »die historisch bedeutsamen Ortskerne in ihrer geschichtlichen und baulichen Entwicklung dargestellt werden«, so Innenminister Prof. Dr. Roman Herzog in seinem Geleitwort zu dem nun vorliegenden Heft »Ludwigsburg«. Mit Hilfe des im Jahre 1972 in Kraft getretenen Denkmalschutzgesetzes ist es möglich, neben einzelnen Kulturdenk-

malen auch »Gesamtanlagen, insbesondere Straßen, Platz- und Ortsbilder, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein besonderes Interesse besteht«, zu schützen (§ 19).

Das lediglich als Bestandsaufnahme von historischen Bauten sowie Stadt- und Ortsstrukturen konzipierte Atlaswerk hat die Aufgabe, für ganz Baden-Württemberg eine einheitliche Basis für die Ausweisung von Gesamtanlagen zu schaffen. Vorgesehen ist, mindestens 150 Innenstädte und 200 Dorfkerne zu erfassen, wobei Gründungen des Mittelalters, der frühen Neuzeit sowie des Absolutismus ebenso wie neuzeitliche Erweiterungen von älteren Stadtkernen berücksichtigt werden sollen. Analog zum Atlas ist schließlich die Herausgabe von Denkmallisten geplant, in denen dann alle zu schützenden Kulturdenkmale und Ensembles verbindlich aufgeführt werden.

Ludwigsburg mit den Stadtteilen Egosheim und Hoheneck ist die erste Stadt, die im Rahmen dieses Atlaswerkes erfaßt und vorgestellt wird.

Der Inhalt des von dem Kunsthistoriker Wolf Deiseroth bearbeiteten Heftes im Format DIN A4 beruht auf einem vom Landesdenkmalamt erarbeiteten Vorentwurf für eine Denkmalliste sowie auf genauen Untersuchungen zur baugeschichtlichen Entwicklung Ludwigsburgs bis hin zur Gegenwart.

Nach Geleit- und Vorworten wird das Heft mit einem Ausschnitt der Topographischen Karte 1 : 50 000 eingeleitet, auf der das Ludwigsburger Stadtgebiet in der Ausdehnung des 18. Jh. einschließlich der noch bestehenden Alleen der Umgegend, der Schloßanlage Monrepos sowie der historischen Ortskerne von Egosheim und Hoheneck farbig hervorgehoben ist. Einem kurzen Überblick über die »Geographische und Verkehrsrlage« Ludwigsburgs folgen zwei größere Abschnitte über die »Städtebauliche Entwicklung« sowie die »Stadtanlage und Stadtgestalt heute«. Die in den Text eingefügten Ansichten, Stadtpläne und Luftaufnahmen stellen eine nützliche Ergänzung zu den eingehenden Erörterungen über die einzelnen Ausbauphasen der Stadt bis in die Gegenwart dar. In erster Linie sind hiervon zwei ausklappbare Faltblätter zu nennen, die einerseits die Württ. Flurkarte 1 : 2500, nach dem Stand von 1831 (verkleinert auf 1 : 5000), andererseits das Städtische Planwerk 1 : 2500 nach dem Stand von 1981 (verkleinert auf 1 : 5000), auf dem u. a. die zusammenhängende historische Bebauung (einschließlich Straßen und Plätze) farbig dargestellt ist, sowie eine direkt mit dieser Karte zu vergleichende Senkrechtaufnahme der Innenstadt in Farbe, Stand 1970, wiedergeben. Anschließend wird auf 10 Seiten in alphabetischer Ordnung die »Zusammenhängende historische Bebauung nach Straßen und Plätzen (mit ausgewählten Abbildungen)« behandelt und dabei in gedrängter Form auf die baugeschichtlichen und architektonischen Besonderheiten eingegangen. Die Ausführungen über die Stadtteile Egosheim und Hoheneck, die wegen ihrer nahezu unversehrten Kernbereiche aufgenommen wurden, bilden den Schluß des Musterheftes. Der Darstellung der beiden Stadtteile wurde der gleiche methodische Ansatz wie für Ludwigsburg zugrunde gelegt.

Trotz des Verzichts auf Planungsvorschläge oder konkretisierte Wunschvorstellungen dürfte der Ortskernatlas auch für alle diejenigen, die Einfluß auf die Erhaltung der historischen Baustrukturen in unseren Städten nehmen können, eine nützliche, wenn nicht gar unentbehrliche Hilfe zur Meinungsbildung bzw. Entschlußfassung sein. Nicht zuletzt wird der Atlas auch das Verantwortungsbewußtsein gegenüber der historischen Bausubstanz in unseren Städten und Ortschaften, die es in angemessener Weise zu bewahren gilt, fördern. Daß die Arbeit ein wesentlicher Beitrag zur Baugeschichte und zur Denkmalpflege Ludwigsburgs ist, braucht nicht eigens unterstrichen zu werden.

Wolfgang Läßle

Christine Bührlen-Grabinger: Kemnat. Die Geschichte einer Fildergemeinde in 750 Jahren Selbständigkeit. Wegra-Verlagsgesellschaft mbH., Stuttgart-Möhringen 1979; 190 S.

Wilfrid Setzler, Dieter Böhringer, Herbert Bühler, Rainer Häußler, Lothar Reinhard, Hans Georg Hofacker: 750 Jahre Musberg. Ein dreiviertel Jahrtausend Selbständigkeit. Wegra-Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart-Möhringen 1979; 212 S.

Uwe Jens Wandel, Heribert Hummel, Walter Wannewetsch, Friedrich Kühbauch, Wilhelm Spieth, Andrea Hähnle, Lothar Reinhard: Achthundert Jahre Urbach. Aus der wechselvollen Geschichte einer Remstalgemeinde. Wegra-Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart-Möhringen 1981; 208 S.

Friedrich Nietzsche fordert in seiner Betrachtung »Vom Nutzen und Nachteil der Historie«, Geschichte nicht ausschließlich als Makrostruktur, sondern auch im Mikrobereich zu sehen und, noch wichtiger, dieses Gebiet zu erfahren und zu erforschen. Das gleiche Postulat wurde, ähnlich argumentierend, von Jakob Burckhardt erhoben.

Geschichte, dargestellt in der Mikrostruktur, zugeschnitten auf einen engen, überschaubaren Rahmen, findet ihre adäquate Gestaltung in der Darstellung der Orte, zu denen vielfältige und beziehungsreiche Bindungen bestehen: Sei es aus gegebenem Anlaß wie Centenarfeiern oder eines anderen Jubiläums, verbunden mit dem Bewußtsein, dem Bürger zu dokumentieren, daß er sich in einem Geflecht von Beziehungen bewegt, in das er, wie auch seine Vorfahren, hineingeboren wurde. Allen Unkenrufen zum Trotz ist ein verstärktes Interesse an der Geschichte, besonders an der Heimatgeschichte, und an der des Ortes seit Jahren zu verzeichnen.

Die vorzustellenden Ortschroniken lösen die vorgegebene Aufgabe in beeindruckender Form. Ortsgeschichte wird nicht nur »von unten«, in der Mikrostruktur, gesehen und beschrieben; sie wird, darüber hinaus, in den größeren historisch-politischen Rahmen eingefügt, ohne die Dimensionen zu verlieren. Auf diese Weise werden die Konturen einzelner Geschehnisse schärfer gezeichnet.

Christine Bührlen-Grabinger, Archivarin am Hauptstaatsarchiv Stuttgart und bereits bewährte Chronistin (über die Gemeinde Bernhausen), legt eine Ortschronik über Kemnat vor, die Deskription und analytisches Verfahren verbindet. Bereits die Gliederung des Bandes bietet eine beredte Aussage und besticht durch die souveräne Handhabung des Stoffes. Ein Kennzeichen der Chronik ist die mit subtiler Akribie geschriebene Nähe zu den Quellen. Die relevanten Bestände des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, des Staatsarchivs Ludwigsburg und weiterer Archive wurden ausgiebig ausgewertet. Gleichsam als Leitmotiv des Bandes kann das Bild, das Portal im Turm der neuen evangelischen Kirche zeigend, angesehen werden (S. 7). Über alle Stürme der Zeiten hinweg sind zwei Zeugen kirchlicher Baukunst der Vergangenheit in das 20. Jh. hinübergerettet worden und haben ihre ursprüngliche Funktion bewahren können. Die einzelnen Abschnitte sind gleichmäßig gewichtet. Die präzisen Überschriften und deren Unterteilungen führen in die Frage- und Problemstellungen hinein: Ortsgeschichte im Spiegel der politischen Ereignisse vom 16. bis 20. Jh. Dabei verdient die Darstellung über die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besondere Beachtung. Ein umfangreicher Anhang, in dem, sehr hilfreich, u. a. die wichtigsten Wort- und Sachbegriffe erläutert werden, schließt diese sine ira et studio geschriebene Chronik ab.

Ähnlich in der Gliederung des Stoffes und in seinem äußeren Aufbau stellt sich die Chronik über Musberg, seit 1974 bei der Stadt Leinfelden, vor. Die Absicht, diese von

einem Autorenteam erarbeitete Chronik vorzulegen, klingt in dem Untertitel an: Ein dreiviertel Jahrtausend Selbständigkeit. Der Rückblick auf die Leistungen der Gemeinde und ihrer Bewohner in den wechselvollen Zeitläufen der Vergangenheit und Ausblick der in die Stadt Leinfelden aufgegangenene Gemeinde bilden die Pole dieser Ortschronik, bei der durch Straffung mancher Abschnitte eine bessere Lesbarkeit erreicht worden wäre.

Das Verfassersteam, das die Chronik von Urbach vorlegte, war gut beraten, als es den Untertitel wählte: Aus der wechselvollen Geschichte einer Remstalgemeinde. Die Bearbeiter der einzelnen Abschnitte sind versierte Kenner des darzustellenden Stoffes, auch wenn mitunter zu viele Einzelheiten geboten wurden. Chronisten verfallen allzu leicht der Versuchung, ein Werk zu schreiben, das lexikalischen Charakter besitzen soll. Wie in den beiden anderen Ortsgeschichten, so führen auch in der Chronik von Urbach die gewählten Titel unmittelbar zum Thema hin. Besondere Aufmerksamkeit verdient der von Walter Wannewetsch verfaßte Beitrag »Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Königreich«. Der Abschnitt zeichnet sich durch prägnante Darstellung und Stil aus.

Ortsgeschichten: Sie laden ein, Rückblick zu halten, Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues miteinander zu verbinden, sie stellen dar »wie es eigentlich gewesen ist« – in der Gemeinde, im persönlichen Umfeld – und ziehen den weiteren Rahmen, den die Obrigkeit, gleich in welchem Jahrhundert, vorgab, dabei mit ein. Allen drei Ortschroniken, ausgestattet mit einem hervorragenden und informativen Bildteil, kann man nur weiteste Verbreitung wünschen und dem Verlag danken, daß er dieses Genre historischer Darstellung weiterhin fördert.

Horst Mühleisen

Utta Keppler: Christian Friedrich Daniel Schubart – Ein genialer Rebell. Mühllacker (Stieglitz-Verlag E. Händle), 1982, 272 S.

In dramatischen Szenen, die von der plastischen Erzählkunst der Autorin zeugen, entfaltet Utta Keppler ihre Schilderung des von Genialität und Unmäßigkeit gleichermaßen geprägten Lebens Christian Friedrich Daniel Schubarts, jenes Mannes, dessen Schicksal es gewesen ist, nicht wie Schiller der Versklavung des Geistes durch Herzog Carl Eugens absolutistische Gewalt entkommen zu sein; vielmehr wurde er eines ihrer prominentesten Opfer.

Gebannt folgt der Leser den wechselnden Stationen dieses bunten Lebens. Von prägenden Kindheitserlebnissen, jugendlichen Tag- und Nachträumen, Kontakten mit herzoglichen Militärwerberrn ist ebenso die Rede, wie von den ersten Theatereindrücken und musikalischen Eigenschöpfungen. Die 1764 erfolgte Eheschließung mit Helene Bühler und die Tätigkeit als Lehrer und Kantor lassen Schubart nach einigen Studentenskapaden nur scheinbar seßhaft werden. Seine Ruhelosigkeit treibt ihn schließlich als Musikdirektor nach Ludwigsburg, wo er in den Bann des ausschweifenden »vorfranzösischen« Hoflebens gerät. 1773 wird er durch ein Reskript an das Oberamt Ludwigsburg wegen »Ehebruchs und anderer Ärgernisse« des Landes verwiesen. Als er den Buchhändler und Herausgeber Stage kennenlernt, beschließen beide die Herausgabe der »Deutschen Chronik«. Erscheinungsort ist zunächst Augsburg, nach dem dortigen Verbot die ebenfalls Freie Reichsstadt Ulm. Endlich glaubt Schubart einen Weg gefunden zu haben, das Hohelied der Freiheit singen zu können, dessen Verkündung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. In der Vorankündigung zur ersten Nummer der Chronik 1774 zitiert er einen deutschen Reisenden beim Verlassen Englands: »O Britannien! Von deiner Freiheit und deinem Humor nur diesen Hut voll!« Die politischen Gegebenheiten der Zeit billigen ihm, der mit der edlen Freimütigkeit eines Sueven über Politik, Literatur und schöne Künste schreiben wollte (S. 104), keine Nußschale voll dieser Freiheit zu (S. 108). Wie der Fischer, der das Wasser trübt, um die Forelle zu fangen – in Schubarts

Gedicht »Die Forelle«, später von Franz Schubert vertont – lockt ihn der durch ein herzogliches Dekret vom 18. 1. 1777 entsprechend angewiesene Klosteroberamtman Scholl von Blaubeuren auf württembergisches Hoheitsgebiet und damit in den Zugriffsbereich Carl Eugens. Was folgt, sind zehn Jahre Haft auf dem Hohenasperg. Hier wird Schubart dem durch die Veröffentlichung der »Räuber« unliebsam aufgefallenen Regimentsmedicus F. Schiller als, wie sich der Kommandant Rieger ausdrückt, warnendes Exempel für alle Rebellen präsentiert. Das menschenunwürdige Gefangenendasein, der ständige Wechsel von falscher Hoffnung auf Amnestie und totaler Verzweiflung zermürben den Kämpfer für Menschlichkeit und Freiheit. Der einst »Nichtangepaßte« ist bei der schließlich 1787 erfolgenden Freilassung gebrochen und akzeptiert eine Stelle als Musik- und Theaterdirektor seines Peinigers. Sechs Wochen nach der Freisetzung beginnt die Wiederherausgabe der Chronik. Vorsichtig und verschleiert tut der früher so Freimütige jetzt seine Meinung kund, und höheren Orts unliebsame Artikel widerruft er bereitwillig. Die Auswüchse der Französischen Revolution nimmt er als »Verrat seiner heiligen Freiheit« noch wahr, ehe er am 10. Oktober 1791 stirbt.

Auf 272 Seiten, dankenswerterweise ergänzt durch ein Personenverzeichnis und Quellenangaben, erfährt der Leser des Buches von Utta Keppler, daß Schubart weit mehr gewesen ist als der Gefangene vom Hohenasperg. Es drängt sich die Frage auf, was aus ihm wohl hätte werden können, wäre ihm wie Friedrich Schiller – vor nunmehr genau zweihundert Jahren – die Flucht aus der Knechtung des Geistes durch landesherrliche Willkür gelungen.

Regina Schneider

Karl Gröber: Deutsche Volkskunst, Schwaben. Frankfurt (Verlag Weidlich) 1982, unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1925, 120 S., 220 Abb., 1 Karte.

Das seit langem vergriffene Werk »Schwaben« aus der Reihe Deutsche Volkskunst, ist seit diesem Jahr als unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1925 wieder erhältlich. Der 1945 verstorbene Vf., Dr. Karl Borromäus Gröber, selbst Schwabe, und als Kunsthistoriker beim Bayer. Landesamt für Denkmalpflege tätig, wurde von seinen Zeitgenossen als einer der besten Kenner der sog. Volkskunst, einem vor 60 Jahren noch in den Anfängen stehenden Forschungsgebiet, anerkannt. Gröber war sich der Problematik bewußt, »ein so großes Gebiet, wie es die Volkskunst eines ganzen deutschen Stammes ist, zusammenhängend zu durchforschen. Das Resultat kann immer nur ein Querschnitt bleiben und darf auch nicht mehr sein wollen.«

Schon die Abgrenzung des schwäbischen Stammgebiets bietet Schwierigkeiten, ist doch das historische Schwaben von den politischen Grenzen Württembergs und Bayerns durchschnitten. Eine Übersichtskarte gibt einen informativen Überblick über den behandelten Raum. Es ist festzuhalten, daß das alemannische Bodenseegebiet Württembergs und Bayerns und der alemannische Teil des Allgäus bei der Bearbeitung mitberücksichtigt wurden.

Um den Begriff »Volkskunst« zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die Menschen vor etwa 200 Jahren, und erst seit dieser Zeit erlauben Anzahl und Qualität der Überreste handwerklicher Gebrauchskunst ein vergleichendes Urteil, unter Kunst durchaus auch etwas verstanden, das rein technisch gekonnt war. Nicht nur die Ästhetik einer künstlerischen Wirkung, auch die Kunstfertigkeit war gemeint.

Als entscheidend für die Entwicklung der schwäbischen Volkskunst sieht der Vf. die wirtschaftliche Struktur des Landes: »Ganz Schwaben überspinnt ein dichtes und gleichmäßiges Netz kleiner und mittelgroßer Städte, von denen nur drei über das durchschnittliche Maß herausragen: Augsburg, Ulm und Stuttgart. Alle diese Plätze haben ein verhältnismäßig kleines, aber mit der Stadt wirtschaftlich aufs engste verbun-

denes Hinterland. Der kleine Bürger der Stadt machte keine anderen Ansprüche an die künstlerische Ausgestaltung seiner Gebrauchsgegenstände als der Bauer, so daß der Handwerksmeister ungefähr in einer Linie für den Bauern und Kleinbürger arbeiten konnte. Daher kommt es auch, daß gerade in Schwaben die alte Volkskunst nicht den Charakter primitiver Dekorationsart zeigt, sondern sich aus den künstlerischen Vorlagen ihrer Zeit das Brauchbare herausklaubt und volkstümlich verarbeitet. So deckt sich in Schwaben Handwerkskunst mit Volkskunst.« In den Kapiteln »Siedlung und Haus«, »Wohnung und Hausrat«, »Handwerk, Tracht und Schmuck«, »Volkstümliche Kleinkunst« und »Die Dorfkirche und der ländliche Friedhof« beschreibt der Vf. Geschichte und Eigenart einer Kunst, die Ausweis handwerklichen Könnens war und Zeugnis vom Selbstverständnis ihres Eigentümers ablegte. 220 Schwarz-Weiß-Abbildungen, z. T. vom Autor selbst angefertigt, bereichern und veranschaulichen den Text. Sie zeigen Beispiele aus allen Gebieten der schwäbischen Volkskunst wie Bauernhäuser, Keltern, Mühlen, kunstvoll ausgestaltete Innenräume, Möbel, Hausgeräte, Devotionalien, Trachten etc.. Sie stellen auf diese Weise, nicht zuletzt auch durch Aufnahmen heute u. U. längst nicht mehr existierender Gebäude, eine nicht zu überschätzende Dokumentation dar.

Dorothea Bader

Albert Schöchle: Das Schlitzohr. Bekenntnisse eines leidenschaftlichen Gärtners und Tierfreunds. Stuttgart (Konrad-Theiss-Verlag) 1981, 265 S., 26 Abb.

Wer in seiner Freizeit einen Rundgang durch die Stuttgarter Wilhelma oder durch das Blühende Barock unternimmt, wird sich wohl kaum bewußt sein, welches Maß an Ideenreichtum, Mühe und Durchhaltevermögen ein Mann aufbringen mußte, bis er das Ziel erreicht hatte, aus diesen beinahe in Vergessenheit geratenen ehemals herrschaftlichen Gärten das zu schaffen, was sie heute sind.

Der 1905 geborene Albert Schöchle schildert in dieser Autobiographie auf humorvolle Weise seinen Lebensweg, der ihn vom Lausubub im Allgäu über den Gärtnerstift am Bodensee zunächst bis zum Lehramtskandidaten in Stuttgart führt, wo er dann im Alter von 28 Jahren die Leitung der Wilhelma übernimmt und in den Jahren vor Ausbruch des 2. Weltkrieges diesem botanischen Garten großes Ansehen verschafft.

Gespannt kann der Leser verfolgen, wie Schöchle nach dem Krieg auf dem weitgehend zerstörten Gelände die Wilhelma aufbaut, so wie wir sie heute kennen, indem er inmitten der neu aufblühenden Pflanzenpracht entgegen der Vorstellung seiner Vorgesetzten, doch zur großen Freude der Bevölkerung, Schritt für Schritt nacheinander Fische, Reptilien und Vögel, Affen, Steppentiere und schließlich Raubtiere ansiedelt.

Er läßt sich auch dann nicht von seinem Vorhaben abbringen, als 1951 nach einem Besuch von Vertretern des Finanzministeriums kurzum verfügt wird: »Die wilden Tiere haben zu verschwinden«, sondern geht zum Gegenangriff über und bittet kurz darauf den ahnungslosen Finanzminister, in Anwesenheit der Presse ein neugeborenes Löwenbaby zu taufen mit den Worten: »Die junge Löwin möge die Stammutter eines kräftigen Löwengeschlechts in der Wilhelma werden.« Da die Besucherzahlen ständig ansteigen, findet man sich bei der Behörde schließlich mit der Tatsache ab, daß der botanische Garten von hunderten von Tieren bevölkert ist.

Angesichts dieser Erfolge nimmt es nicht wunder, daß Schöchle das zweite Projekt, die Sanierung des Schloßparks in Ludwigsburg, mit demselben Eifer und Stehvermögen angeht. Unter dem Namen Blühendes Barock wird dieser neugestaltete Park 1954 der Öffentlichkeit vorgestellt und nach dem großen Publikumserfolg als Dauergartenschau weitergeführt.

Um diesem Garten auf Dauer eine solide Existenzgrundlage zu verschaffen, wird fünf

Jahre später nach langen Verhandlungen der Märchengarten eingerichtet, dem bald die Gondelfahrt durchs Märchenland und später die Herzogsschaukel folgen.

Zum Abschluß seines Wirkens in Ludwigsburg setzt Schöchle die Idee eines Tals der Vogelstimmen in die Tat um und eröffnet 1977, drei Jahre nach Niederlegung seines Amtes als Geschäftsführer des Blühenden Barock, die größte Voliere Europas, in welcher die Besucher auf einem Spazierweg hindurchgeführt werden und die Vögel ohne störendes Gitter erleben können. So kann sich Albert Schöchle beruhigt auf den bei Buchenberg im Allgäu gelegenen Köpffhof zurückziehen und dort seiner Lieblingsbeschäftigung, der Gartenarbeit, nachgehen.

Wenn im letzten Kapitel des Buches die SDR-Redakteurin Heidi-Barbara Kloos von einem Besuch bei Albert Schöchle berichtet, beschreibt sie die Begegnung mit einem Mann, der von sich sagen kann: »Eigentlich habe ich immer so viele Ideen gehabt, daß es überhaupt nichts ausmachte, wenn eine davon nicht verwirklicht wurde.«

Wolfgang Schneider

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–1982

Heft-Nr.	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	“	“
3	1903	106	“	“
4	1905	186	“	“
5	1909	115	“	“
6	1911	88	“	“
7	1913	57	“	“
8	1916	48	“	“
9	1923	119	“	“
10	1926	107	“	“
11	1930	133	“	“
12	1939	46	“	“
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	“	“
15	1963	162	Heinrich Gaese	“
16	1964	203	“	“
17	1965	207	“	“
18	1966	192	“	“
19	1967	164	“	“
20	1968	196	“	“
21	1969	92	Dr. Willi Müller	“
22	1970	116	“	“
23	1971	195	“	“
24	1972	272	“	“
25	1973	141	“	“
26	1974	141	“	“
27	1975	199	“	“
28	1976	161	“	“
29	1977	179	“	“
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	“
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	“
32	1980	188	“	“
33	1981	256	“	“
34	1982	176	“	“

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:

Hermann Stroebel »Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918.

*

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:

714 Ludwigsburg, Städt. Museum (Kulturzentrum)

Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz

Bildnachweis

- S. 7-18: Fotos Württ. Landesmuseum, Stuttgart
S. 9: Ausschnitt aus Bl. 2 der »Vues de la Résidence Ducale de Louisbourg«
S. 10: Wien, Albertina
S. 11: Bl. 16 der »Vues de la Résidence Ducale de Louisbourg«/New York, Metropolitan Museum
S. 20-35, 75-113: Fotos Dr. A. Seiler, Ludwigsburg
S. 38: Kieser'sches Forstlagerbuch (Foto HStAS)
S. 39: StAL, G 135, Bü 17 (Foto StAL)
S. 40: HStAS, A 52, Bü 22 (Foto HStAS)
S. 42: StAL, G 135, Bü 18 (Foto HStAS)
S. 50: Foto T. Nebel/HStAS, A 434, Bü 3 (Foto HStAS)
S. 59, 70: Fotos T. Nebel
S. 65: Jüd. Gotteshäuser und Friedhöfe, 1932
S. 67: Architekt Dr. W.-G. Fleck, Stuttgart
S. 68: Denkmalpfleger in B.-W. 2/1979, S. 75
S. 75: Städt. Museum LB (Photographie um 1900)
S. 77: StAL, E 191, Bü 5202: 46. Jb. der Anstalt Lichtenstern 1882 (Stahlstich um 1850)
S. 80: P. C. Johnson, California, Tokyo-New York-San Francisco ⁴1976, S. 12 (Zeitgen. Lithographie)
S. 81: C. Belschner, Pater Fischer, LB GBl XII/1939, S. 23 (Photographie um 1866)/J. C. Valadés, Maximiliano y Carlota en México, México [City] ²1977, S. 105 (Photographie um 1860)
S. 84: Mexico y sus abrededores... par C. Castro, I. Campillo, L. Auda, G. Rodriguez, Mexico 1855-1865 (Lithographie um 1865)
S. 85: F. Huch, Der Kaiser von Mexiko, München 1949 (zeitgen. Photographie)/J. Kühn [Hrsg.], Das Ende des maximilian. Kaiserreichs in Mexico. Göttingen-Berlin-Frankfurt-Zürich 1965 (Photographie um 1865)
S. 87: Stadtarchiv LB, L 5, Bü 556/F. X. Seppelt, Papstgeschichte, München ⁵1949, Nr. 189 (Gemälde um 1865)
S. 96: J. C. Valadés, Maximiliano y Carlota en México, México [City] ²1977, S. 103, 357 (Photographien um 1866/67)
S. 105: E. C. Conte Corti, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Wien 1924, Bd. II
S. 111: J. Kühn [wie S. 85] (zeitgen. Lithographie)/K. Menzel (Hrsg.), Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten, Bielefeld-Leipzig 1877 (Lithographie um 1870)
S. 113: H. Fischer, Erinnerungen an Johann Georg Fischer, Tübingen 1897 (Photographie um 1875)/Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 7, Stuttgart 1960 (Photographie um 1870)
S. 134-141: Fotos Dr. U. Kull, Stuttgart



St. m. 5/59 305